

blanvalet

 **CHILD**

**SEIN WAHRES  
GESICHT**

**JACK REACHER**

ROMAN

LEE CHILD

# Sein wahres Gesicht

# Buch

Kein Funken Interesse regt sich in dem genialen Jack Reacher, dem ehemaligen Ermittler der Militärpolizei, als eines Tages der Privatdetektiv Costello verschiedene Leute nach ihm ausfragt. Nicht umsonst lebt Reacher schließlich unter falschem Namen in Key West. Doch als er tags drauf Costello ermordet und mit abgeschnittenen Fingerkuppen auffindet, weiß er, dass er handeln muss. Reacher fliegt nach New York, um in Costellos Büro nach dessen Auftraggeber zu fahnden. In den verlassenen Räumen stößt Reacher auf die Adresse einer Mrs. Jacob - und diese führt schließlich sowohl Reacher als auch die Mörder zu der Trauerfeier für seinen ehemaligen Vorgesetzten und väterlichen Freund Leon Garber. Und zu seiner bildhübschen Tochter Jodie - Reachers große, aber unerfüllte Liebe. Die clevere Anwältin Jodie, geschiedene Jacobs, weiß jedoch nicht, weshalb ihr Vater unter ihrem früheren

Ehenamen Jack Reacher suchen ließ. Doch plötzlich machen beide unangenehme Bekanntschaft mit den Killern - und einem Kredithai namens Hook Hobie. Aber was hat der mit einem Vermissten aus Vietnam zu tun oder mit dem Grundstückstycoon Chester Stone und seiner Frau?

# Autor

Lee Child wurde in den englischen Midlands geboren, studierte und arbeitete dann viele Jahre als Produzent beim Fernsehen. Heute lebt er mit Frau und Tochter im Staat New York. Er erzielte bereits mit seinem ersten Jack-Reacher-Roman einen Bestseller in England und eroberte dann in beeindruckendem Tempo international eine riesige Fangemeinde. Child wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem »Anthony Award«, einer der renommiertesten Auszeichnungen für Spannungsliteratur.

*Von Lee Child bereits im Blanvalet Taschenbuch  
lieferbar:*

In letzter Sekunde (35577) · Sein wahres Gesicht (35692) · Zeit der Rache (35715) · Tödliche Absicht (36285) · Der Janusmann (36616) · Abschussliste (36840) · Trouble (37162) · Outlaw (geb. Ausgabe, 0420) Sniper (37208) · Way out (37209)

Weitere Jack-Reacher-Romane sind in  
Vorbereitung!

LEE CHILD



# Sein wahres Gesicht

# Ein Jack-Reacher-Roman

Aus dem Englischen von

Wulf Bergner

blanvalet

*Korrektur durch MM (Jan, 2013)*



Die englische Originalausgabe erschien unter dem  
Titel »Tripwire« bei Bantam Press,

Transworld

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-  
zertifizierte Papier Holmen Book Cream liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

7. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2002 © der  
Originalausgabe 1999 by Lee Child © der  
deutschsprachigen Ausgabe 2002 by

Blanvalet, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Schlück GmbH, 30827  
Garbsen Umschlaggestaltung: © bürosüd0,  
München Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Redaktion: Irmgard Perkounigg Herstellung:  
Heidrun Nawrot Printed in Germany ISBN: 978-3-  
442-35692-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für meine Tochter Ruth.

Einst das großartigste Kind der Welt, jetzt eine  
Frau, auf deren Freundschaft ich stolz bin.

# Prolog

Hook Hobie verdankte sein gesamtes Leben einem fast dreißig Jahre alten Geheimnis. Seine Freiheit, seine gesellschaftliche Stellung, sein Geld, alles. Und wie jeder umsichtige Mann in dieser besonderen Situation war er bereit, alles Erforderliche zu tun, um sein Geheimnis zu hüten. Weil er viel zu verlieren hatte. Sein gesamtes Leben.

Fast dreißig Jahre lang hatte er sich ausschließlich auf zwei Dinge verlassen, auf jene zwei Dinge, die jeder einsetzt, um sich vor Gefahren zu schützen. Auf jene Methode, mit der eine Nation sich vor einer feindlichen Rakete schützt, jene Methode, mit der ein Apartmentbewohner sich vor einem Einbrecher schützt, jene Methode, mit der ein Boxer sich vor einem Knockout schützt. Ortung und Reaktion. Erst entdeckt man die Gefahr, und dann reagiert man



darauf.

Phase eins war sein Frühwarnsystem. Es war im Lauf der Jahre modifiziert worden, als andere Umstände sich verändert hatten. Jetzt war es vereinfacht und gut eingespielt. Es bestand aus zwei Sicherheitszonen, die konzentrischen Stolperdrähten glichen. Der erste Stolperdraht war elftausend Meilen von zu Hause entfernt. Er war ein Frühfrühwarnsystem. Ein Weckanruf. Er würde ihn warnen, dass sie näher kamen. Der zweite Stolperdraht war fünftausend Meilen näher ausgespannt, aber noch immer sechstausend Meilen von zu Hause entfernt. Ein Anruf, der von diesem zweiten Ort kam, würde ihn warnen, dass sie im Begriff waren, sehr nahe an ihn heranzukommen. Er würde ihn alarmieren, dass Phase eins vorbei war und Phase zwei in Kürze beginnen würde.

Phase zwei war die Reaktion. Er wusste sehr genau, wie diese aussehen würde. Er hatte fast dreißig Jahre damit zugebracht, darüber

nachzudenken, aber es gab stets nur eine praktikable Lösung. Seine Reaktion würde daraus bestehen, dass er flüchtete. Dass er untertauchte. Er war ein Realist und zeitlebens stolz auf seinen Mut und seine Gerissenheit, seine Zähigkeit und seine innere Stärke gewesen. Er hatte stets das Notwendige getan, ohne viel darüber nachzudenken. Aber er wusste, dass er würde verschwinden müssen, sobald er die Alarmsignale dieser weit entfernten Stolperdrähte hörte. Weil kein Mann überleben konnte, was dann auf ihn zukäme. Kein Mann. Nicht einmal ein so skrupelloser wie er.

Die Gefahr war seit Jahren wie die Gezeiten des Meeres angeschwollen und wieder abgeebbt. Es hatte lange Perioden gegeben, in denen er davon überzeugt gewesen war, sie werde im nächsten Augenblick über ihn hinwegbranden. Und dann wieder lange andere, in denen er sich sicher gewesen war, sie werde ihn nie erreichen. Manchmal wiegte ihn die abstumpfende Wirkung

des Zeitablaufs in Sicherheit, weil dreißig Jahre eine Ewigkeit waren. Aber dann wieder erschienen sie ihm kurz wie ein Wimpernschlag. Manchmal erwartete er den ersten Anruf fast stündlich. Er plante und schwitzte, war sich dabei stets bewusst, dass er im nächsten Augenblick zur Flucht gezwungen sein könnte.

In Gedanken hatte er alles schon eine Million Mal durchgespielt. Er rechnete damit, dass der erste Anruf ungefähr einen Monat vor dem zweiten kommen würde. Diesen Monat würde er dazu nutzen, seine Vorbereitungen zu treffen. Er würde Unerledigtes aufarbeiten, Geschäfte abwickeln, Kasse machen, Vermögenswerte in Sicherheit bringen, noch offene Rechnungen begleichen. Kam dann der zweite Anruf, würde er abhauen. Sofort. Ohne eine Sekunde lang zu zögern. Einfach abhauen, als sei der Teufel hinter ihm her, untertauchen und untergetaucht bleiben.

Aber als es dann passierte, kamen beide Anrufe

am selben Tag. Der zweite zuerst. Der innere Stolperdraht wurde eine Stunde vor dem äußeren niedergerissen. Und Hook Hobie floh nicht. Er schlug dreißig Jahre sorgfältiger Planung in den Wind und blieb, um den Kampf auszufechten.

Jack Reacher sah den Kerl durch die Tür hereinkommen. Tatsächlich gab es dort gar keine Tür. Der Kerl trat einfach durch den Teil der Fassade, der nicht da war. Von der Bar aus gelangte man direkt auf den Gehsteig. Dort draußen standen Tische und Stühle unter einem vertrockneten Rankengewächs, das eine Art nominellen Schatten lieferte. Das Ganze war ein Innenaußenraum, durch den eine nicht existierende Wand verlief. Reacher vermutete, dass es ein Scherengitter oder dergleichen geben musste, mit dem die Öffnung verschlossen werden konnte, wenn die Bar zumachte. Falls sie jemals schloss. Reacher hatte sie jedenfalls nie geschlossen erlebt, obwohl er sie zu ziemlich extremen Zeiten aufsuchte.

Der Kerl stand ungefähr einen Meter weit im Inneren des dunklen Raums und wartete blinzeln

darauf, dass seine Augen sich nach dem blendenden Licht der Sonne von Key West ans Dunkel gewöhnten. Es war Juni, Punkt vier Uhr nachmittags im südlichsten Winkel der Vereinigten Staaten. Weit südlicher als der größte Teil der Bahamas. Eine grellweiße Sonne und sengende Hitze. Reacher saß an seinem Tisch im Hintergrund, trank mit kleinen Schlucken Mineralwasser aus einer Plastikflasche und wartete.

Der Kerl sah sich um. Die Bar war ein niedriger Raum aus verwitterten dunkelbraunen Holzbohlen, Sie sahen aus, als stammten sie von alten, abgewrackten Segelschiffen. An den Wänden hing allerlei nautischer Trödel. Es gab alte Sachen aus Messing und grüne Glaskugeln. Große Stücke alter Netze. Fischnetze, vermutete Reacher, obwohl er in seinem ganzen Leben noch nie einen Fisch gefangen hatte. Oder auf einem Boot gesegelt war. Überlagert wurde alles von zehntausend Visitenkarten, die, mit Reißzwecken befestigt,

jeden freien Quadratzentimeter der Wände und sogar des Plafonds bedeckten, Manche von ihnen waren neu, manche waren alt und wellig - Erinnerungen an Unternehmen, die schon vor Jahrzehnten Pleite gemacht hatten.

Der Kerl trat weiter ins Dunkel hinein und hielt auf die Theke zu. Er war alt. Ungefähr sechzig, mittelgroß, stämmig. Ein Arzt hätte ihn übergewichtig genannt, aber Reacher sah nur einen fitten Mann, der den Zenit seiner Leistungsfähigkeit überschritten und schon eine gewisse Strecke hügelabwärts zurückgelegt hatte. Ein Mann, der den Lauf der Zeit würdevoll hinnahm, ohne großes Theater darum zu machen. Gekleidet war er wie ein Großstädter aus dem Norden, der überraschend in eine heiße Gegend reisen musste. Hellgraue Hose, oben weit, unten eng, zerknittertes beiges Sakko, weißes Oberhemd mit weit offenem Kragen, der an seiner Kehle bläulich weiße Haut sehen ließ, schwarze Socken, Stadtschuhe. New York oder Chicago, vermutete Reacher, vielleicht

auch Boston, verbrachte seine Sommer überwiegend in klimatisierten Gebäuden oder Autos. Hatte diese Hose und dieses Sakko irgendwo hinten in seinem Kleiderschrank vergraben, seit er sie vor zwanzig Jahren gekauft hatte, holte sie gelegentlich hervor und verwendete sie zweckdienlich.

Der Kerl erreichte die Theke, griff in seine Jacke und zog eine Geldbörse heraus. Sie war ein prall gefülltes altes Stück aus feinem schwarzen Leder. Reacher sah, wie der Mann sie mit geübter Bewegung aufklappte und dem Barman zeigte, wobei er eine halblaute Frage stellte. Der Angesprochene sah weg, als sei er beleidigt worden. Der Kerl steckte seine Geldbörse wieder ein und strich sein schütteres graues Haar auf seiner von Schweiß glänzenden Kopfhaut glatt. Er murmelte noch etwas, und der Barman holte aus dem Kühlschrank unter der Theke ein Bier hervor. Der Alte hielt sich die kalte Flasche einen Augenblick ans Gesicht, dann nahm er einen langen



Zug. Rülpste diskret hinter vorgehaltener Hand und lächelte, Reacher tat es ihm gleich, indem er einen großen Schluck Wasser trank. Der fitteste Kerl, den er je gekannt hatte, war ein belgischer Soldat, der schwor, der Schlüssel zu Fitness liege darin, alles zu tun, was, zum Teufel, einem Spaß mache, solange man täglich fünf Liter Mineralwasser trinke. Reacher hatte überschlagen, dass fünf Liter ungefähr eineinviertel Gallonen waren, und da der Belgier ein kleiner, drahtiger Kerl war, nur halb so groß wie er selbst, würde er wohl zwei Gallonen am Tag trinken müssen. Zehn große Flaschen Mineralwasser. Seit seiner Ankunft in der Hitze der Keys hatte er mit dieser Trinkkur begonnen. Für ihn bewährte sie sich ausgezeichnet. Er hatte sich nie besser gefühlt. Jeden Nachmittag saß er um vier Uhr an diesem dunklen Tisch und trank drei Flaschen ungekühltes, stilles Mineralwasser. Jetzt war er so süchtig nach dem Wasser, wie er zuvor nach Kaffee gewesen war.

Der alte Kerl lehnte seitlich an der Theke, war

mit seinem Bier beschäftigt. Suchte den Raum ab. Außer dem Barmann war hier nur Reacher anwesend. Der alte Kerl stieß sich mit der Hüfte von der Theke ab und kam herüber. Schwenkte sein Bier mit einer vagen Geste, die zu fragen schien: Darf ich? Reacher nickte zu dem Stuhl auf der anderen Tischseite hinüber und löste das Kunststoffsiegel seiner dritten Flasche. Der Kerl ließ sich schwer auf den Stuhl fallen, überwältigte ihn geradezu. Er gehörte zu den Leuten, die Schlüssel, Kleingeld und Taschentücher in den Hosentaschen herumschleppen, was ihre natürliche Hüftweite übermäßig betonte.

»Sind Sie Jack Reacher?«, fragte er über den Tisch hinweg.

Nicht Chicago oder Boston. Eindeutig New York. Er sprach genau wie ein New Yorker, den Reacher einmal gekannt und der sich in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens nie weiter als hundert Meter von der Fulton Street entfernt hatte.

»Jack Reacher?«, fragte der Alte nochmals.

Aus der Nähe betrachtet hatte er kleine schlaue Augen unter wulstigen Brauen. Reacher trank und beobachtete ihn durch das klare Wasser in seiner Flasche.

»Sind Sie Jack Reacher?«, fragte der alte Kerl zum dritten Mal.

Reacher stellte seine Flasche auf den Tisch und schüttelte den Kopf.

»Nein«, log er.

Die Schultern des alten Kerls sackten vor Enttäuschung etwas herab. Er zog seine Manschetten heraus, sah dabei auf die Armbanduhr. Bewegte seine massige Gestalt ein kleines Stück auf dem Stuhl nach vorn, als wolle er aufstehen, lehnte sich dann aber wieder zurück, als habe er mit einem Mal reichlich Zeit.

»Fünf nach vier«, sagte er.

Reacher nickte. Der Kerl hob seine leere Bierflasche und zeigte sie dem Barman, der mit einem neuen Bier hinter der Theke hervorkam.

»Die Hitze«, sagte er, »macht mich fertig.«

Reacher nickte erneut und trank einen Schluck Wasser.

»Kennen Sie hier irgendwo einen Jack Reacher?«, fragte der Kerl.

Reacher zuckte mit den Schultern.

»Haben Sie eine Personenbeschreibung?«, fragte er seinerseits.

Der Kerl war dabei, einen langen Zug aus der zweiten Flasche zu nehmen. Er wischte sich seine Lippen mit dem Handrücken ab und benutzte diese Bewegung, um einen zweiten diskreten Rülpsen zu

tarnen.

»Nicht wirklich«, sagte er, »Großer Kerl, mehr weiß ich nicht. Darum hab ich Sie gefragt.«

Reacher nickte,

»Große Kerle gibt's hier viele«, sagte er. »Große Kerle gibt's überall viele.«

»Aber Sie kennen den Namen nicht?«

»Sollte ich?«, fragte Reacher. »Und wer will das wissen?«

Der Kerl grinste, dann nickte er, als wolle er sich für seinen Lapsus entschuldigen.

»Costello«, sagte er. »Freut mich, Sie kennen zu lernen.«

Reacher erwiderte sein Nicken und hob als Antwort seine Flasche einen Fingerbreit hoch.

»Sie jagen Unterhaltspflichtige?«

»Privatdetektiv«, sagte Costello.

»Auf der Suche nach einem Kerl namens Reacher?«, fragte Reacher. »Was hat er getan?«

Costello zuckte mit den Schultern. »Nichts, soviel ich weiß. Ich hab bloß den Auftrag, ihn zu finden.«

»Und Sie vermuten, dass er hier unten ist?«

»Letzte Woche war er hier«, sagte Costello. »Er hat ein Bankkonto in Virginia, auf das er telegrafisch Geld überwiesen hat.«

»Von hier unten in Key West?«

Costello nickte.

»Jede Woche«, sagte er. »Seit drei Monaten.«

»Und?«

»Also arbeitet er hier unten«, sagte Costello.  
»Seit immerhin einem Vierteljahr. Also müsste ihn eigentlich jemand kennen.«

»Aber das tut niemand«, meinte Reacher.

Costello schüttelte den Kopf. »Ich hab die ganze Duval Street, wo in dieser Stadt die Action zu sein scheint, rauf und runter abgeklappert. Die einzig brauchbare Auskunft hab ich in einer Oben-ohne-Bar irgendwo im ersten Stock gekriegt - eines der Mädchen hat gesagt, dass ein großer Kerl, der seit genau drei Monaten hier ist, jeden Nachmittag um vier in dieser Bar sitzt und Wasser trinkt.«

Er verfiel in Schweigen und starrte Reacher dabei durchdringend an, als wolle er ihn herausfordern. Reacher trank Wasser, zuckte als Antwort mit den Schultern,

»Zufall«, sagte er.

Costello nickte.

»Klar doch«, erwiderte er ruhig.

Er setzte die Bierflasche an den Mund, trank und ließ dabei seine schlaunen alten Augen unverwandt auf Reachers Gesicht gerichtet.

»Viele sind nur auf der Durchreise hier«, erklärte Reacher. »Leute weht es herein und wieder hinaus.«

»Klar doch«, sagte Costello erneut.

»Aber ich halte meine Augen offen«, sagte Reacher.

Costello nickte.

»Das wäre nett von Ihnen«, sagte er mehrdeutig.

»Wer will ihn finden?«, fragte Reacher.

»Meine Auftraggeberin«, antwortete Costello.  
»Eine Dame namens Mrs. Jacob.«



Reacher trank einen Schluck Wasser. Der Name sagte ihm nichts. Jacob? Nie gehört.

»Okay, falls ich ihn sehe, richte ich's ihm aus, aber erwarten Sie sich nicht zu viel davon. Ich komme wenig unter Leute.«

»Arbeiten Sie?«

Reacher nickte.

»Ich grabe Swimmingpools«, sagte er.

Costello überlegte, als kenne er Swimmingpools, habe sich aber nie Gedanken darüber gemacht, wie sie an ihren Platz kamen.

»Baggerfahrer?«

Reacher schüttelte lächelnd den Kopf.

»Nicht hier unten«, sagte er. »Wir graben sie per Hand.«

»Per Hand?«, wiederholte Costello. »Wie denn, richtig mit Schaufeln?«

»Die Grundstücke sind für Maschinen zu klein«, sagte Reacher. »Die Straßen sind zu schmal, die Bäume zu niedrig. Abseits der Duval Street können Sie's selbst sehen.«

Costello nickte erneut. Er wirkte plötzlich sehr zufrieden.

»Dann ist's eher unwahrscheinlich, dass Sie diesen Reacher kennen«, meinte er. »Laut Mrs. Jacob war er Offizier in der Army Ich hab's nachgeprüft, und sie hat Recht. Er war Major. Mit Orden und allem. Soll ein großes Tier bei der Militärpolizei gewesen sein. So ein Typ gräbt bestimmt nicht mit einer Schaufel Löcher für Swimmingpools aus.«

Reacher nahm einen großen Schluck Wasser, um sein Mienenspiel zu verbergen.

«Was denken Sie, wie er dann sein Geld verdient?\*

»Hier unten?\*, fragte Costello. »Weiß ich nicht genau. Sicherheitsdienst in einem Hotel? Geschäftsführer irgendeiner Firma? Vielleicht hat er eine Motorjacht, die er vermietet.«

»Warum sollte er überhaupt hier sein?«

Costello nickte.

»Richtig«, sagte er. »Ein beschissenes Nest. Aber er ist hier, das steht fest. Er ist vor zwei Jahren aus der Army ausgeschieden, hat sein Geld bei der dem Pentagon nächsten Bank deponiert und ist verschwunden. Von seinem Bankkonto ist nach allen möglichen Orten telegrafisch Geld überwiesen worden, aber seit drei Monaten hat er's von hier aus durch Überweisungen aufgestockt. Also war er eine Zeitlang unterwegs, ist dann sesshaft geworden und arbeitet hier. Ich finde ihn, verlassen Sie sich darauf.«

Reacher nickte.

»Soll ich mich trotzdem weiter umhören?«

Costello schüttelte den Kopf. Plante schon seinen nächsten Schritt.

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte er.

Er stemmte seine massige Gestalt vom Stuhl hoch und zog ein verknittertes Bündel Geldscheine aus der Hosentasche. Warf einen Fünfer auf den Tisch und ging davon.

»Freut mich, Sie kennengelernt zu haben!«, rief er, ohne sich umzusehen.

Costello trat durch die fehlende Wand in die grelle Nachmittagssonne hinaus. Reacher trank sein Wasser aus und sah ihm nach, als er davonging. Es war sechzehn Uhr zehn.

Eine Stunde später schlenderte Reacher die Duval Street entlang, dachte darüber nach, was er mit seinem Geld auf der Bank tun sollte, überlegte, wo er ein frühes Abendessen einnehmen könnte, und fragte sich, weshalb er Costello belogen hatte. Seine erste Schlussfolgerung war, dass er sein Konto auflösen und das Geld in einem großen Packen in seiner Hosentasche mit sich herumtragen würde, die zweite, dass er den Rat seines belgischen Freundes befolgen und ein großes Steak und eine Portion Eiskrem essen und zwei weitere Flaschen Mineralwasser trinken würde; die dritte, dass er gelogen hatte, weil es keinen Grund gab, es nicht zu tun.

Es gab keinen Grund, weshalb ein Privatdetektiv aus New York nach ihm hätte suchen sollen. Er hatte nie in New York gelebt. Oder in irgendeiner anderen Großstadt im Norden. Er hatte nie irgendwo wirklich gelebt. Das war das charakteristische Merkmal seines Daseins gewesen. Es hatte ihn zu dem gemacht, was er war.

Als Sohn eines Berufsoffiziers im Marine Corps war er seit dem Tag, an dem seine Mutter ihn aus der Entbindungsstation eines Berliner Krankenhauses getragen hatte, durch die ganze Welt geschleppt worden. Er hatte ausschließlich auf den unterschiedlichsten Militärstützpunkten gelebt, von denen die meisten in einsamen und unwirtlichen Gegenden der Welt lagen. Dann war er selbst zur Army gegangen, Ermittler bei der Militärpolizei gewesen und hatte auf diesen selben Stützpunkten gelebt und gedient, bis die Friedensdividende bewirkt hatte, dass sein Truppenteil aufgelöst und er freigesetzt wurde. Dann war er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt und hatte sich wie ein Billigtourist ziellos treiben lassen. Als dann seine Ersparnisse allmählich aufgebraucht waren, landete er hier im äußersten Süden der USA. Er wollte ein paar Tage Löcher in der Erde ausheben, aber aus diesen paar Tagen waren ein paar Wochen und schließlich Monate geworden. Und er befand sich noch immer hier.

Er hatte nirgends Verwandte, die ihm in ihrem Testament ein Vermögen hätten vermachen können. Er schuldete niemandem Geld. Er hatte nie etwas gestohlen, nie jemanden betrogen. Niemals irgendwelche Kinder gezeugt. Sein Name stand auf so wenigen Dokumenten, wie es einem Menschen überhaupt möglich war. Er war nahezu unsichtbar. Und er hatte nie jemanden gekannt, der Jacob hieß. Das wusste er bestimmt. Deshalb interessierte ihn nicht, was Costello von ihm wollte, jedenfalls nicht genug, um seine Anonymität aufzugeben und sich in irgendwas hineinziehen zu lassen.

Denn das Unsichtbarsein war ihm zur Gewohnheit geworden, Sein Vorderhirn sagte ihm, dass dies in gewisser Weise eine komplexe Reaktion auf seine persönliche Situation war. Vor zwei Jahren war seine Welt auf den Kopf gestellt worden. Aus einem großen Fisch in einem kleinen Teich hatte er sich plötzlich in einen Niemand verwandelt. Aus einem ranghohen und geschätzten Mitglied einer straff organisierten Gemeinschaft hatte er sich in

nur einen von zweihundertsiebzig Millionen anonymen Zivilisten verwandelt. Aus jemandem, der gebraucht wurde, in einen Mann, der plötzlich überflüssig war. Aus einem Soldaten, der jederzeit dahin gegangen war, wo man ihn hinbeordert hatte, in einen Mann, vor dem über neun Millionen Quadratkilometer und vielleicht noch vierzig Jahre lagen, der aber keine Landkarte und keinen Zeitplan besaß. Sein Vorderhirn sagte ihm, seine Reaktion sei verständlich, aber defensiv, das Verhalten eines Mannes, der gern allein ist, aber die Einsamkeit fürchtet. Es sagte ihm, dies sei eine extreme Reaktion, die er sorgfältig unter Kontrolle halten müsse.

Aber sein Stammhirn, der Sitz seiner Instinkte, sagte ihm, dass ihm das in Wirklichkeit gefiel. Ihm gefiel die Anonymität. Ihm gefiel es, sein Leben geheim zu halten. Diese Geheimhaltung fühlte sich behaglich und beruhigend an. Er wahrte sie sorgfältig. Nach außen hin war er freundlich und gesellig, ohne jemals viel von sich preiszugeben.



Er zahlte gern bar und reiste auf der Straße. Sein Name stand nie auf irgendwelchen Passagierlisten oder den Durchschlägen beim Bezahlen mit Kreditkarten. Er verriet niemandem seinen Namen. In Key West hatte er sich in einem billigen Motel als Harry S. Truman einquartiert. Ein Blick auf andere Eintragungen im Gästebuch hatte ihm gezeigt, dass seine Idee keineswegs originell war. Die meisten der einundvierzig US-Präsidenten hatten hier schon genächtigt - sogar solche wie John Tyler und Franklin Pierce, die kein Mensch kannte. Wie sich herausstellte, bedeuteten Namen auf den Keys nicht allzu viel. Die Leute lächelten nur, winkten einem zu und sagten hallo. Alle nahmen an, jeder habe etwas zu verbergen. Hier fühlte er sich wohl. Zu wohl, um gleich wieder wegzuziehen.

Er schlenderte etwa eine Stunde lang durch die lärmende Straße und verschwand dann von der Duval Street in ein versteckt in einem Innenhof liegendes Restaurant, in dem sie ihn vom Sehen

kannten, sein Lieblingsmineralwasser führten und ihm ein Steak servieren würden, das auf beiden Seiten über den Tellerrand hing.

Das Steak wurde mit einem Spiegelei, Fritten und einem komplizierten Allerlei aus Sommergemüsen serviert, die Eiskrem mit Schokoladensauce und Nüssen. Er trank einen weiteren Liter Wasser und ließ zwei Tassen starken schwarzen Kaffee folgen. Dann schob er seinen Stuhl vom Tisch zurück und saß zufrieden da.

»Wieder besser?« Die Serviererin lächelte.

Reacher grinste und nickte.

»Hat mir das Leben gerettet«, sagte er.

»Und es steht Ihnen gut.«

»Fühlt sich auch gut an.«

Das stimmte. Nicht mehr lange, dann würde er

neununddreißig sein, doch ihm ging es besser denn je. Er war immer stark und durchtrainiert gewesen, aber im letzten Vierteljahr hatte sich seine Leistungsfähigkeit beträchtlich gesteigert. Mit einer Größe von einssechundneunzig hatte er bei seinem Ausscheiden aus der Army etwa hundert Kilo gewogen. Im ersten Monat in der Baukolonne war sein Gewicht durch die schwere Arbeit in der Hitze auf fünfundneunzig Kilo zurückgegangen. In den beiden folgenden Monaten hatte er es wieder bis auf etwa hundertzehn Kilo gesteigert - alles harte Muskeln. Seiner Schätzung nach bewegte er jeden Tag etwa vier Tonnen Erde und Kies und Sand. Er hatte eine besondere Technik entwickelt, das Erdreich mit seiner Schaufel so auszuheben, mit Schwung hochzuhieven und auf den Lastwagen zu werfen, dass alle Teile seines Körpers beansprucht wurden. Das Ergebnis war spektakulär. Er war braun gebrannt und in bester Form. Wie ein mit Walnüssen vollgestopftes Kondom - so hatte irgendein Mädchen ihn beschrieben. Er rechnete sich aus, dass er ungefähr

fünftausend Kilokalorien brauchte, nur um sein Gewicht zu halten, und dazu kamen noch die zehn Liter Wasser, die er trinken musste.

»Na, arbeiten Sie heute Abend wieder?«, fragte die Serviererin.

Reacher lachte. Er verdiente Geld damit, dass er sich einem Fitnesstraining unterzog, für das viele Leute in einem teuren Studio ein Vermögen hin geblättert hätten, und jetzt war er zu seinem Abendjob unterwegs, der ihm ebenfalls Geld für etwas einbrachte, das die meisten Männer gern umsonst getan hätten. Er war der Rausschmeißer in der Oben-ohne-Bar, von der Costello gesprochen hatte. In der Duval Street. Er saß den ganzen Abend ohne Hemd an der Theke, wirkte taff, bekam kostenlose Drinks und passte auf, dass die halb nackten Frauen nicht belästigt wurden. Dann gab ihm jemand fünfzig Bucks dafür.

»Lästige Routinearbeit«, sagte er, »Aber

irgendwer muss sie ja machen.«

Das Mädchen lachte. Er bezahlte seine Rechnung und machte sich wieder auf den Weg zur Duval Street.

Fünfhundert Meilen weiter nördlich, nahe der Wall Street in New York City, fuhr ein Firmenchef mit dem Lift zwei Stockwerke tiefer in die Bürosuite seines Finanzdirektors. Die beiden Männer gingen ins Büro und setzten sich nebeneinander an den Schreibtisch. Die luxuriöse Ausstattung des Raums zeugte davon, dass die Geschäfte gut gingen. Ein Büro in einem der oberen Stockwerke des Gebäudes, alle Wände mit dunklem Rosenholz getäfelt, verstellbare Jalousien aus cremefarbenem Leinen, ein riesiger Schreibtisch, eine italienische Tischlampe, ein großer und sündteurer Computer, der eingeschaltet auf das Kennwort wartete. Als der Chef es

eintippte und ENTER drückte, erschien auf dem Bildschirm ein Arbeitsblatt mit einer Bilanz. Einzig diese Bilanz verriet die Wahrheit über das Unternehmen. Deshalb war sie durch ein Kennwort geschützt.

»Schaffen wir's?«, fragte der Firmenchef.

Heute war der Tag X gewesen, an dem sie den längst überfälligen Personalabbau in die Tat umgesetzt hatten. Seit acht Uhr morgens war der Personalchef ihres Werks auf Long Island sehr beschäftigt gewesen. Seine Sekretärin hatte Unmengen von Stühlen zusammengetragen und sie in langer Reihe auf dem Korridor vor seinem Büro aufgestellt. Auf diesen Stühlen hatten dann Arbeiter Platz genommen und stundenlang gewartet, um am Ende der Schlange ins Büro des Personalchefs zu trotten - zu einem Fünfminutengespräch, das sie ihren Job kostete. Vielen Dank und alles Gute für die Zukunft.

»Schaffen wir's ?«, fragte der Chef nochmals.

Der Finanzdirektor schrieb Zahlen auf ein Blatt Papier, er zog eine von der anderen ab und sah auf einen Kalender. Dann zuckte er mit den Schultern.

»Theoretisch ja«, erwiderte er. »Praktisch nein.«

»Nein?«, wiederholte der Firmenchef.

»Das liegt am Zeitfaktor«, meinte der Finanzdirektor. »Im Werk haben wir das Richtige getan, das steht außer Zweifel. Durch die Entlassung von achtzig Prozent unserer Leute sparen wir einundneunzig Prozent der Lohngehälter, weil wir nur die billigen Kräfte behalten haben. Aber wir haben den Entlassenen noch einen zusätzlichen Monatslohn gezahlt. Daher wirkt der verbesserte Cashflow sich erst in sechs Wochen aus. Im Augenblick verschlechtert er sich sogar erheblich, weil die Schweinehunde alle dabei sind, ihre Lohnschecks für anderthalb Monate einzulösen,«

Der Chef nickte seufzend.

»Wie viel brauchen wir also?«

Der Finanzdirektor benutzte die Maus, um ein Fenster zu vergrößern.

»Eins Komma eins Millionen«, antwortete er.  
»Für sechs Wochen.«

»Bank?«

»Aussichtslos«, sagte der Finanzdirektor. »Ich bin jeden Tag drüben und krieche ihnen in den Hintern, nur damit sie uns die bisherigen Kredite nicht kündigen. Würde ich mehr verlangen, würden sie mir ins Gesicht lachen.«

»Wenn's nichts Schlimmeres ist«, entgegnete der Chef.

»Darum geht's nicht«, wandte der Finanzdirektor



ein. »Es geht darum, dass sie diese Kredite sofort kündigen würden, wenn sie den Verdacht hegten, wir hätten uns wider Erwarten nicht gesundgeschrumpft. Blitzschnell.«

Der Firmenchef trommelte mit den Fingern auf Rosenholz und zuckte mit den Schultern.

»Ich verkaufe einen Teil meiner Aktien«, sagte er.

Der Finanzdirektor schüttelte den Kopf.

»Das dürfen Sie nicht«, widersprach er. »Werfen Sie Aktien auf den Markt, fällt der Kurs ins Bodenlose. Unsere gegenwärtigen Kredite sind mit Aktien gesichert, und wenn die noch wertloser werden, machen die Banken uns morgen den Laden dicht.«

»Scheiße«, sagte der Chef. »In sechs Wochen hätten wir's geschafft. Ich will aber nicht alles wegen sechs lausiger Wochen verlieren. Nicht wegen einer lächerlichen Million Bucks.«

»Ein lächerlicher Betrag, den wir nicht haben.«

»Trotzdem muss er sich irgendwo auftreiben lassen.«

Der Finanzdirektor äußerte sich nicht dazu. Aber er saß da wie jemand, der noch etwas sagen wollte.

»Woran denken Sie?«, fragte sein Chef.

»Ich habe neulich was gehört«, antwortete er. »Leute, die ich kenne, haben darüber getratscht. Vielleicht gibt's jemanden, an den wir uns wenden können. Es gibt einen Mann, von dem ich gehört habe. Er gewährt Überbrückungskredite, wenn alle Kreditlinien ausgeschöpft sind.«

»Seriös?«

»Offenbar«, sagte der Finanzdirektor. »Wirkt sehr solide. Hat ein großes Büro drüben im World Trade Center. Er ist auf Fälle wie diesen

spezialisiert.«

Der Firmenchef starrte den Bildschirm an.

»Auf was für Fälle?«

»Wie diesen«, wiederholte der Finanzdirektor.  
»Wo jemand das rettende Ufer schon fast erreicht hat, aber die Banken zu knauserig sind, um das zu erkennen.«

Der Chef nickte und sah sich im Büro um. Ein luxuriöser Raum. Und sein eigenes Eckbüro, das zwei Stockwerke höher lag, war noch prächtiger.

»Okay«, sagte er, »Gehen Sie zu ihm.«

»Das kann ich nicht«, meinte der Finanzdirektor.  
»Dieser Typ verhandelt nur mit Firmenchefs. Sie müssen schon selbst hingehen.«

Der Abend in der Oben-ohne-Bar begann ruhig. Ein Juniabend mitten in der Woche, viel zu spät für die »Schneevögel« und Frühjahrsurlauber, noch zu früh für die Sommergäste, die hier Sonne tanken wollten. Den ganzen Abend nicht mehr als vierzig Besucher, zwei Mädchen hinter der Theke und Mädchen als Tänzerinnen auf der kleinen Bühne. Reacher sah einer Stripperin namens Crystal zu. Er vermutete, dass das nicht ihr richtiger Name war, aber er hatte sie nie danach gefragt. Sie war die Beste und verdiente weit mehr als Reacher als Major bei der Militärpolizei. Einen Teil ihres Lohns gab sie für den alten schwarzen Porsche aus, mit dem sie herumfuhr. Reacher hörte ihn manchmal am frühen Nachmittag durch die Viertel röhren, in denen er arbeitete.

Die Bar war ein langer, schmaler Raum im ersten Stock mit einem Laufsteg und einer kleinen runden Bühne, in deren Mitte sich eine glänzende Chromstange befand. Um den Laufsteg und die Bühne schlängelte sich eine einzelne Stuhlreihe.

Fast überall waren Spiegel angebracht, und da, wo keine hingen, waren die Wände mattschwarz gestrichen. Der ganze Raum pulsierte vom Beat der Musik, die aus einem halben Dutzend Lautsprecher kam und laut genug wummerte, um das Dröhnen der Klimaanlage zu übertönen.

Reacher saß am Ende des ersten Drittels der langen Theke, der er den Rücken zukehrte. Dem Eingang nahe genug, um sofort gesehen zu werden, und weit genug im Raum, damit die Leute nicht vergaßen, dass er da war. Die Tänzerin Crystal hatte gerade ihren dritten Auftritt beendet und schleppte jetzt einen harmlosen Gast in ihre Garderobe ab, wo ihn für zwanzig Bucks eine Privatshow erwartete, als Reacher oben an der Treppe zwei Männer auftauchen sah. Fremde, aus dem Norden. Ungefähr dreißig, muskulös, blass. Bedrohlich. Schlägertypen in Tausenddollaranzügen und blank geputzten Schuhen. Sie standen an der Kasse und schienen die drei Dollar fürs Gedeck nicht bezahlen zu

wollen. Das Mädchen an der Kasse sah Hilfe suchend zu Reacher, Er glitt von seinem Barhocker und ging auf die beiden zu.

»Problem, Jungs?«, fragte er.

Er hatte sich seines von ihm so bezeichneten College-Kid-Gangs bedient. Ihm war aufgefallen, dass Collegeboys sich merkwürdig verspannt, fast hinkend bewegten. Vor allem am Strand in der Badehose. Als seien sie mit so viel Muskeln bepackt, dass sie ihre Gliedmaßen nicht richtig bewegen konnten. Bei einem Teenager, der kaum fünfundsechzig Kilo auf die Waage brachte, sah das reichlich komisch aus, fand er. Aber er hatte festgestellt, dass dieser Gang einen hundertzehn Kilo schweren, einssechundsneunzig großen Muskelmann recht bedrohlich wirken ließ. Der College-Kid-Gang gehörte zum Handwerkszeug seines neuen Nebenjobs, Handwerkszeug, das funktionierte. Jedenfalls schien es die beiden Kerle in ihren Tausenddollaranzügen sichtlich zu

beeindrucken.

»Problem?«, fragte er noch mal.

Dieses eine Wort genügte in der Regel. Die meisten Kerle machten an dieser Stelle einen Rückzieher. Diese beiden jedoch nicht. Sie wirkten selbstbewusst und bedrohlich und eine Spur arrogant, so als wären sie es gewohnt, ihren Willen durchzusetzen. Aber sie waren weit von zu Hause weg, weit außerhalb ihres eigenen Reviers, so dass sie lieber vorsichtig taktierten.

»Kein Problem, Tarzan«, meinte der Kerl links.

Reacher grinste. Man hatte ihm schon viele Namen gegeben, aber dieser war neu.

»Drei Bucks, um reinzukommen«, sagte er. »Oder ihr könnt umsonst wieder die Treppe runtergehn.«

»Wir wollen nur mit jemand reden«, entgegnete der Kerl rechts.

Beide sprachen mit deutlichem Akzent. Stammten irgendwo aus New York. Reacher zuckte mit den Schultern.

»Hier wird nicht viel geredet«, sagte er. »Die Musik ist zu laut.«

»Wie heißen Sie?«, fragte der linke Typ.

Reacher grinste wieder.

»Tarzan«, antwortete er.

»Wir suchen einen gewissen Reacher«, erklärte der Kerl ihm. »Jack Reacher. Kennen Sie den?«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Nie von ihm gehört«, antwortete er.

»Also müssen wir mit den Mädchen reden«, sagte der Kerl, »Wir haben gehört, dass sie ihn vielleicht kennen.«



Reacher schüttelte erneut den Kopf.

»Tun sie nicht«, widersprach er.

Der Mann rechts sah an Reachers Schulter vorbei in den schmalen Raum, Er betrachtete die Mädchen hinter der Theke. Offenbar rechnete er sich aus, dass Reacher der einzige Aufpasser war, der hier Dienst tat.

»Okay, Tarzan, aus dem Weg«, sagte er. »Wir gehen jetzt rein.«

»Können Sie lesen?«, fragte Reacher. »Richtig lange Wörter und so?«

Er zeigte auf das hinter der Kasse hängende Schild. Große Leuchtbuchstaben auf schwarzem Untergrund, Die Geschäftsführung behält sich vor, Gästen den Zutritt zu verweigern, stand dort.

»Ich bin die Geschäftsführung«, meinte Reacher. »Ich verweigere euch den Zutritt.«

Der Blick des Typs wanderte zwischen dem Schild und Reachers Gesicht hin und her.

»Braucht ihr eine Übersetzung?«, wollte Reacher wissen. »In einfachere Wörter? Das heißt, dass ich der Boss bin und ihr nicht reindürft.«

»Schon gut, Tarzan«, sagte der Kerl.

Reacher ließ ihn auf dem Weg an sich vorbei bis auf Höhe seiner Schulter kommen. Dann hob er die linke Hand und packte den Kerl am Ellbogen. Er streckte das Gelenk mit seiner Handfläche und grub seine Finger in die empfindlichen Nerven am unteren Rand des Oberarmmuskels. Das wirkte wie ständiges Hämmern auf den Musikantenknochen. Der Kerl sprang herum, als stehe er unter Starkstrom.

»Verpisst euch!«, zischte Reacher.

Der andere Kerl versuchte, sich seine Chancen auszurechnen. Reacher beobachtete ihn und dachte,

jetzt seien eindeutige Signale angesagt. Er hielt seine rechte Hand in Augenhöhe hoch, um zu demonstrieren, dass sie einsatzbereit war. Eine riesige Pranke, braun gebrannt, vom Schaufeln mit dicker Hornhaut überzogen. Der Kerl verstand die Message. Er zuckte mit den Schultern, wandte sich ab und ging die Treppe hinunter. Reacher stieß seinen Kumpel hinter ihm her.

»Wir sehen uns wieder«, sagte dieser.

»Bringt alle eure Freunde mit!«, rief Reacher ihm nach. »Drei Bucks Eintritt für jeden.«

Er machte kehrt, wollte in den Raum zurückgehen. Die Tänzerin Crystal stand direkt hinter ihm.

»Was wollten die?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern.

»Sie suchen jemand.«

»Einen gewissen Reacher?«

Er nickte.

»Heute schon das zweite Mal«, sagte sie. »Vor ihnen war so ein Alter hier. Er hat die drei Bucks gezahlt. Willst du ihnen nachgehen? Sehen, was sie machen?«

Reacher zögerte. Sie nahm sein Hemd vom Barhocker, hielt es ihm hin.

»Geh nur«, sagte sie. »Wir kommen eine Zeitlang allein zurecht. Heute Abend ist's ruhig.«

Er nahm das Hemd. Zog die Ärmel heraus.

»Danke, Crystal«, sagte er.

Er zog das Hemd an und knöpfte es zu. Machte sich auf den Weg zur Treppe.

»Nichts zu danken, Reacher«, rief sie ihm nach.

Er fuhr herum, aber Crystal war bereits wieder in Richtung Bühne unterwegs. Er nickte dem Mädchen an der Kasse zu und ging die Treppe hinunter.

Gegen dreiundzwanzig Uhr herrscht in Key West Hochbetrieb. Manche Leute haben ihren Abend schon halb hinter sich, während andere gerade erst losziehen. Die Duval Street, die die Insel von Ost nach West durchschneidende Hauptstraße, ist in Licht und Lärm getaucht. Reacher hatte keine Sorge, die Kerle könnten ihm auf der Duval Street auflauern. Viel zu belebt, falls sie auf Rache sannen, würden sie sich einen stilleren Ort aussuchen. Solche gab es hier reichlich. Abseits der Duval Street, vor allem nach Norden zu, wird es rasch ruhiger, Key West ist eine Kleinstadt. Ein kurzer Spaziergang nur - und schon befindet man sich in den Vororten, wie Reacher sie bezeichnete, in denen er in winzigen Gärten hinter winzigen Häusern Gräben für Swimmingpools aushob. Die Straßenbeleuchtung wird spärlich, und der Lärm

aus den Bars geht im Summen von Nachtinsekten unter. Die schalen Gerüche von Bier und Rauch werden durch den schweren Duft tropischer Pflanzen überlagert, die in den Gärten blühen und verrotten.

Er beschrieb eine Art Spirale durchs Dunkel, bog an Straßenecken scheinbar willkürlich ab und durchstreifte ruhige Wohngebiete. Nirgends ein Mensch zu sehen. Trotzdem hielt er sich in der Straßenmitte. Lauerte jemand in einem Hauseingang, sollte er ein paar Meter zurücklegen müssen, um ihn zu erreichen. Dass jemand auf ihn schießen könnte, fürchtete er nicht. Die Kerle waren unbewaffnet. Das hatten ihre Anzüge gezeigt. Zu eng geschnitten, um Pistolen verbergen zu können. Die Anzüge bewiesen außerdem, dass die beiden eilig nach Süden gekommen, dass sie geflogen waren. Und es war nahezu unmöglich, mit einer Pistole in der Tasche an Bord eines Flugzeugs zu gehen.

Nach ungefähr einer Meile gab Reacher auf. Die Stadt war klein, aber trotzdem groß genug, dass zwei Kerle darin untertauchen konnten. Er bog am Friedhof links ab und ging in Richtung Duval Street zurück. Auf dem Gehsteig vor dem Maschendrahtzaun lag ein Kerl. Ausgestreckt und bewegungslos. In Key West kein ungewöhnlicher Anblick, aber hier stimmte etwas nicht. Und irgendetwas kam Reacher bekannt vor. Was nicht stimmte, war der rechte Arm des Mannes. Er lag unnatürlich verdreht unter seinem Körper. Was Reacher bekannt vorkam, war das beige Sakko. Die obere Hälfte des Kerls war hell, die untere dunkel. Beiges Sakko, graue Hose. Reacher blieb stehen, sah sich um. Trat näher heran. Beugte sich hinunter.

Der Mann war Costello. Sein Gesicht war zu Brei geschlagen. Eine blutige Maske. Über das Dreieck aus bläulich weißer Städterhaut, das in seinem offenen Hemdkragen zu sehen war, liefen angetrocknete braune Rinnsale. Reacher tastete

nach dem Puls hinter Costellos Ohr. Nichts. Er berührte die Haut mit seinem Handrücken. Kühl. Noch keine Totenstarre, aber die Nacht war heiß. Der Mann war schätzungsweise seit einer Stunde tot.

Reacher griff in das Sakko. Die prallvolle Geldbörse war verschwunden. Dann sah er die Hände. Die Fingerspitzen waren abgeschnitten. Alle zehn fehlten. Rasche, saubere Schnitte mit einem sehr scharfen Werkzeug. Nicht mit einem Skalpell, sondern mit einer breiteren Klinge. Vielleicht mit einem Teppichmesser.



»Das war meine Schuld«, sagte Reacher.

Crystal schüttelte den Kopf.

»Du hast ihn nicht umgebracht«, meinte sie.

Dann musterte sie ihn scharf. »Oder doch?«

»Ich bin schuld an seinem Tod«, sagte Reacher.

»Ist das ein Unterschied?«

Die Bar hatte um ein Uhr geschlossen, und die beiden saßen nebeneinander vor der leeren Bühne. Die Scheinwerfer waren erloschen, die Musik verstummt. Das einzige Geräusch war das Surren der Klimaanlage.

»Ich hätt's ihm sagen sollen«, erklärte Reacher.

»Ich hätte einfach sagen sollen: Klar, ich bin Jack Reacher. Dann wüsste ich jetzt, was er von mir

gewollt hatte. Er wäre schon wieder über alle Berge, und ich hätte seine Mitteilung trotzdem ignorieren können. Ich wäre nicht schlechter dran, und er würde noch leben.«

Crystal trug ein weißes T-Shirt. Sonst nichts. Es war ein langes T-Shirt, aber nicht lang genug. Reacher sah sie nicht an.

»Was kümmert's dich?«

Das war eine für die Keys typische Frage. Nicht herzlos, sondern nur verwundert über sein Interesse an einem Fremden aus dem Norden. Er sah sie an.

»Ich fühle mich dafür verantwortlich«, sagte er.

»Nein, du fühlst dich schuldig«, entgegnete sie.

Er nickte.

»Nun, das solltest du nicht«, sagte sie. »Du hast

ihn nicht umgebracht.«

»Ist das ein Unterschied?«, fragte er wieder.

»Natürlich ist das einer«, antwortete sie. »Wer war er?«

»Ein Privatdetektiv«, sagte er. »Auf der Suche nach mir.«

»Warum?«

Er schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung.«

»Haben diese anderen Kerle zu ihm gehört?«

»Nein«, sagte er. »Diese anderen Kerle haben ihn ermordet.«

Sie starrte ihn erschrocken an. »Echt?«

»Das vermute ich jedenfalls«, sagte er. »Sie

haben nicht zusammengehört, das steht fest. Sie waren jünger und reicher als er. Mit diesen Klamotten? In diesen Anzügen? Sie haben nicht wie seine Untergebenen ausgesehen. Er ist mir eher wie ein Loser vorgekommen. Folglich arbeiten die beiden für jemand anders. Wahrscheinlich hatten sie den Auftrag, ihm zu folgen und rauszukriegen, was zum Teufel er hier tut. Er muss im Norden irgendjemand auf die Zehen getreten sein, jemand Probleme verursacht haben. Also ist er bis hierher beschattet worden. Sie haben ihn sich geschnappt, aus ihm rausgeprügelt, wen er hier sucht. Und dann haben sie sich selbst auf die Suche nach mir gemacht.

»Sie haben ihn umgebracht, nur um deinen Namen zu erfahren?«

»Sieht so aus«, sagte er.

»Willst du's den Cops melden?«

Eine weitere für die Keys typische Frage. Ob

man die Cops zu irgendetwas hinzuziehen sollte, war eine Frage, die immer lange und ernsthaft diskutiert werden musste. Er schüttelte zum dritten Mal den Kopf.

»Nein.«

»Sie werden ihn identifizieren, und dann fahnden sie auch nach dir.«

»Aber nicht sofort«, sagte er. »Der Tote hat keine Papiere. Und auch keine Fingerabdrücke. Könnte Wochen dauern, bis sie überhaupt wissen, wer er ist.«

»Und was hast du vor?«

»Ich werde Mrs. Jacobs aufspüren«, sagte er.  
»Seine Auftraggeberin. Sie sucht mich.«

»Kennst du sie?«

»Nein, aber ich will sie finden.«

»Warum?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Ich muss wissen, was gespielt wird«, sagte er.

»Warum?«, wiederholte sie.

Er stand auf und betrachtete sie in einem der Wandspiegel. Er war auf einmal sehr unruhig. Plötzlich mehr als bereit, in die Realität zurückzukehren.

»Du weißt, warum«, antwortete er. »Der Kerl ist wegen etwas umgebracht worden, das mit mir zusammenhängt, deshalb bin ich darin verwickelt, okay?«

Sie streckte ein langes nacktes Bein über den Stuhl aus, von dem er eben aufgestanden war. Dachte über seine Worte nach, in diese Sache verwickelt zu sein, als sei es irgendein Hobby Legitim, aber ein bisschen schrullig.

»Okay, was hast du vor?«, wollte sie wissen.

»Ich muss in sein Büro«, erklärte er. »Vielleicht hatte er eine Sekretärin, Zumindest gibt's dort Unterlagen. Telefonnummern, Adressen, Verträge mit Auftraggebern. Diese Mrs. Jacob dürfte sein letzter Fall gewesen sein. Der liegt vermutlich ganz oben auf dem Stapel.«

»Und wo ist sein Büro?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Seinem Akzent nach irgendwo in New York. Ich kenne seinen Namen, ich weiß, dass er ein Excop war. Ein Excop namens Costello, ungefähr sechzig. Kann nicht allzu schwierig zu finden sein.«

»Er war ein Excop?«, fragte sie. »Warum?«

»Das sind die meisten Privatdetektive, stimmt's?«, sagte er. »Sie gehen früh und arm in den Ruhestand, machen ein Detektivbüro auf, arbeiten als Einzelgänger, sind auf Scheidungen

und Vermisstensuche spezialisiert. Und diese Sache mit meiner Bank? Darüber war er bestens informiert. Das geht nur, wenn man einen alten Kumpel hat, der noch im Dienst ist und einem diesen Gefallen tut.«

Sie lächelte leicht interessiert. Kam auf ihn zu und trat neben ihn, so dicht, dass ihre Hüfte seinen Oberschenkel berührte.

»Woher weißt du all dies komplizierte Zeug?«

Er horchte auf das Rauschen der von den Entlüftern abgesaugten Luft.

»Ich bin selbst mal Ermittler gewesen«, erwiderte er. »Militärpolizei. Dreizehn Jahre. War ziemlich gut. Ich habe eben nicht nur ein hübsches Gesicht.«

»Du hast nicht mal ein hübsches Gesicht«, widersprach sie. »Bild dir bloß nichts ein. Wann willst du los?«



Er sah sich im Halbdunkel um.

»Gleich, denke ich. Von Miami aus gibt's bestimmt einen sehr frühen Flug.«

Sie lächelte erneut. Diesmal argwöhnisch.

»Und wie willst du nach Miami kommen?«, fragte sie. »Mitten in der Nacht?«

Er erwiderte ihr Lächeln. Zuversichtlich,

»Du fährst mich hin«, antwortete er.

»Habe ich noch Zeit, mich anzuziehen?«

»Nur Schuhe«, sagte er.

Er begleitete sie zu der Garage, in der ihr alter Porsche stand. Er schob das Tor hoch, und sie glitt hinters Steuer und ließ den Motor an. Sie fuhr die halbe Meile nach Norden zu seinem Motel, hielt vor dem neonhellen Empfangsbereich und wartete,

während der Motor mit erhöhter Drehzahl weiterlief. Er öffnete die Beifahrertür, dann schloss er sie leise wieder.

»Fahr einfach los«, sagte er. »Dort drinnen ist nichts, was ich mitnehmen möchte.«

Sie nickte.

»Okay, schnall dich an.«

Sie legte klickend den ersten Gang ein und fuhr weiter. Folgte dem North Roosevelt Drive. Kontrollierte ihre Anzeigen und bog dann nach links auf den Straßendamm ab. Schaltete die Radarwarner ein. Trat das Gaspedal so durch, dass Reacher in die Lederpolster gedrückt wurde und sich vorkam, als würde er Key West mit einem Düsenjäger verlassen.

Sie fuhr auf der gesamten Strecke nach Key Largo nie langsamer als hundert Meilen. Reacher genoss die Fahrt. Crystal war eine ausgezeichnete

Fahrerin. Sie schaltete mit knappen, flüssigen Bewegungen, ließ den Motor im optimalen Drehzahlbereich röhren, hielt den Wagen in der Mitte der Fahrspur und nutzte in Kurven die Fliehkraft, um sich auf die langen Geraden zu katapultieren. So legten sie eine Meile nach der anderen in rascher Fahrt zurück.

Dann begannen die Radarwarner zu kreischen, und eine Meile vor ihnen tauchten die Lichter von Key Largo auf. Sie bremste scharf, fuhr langsam durch die Stadt, trat das Gaspedal wieder durch und raste nach Norden auf den dunklen Horizont zu. Eine enge Linkskurve, über die Brücke, aufs amerikanische Festland und auf einer durch den Sumpf gebauten ebenen Straße nach Norden zu der Kleinstadt Homestead.

Dann scharf rechts auf den Highway, wieder Vollgas. Kurz vor fünf Uhr morgens erreichten sie den Flughafen Miami. Sie hielt vor dem Abfluggebäude und wartete mit laufendem Motor.

»Nun, danke fürs Mitnehmen«, sagte Reacher.

Sie lächelte.

»War mir ein Vergnügen«, meinte sie. »Ehrlich.«

Er öffnete die Tür, blieb dann aber sitzen und starrte nach vorn.

»Okay«, sagte er. »Bis bald, denke ich.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, du kommst nicht wieder«, sagte sie.  
»Kerle wie du kommen nie zurück.«

Er saß in der Wärme ihres Wagens. Sie beugte sich zu ihm hinüber, schlang einen Arm um seinen Nacken und küsste ihn leidenschaftlich.

»Mach's gut, Reacher«, sagte sie. »Ich bin froh, dass ich wenigstens deinen Namen erfahren habe.«

Er küsste sie ebenfalls, lange und leidenschaftlich.

»Und wie heißt du?«, fragte er dann.

»Crystal«, erwiderte sie und lachte.

Er lachte mit ihr und stemmte sich dann hoch und aus dem Wagen. Sie beugte sich nach rechts und schloss die Tür hinter ihm. Ließ den Motor aufheulen und fuhr davon. Er stand allein am Randstein und sah ihr nach. Sie bog vor einem Hotelbus ab und war nicht mehr zu sehen. Mit ihr verschwanden drei Monate seines Lebens.

Fünf Uhr morgens, fünfzig Meilen nördlich von New York City: Der Firmenchef lag im Bett, hellwach, und starrte die Zimmerdecke an. Sie war frisch gestrichen. Das ganze Haus war erst vor kurzem frisch gestrichen worden. Er hatte der Malerfirma mehr gezahlt, als die meisten seiner

Angestellten im Jahr verdienen. In Wirklichkeit hatte er ihr nichts gezahlt. Er hatte ihre Rechnung über sein Büro laufen lassen, und seine Firma hatte sie bezahlt. Dieser Posten war irgendwo in der Geheimbilanz als Teil ihrer siebenstelligen Aufwendungen für Gebäudeunterhalt versteckt. Eine siebenstellige Zahl auf der Sollseite der Bilanz, die sein Unternehmen in die Tiefe zog, wie eine schwere Fracht ein Schiff, das bereits Schlagseite hat, zum Sinken bringt.

Er hieß Chester Stone. Auch sein Vater hatte Chester Stone geheißen, genau wie sein Großvater. Sein Großvater hatte die Firma gegründet - damals, als es noch keine Computerbilanzen, sondern ein Hauptbuch gab, in das Eintragungen mit Feder und Tinte gemacht wurden. Im Hauptbuch seines Großvaters hatten auf der Habenseite dicke schwarze Zahlen gestanden. Er war ein Uhrmacher gewesen, der frühzeitig erkannt hatte, welchen Siegeszug der Film antreten würde. Also hatte er seine Erfahrung mit Uhrwerken und

komplizierten kleinen Mechanismen dazu benutzt, um einen Filmprojektor zu bauen. Und er hatte sich mit einem Partner zusammengetan, der in Deutschland große Linsen schleifen lassen konnte. Gemeinsam hatten sie den Markt beherrscht und ein Vermögen verdient. Sein Partner war jung und ohne Erben gestorben. Die Filmindustrie hatte von Küste zu Küste floriert. Hunderte von Kinos. Hunderte von Projektoren. Dann Tausende. Dann Zehntausende. Dann der Tonfilm. Dann Cinemascope. Riesige Einträge auf der Habenseite des Hauptbuchs.

Dann kam das Fernsehen. Überall wurden Filmtheater geschlossen, und die, die überlebten, behielten ihre alten Geräte, bis sie auseinanderfielen. Sein Vater, Chester Stone II, übernahm die Leitung der Firma. Diversifizierte. Erkannte das Potential des Schmalfilmmarkts. Achtmillimeterprojektoren. Kameras mit Filmtransport durch Federwerk. Die bunte Ära der Kodachromfilme. Zapruder. Die neue

Fertigungsstätte. Hohe Gewinne, die auf dem langsam laufenden breiten Magnetband eines frühen IBM-Rechners verbucht wurden.

Dann die Wiedergeburt des Kinos. Der Tod seines Vaters, der junge Chester Stone III am Ruder, überall neue Multiplexkinos. Vier Projektoren, sechs, zwölf, sechzehn, wo früher nur ein einziger gestanden hatte. Dann der Stereoton. Fünf Kanäle, Dolby, Dolby Digital. Erfolg und Reichtum. Heirat. Der Umzug in die Villa. Die Luxuswagen.

Dann der Videoboom. Schmalfilme plötzlich tot, mausetot. Dann Konkurrenz. Gnadenloser Wettbewerb durch neue Firmen in Deutschland und Japan und Korea und Taiwan, die ihn unterboten und aus dem Multiplexgeschäft drängten. Die verzweifelte Suche nach etwas, das sich aus kleinen Blechteilen und präzise hergestellten Zahnrädern bauen ließ. Irgendwas. Die schreckliche Erkenntnis, dass mechanische Geräte



hoffnungslos veraltet waren. Die explosive Vermehrung von Mikrochips, RAMs, Computerspielen, Riesige Gewinne, die mit lauter Artikeln gemacht wurden, von deren Herstellung er keine Ahnung hatte. Hohe Verluste, die sich in der stummen Software des PCs auf seinem Schreibtisch ansammelten.

Neben ihm bewegte sich seine Frau. Sie öffnete blinzeln die Augen und drehte ihren Kopf erst zum Radiowecker hinüber und dann zu ihrem Mann. Sie stellte fest, dass sein Blick starr auf die Zimmerdecke gerichtet war.

»Du schläfst nicht?«, fragte sie leise.

Er gab keine Antwort. Sie sah wieder weg. Ihr Name war Marilyn. Marilyn Stone. Sie war seit langem mit Chester verheiratet. Lange genug, um zu wissen, was ihn bedrückte. Sie wusste alles. Sie kannte keine Details, hatte keinen wirklichen Beweis, war nicht eingeweiht, aber sie wusste

trotzdem alles. Wie hätte ihr das verborgen bleiben können? Sie hatte schließlich Augen und ein Gehirn. Es war lange her, dass sie die Produkte ihres Mannes in irgendeinem Geschäft ausgestellt gesehen hatte. Es war lange her, dass irgendein Multiplexkinobesitzer sie zur Feier eines neuen Großauftrags zum Abendessen eingeladen hatte. Und es war lange her, dass Chester zuletzt eine ganze Nacht durchgeschlafen hatte. Deshalb wusste sie alles.

Aber das machte ihr nichts aus. In guten wie in schlechten Zeiten, das hatte sie versprochen, und dazu würde sie stehen. Es war schön gewesen, reich zu sein, aber auch arm konnte man glücklich sein. Nicht dass sie jemals wirklich arm sein würden, wie manche Leute arm waren. Die Villa verkaufen, den Laden liquidieren und trotzdem wohlhabender bleiben, als sie jemals zu sein gehofft hatte. Sie waren noch jung. Nun, nicht wirklich jung, aber auch nicht alt. Gesund. Sie hatten Interessen. Sie hatten einander. Es war gut,

Chester zu haben. Grau, aber immer noch schlank und fit und sportlich. Sie liebte ihn. Er liebte sie, und das wusste sie. Etwas über vierzig, aber mit dem Elan einer Endzwanzigerin. Noch immer schlank, noch immer blond, noch immer aufregend. Abenteuerlustig. Noch immer begehrenswert. Alles würde in Ordnung kommen. Marilyn Stone atmete tief durch und drehte sich auf die andere Seite. Schliefe um halb sechs Uhr morgens wieder ein, während ihr Mann reglos neben ihr lag und die Zimmerdecke anstarrte.

Reacher stand im Terminal und studierte einen Bildschirm, auf dem die Abflüge angezeigt waren. New York stand wie erwartet ganz oben. Der erste Flug des Tages war eine Verbindung mit Delta über Atlanta nach LaGuardia, Abflug in einer halben Stunde. Dann kam ein Flug mit Mexicana nach

Süden, und der dritte Flug war United, ebenfalls nach LaGuardia, aber ohne Zwischenstopp, Abflug in einer Stunde. Er ging zum Ticketschalter von United. Fragte nach dem Preis eines einfachen Flugs nach New York. Nickte und ging davon.

Er verschwand auf der Toilette und blieb vor einem der Waschbecken stehen. Zog den Paken Geldscheine aus seiner Hosentasche und stellte den Betrag, der ihm eben genannt worden war, aus möglichst kleinen Geldscheinen zusammen. Dann knöpfte er sein Hemd bis oben hin zu und glättete sein Haar mit einer Handfläche. Verließ die Toilette und ging zum Ticketschalter von Delta hinüber.

Dort kostete der Flug nach New York exakt so viel wie bei United. Das hatte er schon vorher gewusst. Irgendwie waren die Ticketpreise immer gleich. Er legte das Geld in Ein-, Fünf- und Zehndollarscheinen hin. Die junge Angestellte hinter dem Schalter nahm es, strich die Scheine

glatt und bildete drei kleine Stapel.

»Ihr Name, Sir?«, fragte sie.

»Truman«, antwortete Reacher. »Wie der Präsident.«

Die junge Frau ließ keine Reaktion erkennen. Sie war vermutlich gegen Ende von Nixons Präsidentschaft im Ausland geboren. Vielleicht in Carters erstem Jahr. Reacher war das egal. Er war zu Beginn von Kennedys Präsidentschaft im Ausland zur Welt gekommen. Er hatte nicht vor, sich darüber zu äußern. Auch für ihn war Truman eine Gestalt aus der Frühgeschichte Amerikas. Die Angestellte tippte seinen Namen in ihren Computer ein, ließ sein Ticket ausdrucken. Sie steckte es in einen Umschlag mit einer rotblauen Weltkugel - um es gleich wieder herauszuziehen.

»Ich kann Sie sofort einchecken«, sagte sie.

Reacher nickte. Das Problem beim Kauf eines

Flugtickets in bar, vor allem auf dem Flughafen Miami International, war der Krieg gegen Drogen. Wäre er an den Schalter getreten und hätte großspurig seinen Packen Hunderter aus der Tasche gezogen, hätte die junge Frau auf den kleinen Alarmknopf am Boden hinter ihrem Schalter treten müssen. Danach hätte sie auf ihrer Tastatur herumgespielt, bis zwei Polizeibeamte von links und rechts auf ihn zutraten. Die Polizei hätte einen großen, braun gebrannten Kerl mit einem dicken Bündel Geldscheine in der Tasche gesehen und ihn sofort für einen Drogenkurier gehalten. Ihre Strategie bestand darin, Jagd auf Drogen zu machen, selbstverständlich aber auch die Erlöse zu beschlagnahmen. Sie ließ nicht zu, dass man es auf sein Bankkonto einzahlte, dass man es ausgab, ohne dass jemand davon Notiz nahm. Sie setzte voraus, dass der normale Bürger größere Beträge mit Kreditkarten bezahlte. Vor allem auf Reisen. Vor allem zwanzig Minuten vor Abflug am Ticketschalter. Und diese Annahme hätte zu Verzögerungen, Ärger und Papierkram

geführt - drei Dinge, die Reacher stets zu vermeiden suchte. Deshalb hatte er seine Rolle sorgfältig vorbereitet. Er spielte einen Kerl, dem man keine Kreditkarte aushändigte, selbst wenn er eine gewollt hätte: ein Raubein, das Pech gehabt hatte und deshalb abgebrannt war. Für den Erfolg wichtig waren das zugeknöpfte Hemd und seine Art, die kleinen Geldscheine sorgfältig hinzuzählen. Beides verlieh ihm einen schüchternen, verlegenen Ausdruck. Es nahm die Angestellten an den Ticketschaltern für ihn ein. Sie waren alle unterbezahlt und hatten wegen ihrer bis zur Höchstgrenze belasteten eigenen Kreditkarten zu kämpfen. Dann sahen sie auf und hatten einen Mann vor sich, der noch etwas schlechter dran war als sie, und reagierten instinktiv mit Mitgefühl statt Misstrauen.

»Flugsteig B sechs«, sagte die junge Frau. »Ich habe Ihnen einen Fensterplatz reserviert.«

»Danke«, erwiderte Reacher.

Er ging zum Flugsteig. Eine Viertelstunde später hob das Flugzeug ab, wobei sich Reacher vorkam, als sitze er wieder in Crystals Porsche - nur hatte er hier viel weniger Beinfreiheit, und der Sitz neben ihm war leer.

Um sechs Uhr gab Chester Stone auf. Er stellte den Wecker ab und stand leise auf, um Marilyn nicht zu wecken, nahm seinen Bademantel vom Haken, verließ barfuß das Schlafzimmer und ging in die Küche hinunter. Sein Magen war zu übersäuert, als dass er an Frühstück hätte denken mögen, deshalb begnügte er sich mit Kaffee und ging zum Duschen in die Gästesuite, wo er niemanden störte, wenn er Lärm machte. Er wollte nicht, dass Marilyn merkte, dass er nicht schlafen konnte. Sie wachte jede Nacht auf und machte irgendeine Bemerkung darüber, dass er neben ihr



wach lag, aber da sie tagsüber nie davon sprach, vermutete er, dass sie sich morgens nicht mehr daran erinnern konnte oder vielleicht glaubte, nur geträumt zu haben. Er war sich ziemlich sicher, dass Marilyn nichts ahnte. Und dabei sollte es auch bleiben, denn es war schon schlimm genug, sich allein mit solchen Problemen herumschlagen zu müssen.

Beim Rasieren und unter der Dusche überlegte er, was er anziehen und wie er auftreten sollte. Die Wahrheit war, dass er sich diesem Kerl praktisch auf den Knien rutschend nähern würde. Ein Geldverleiher als letzte Rettung. Seine letzte Hoffnung, seine letzte Chance, Jemand, der seine gesamte Zukunft in der Hand hielt. Wie sollte er sich einem solchen Menschen also nähern? Nicht auf den Knien. So wird im Geschäftsleben nicht gespielt. Sieht man aus, als brauche man dringend einen Kredit, bekommt man keinen. Man kriegt ihn nur, wenn man aussieht, als brauchte man ihn nicht wirklich. Als sei einem dieser Kredit nicht

besonders wichtig. Als stünden die Chancen fifty-fifty, dass man dem Kerl überhaupt gestattet, mit an Bord zu kommen und ein wenig an den großen, aufregenden Gewinnen teilzuhaben, die gleich hinter der nächsten Ecke winken. Als ob das größte Problem für einen darin bestünde, sich zu entscheiden, wessen Kreditangebot man überhaupt in Erwägung ziehen will.

Ein weißes Hemd, logisch, und eine dezente Krawatte. Aber welchen Anzug? Die italienischen waren vielleicht etwas zu modisch. Nicht den Armani, Er musste wie ein seriöser Geschäftsmann aussehen. Reich genug, um sich ein Dutzend Armanis zu kaufen, klar, aber irgendwie zu seriös, um ernstlich daran zu denken. Zu seriös und zu sehr mit wichtigen Dingen beschäftigt, um Zeit mit Einkäufen auf der Madison Avenue zu vergeuden. Er beschloss, Kontinuität sei das Merkmal, das es zu unterstreichen gelte. Eine über drei Generationen hinweg fortgesetzte geschäftliche Erfolgsstory, die sich vielleicht in dynastischem

Modebewusstsein niederschlug. Als habe sein Großvater Chesters Vater als jungen Mann bei seinem Schneider eingeführt, und später habe sein Vater Chester dorthin mitgenommen. Dann fiel ihm sein Anzug von Brooks Brothers ein. Alt, aber tadellos, dezentes Karomuster, das Jackett mit Seitenschlitzen, für Juni etwas zu warm. Wäre dieser Anzug ein guter Bluff? Als wollte er sagen: Ich bin so reich und erfolgreich, dass mir eigentlich egal ist, was ich anhabe? Oder würde er darin wie ein Verlierer aussehen?

Er nahm ihn aus dem Kleiderschrank und hielt ihn sich vor den Körper. Klassisch, aber schäbig. So sah er wie ein Loser aus. Er hängte ihn zurück. Versuchte es mit dem grauen Anzug aus der Londoner Savile Row. Perfekt. Darin sah er wie ein vermögender Gentleman aus. Klug, ein Mann mit Geschmack, unbegrenzt vertrauenswürdig. Er wählte eine kaum sichtbar gemusterte Krawatte und solide schwarze Schuhe aus. Zog alles an und drehte sich vor dem Spiegel nach links und rechts,

um sich zu begutachten. Konnte nicht besser sein. In dieser Aufmachung fand Chester sich selbst fast vertrauenswürdig. Er trank seinen Kaffee aus, tupfte sich die Lippen ab und ging durch die Küche in die Garage. Ließ den Motor seines Mercedes an und war um sechs Uhr fünfundvierzig auf dem um diese Zeit noch nicht verstopften Merritt Parkway.

Reacher verbrachte in Atlanta fünfzig Minuten auf dem Boden, startete dann wieder und flog nach Nordosten in Richtung New York weiter. Über dem Atlantik ging die Sonne auf. Er trank Kaffee. Die Stewardess hatte ihm Mineralwasser angeboten, aber er hatte lieber Kaffee genommen. Der Kaffee war heiß und stark, und er trank ihn schwarz. Reacher brauchte ihn, um sein Gehirn in Schwung zu bringen. Er versuchte herauszubekommen, wer, zum Teufel, diese Mrs. Jacob war. Und warum sie Costello dafür bezahlt hatte, dass er ganz Amerika nach ihm absuchte.

Über dem Flughafen LaGuardia mussten sie Warteschleifen fliegen. Das gefiel Reacher. Langsam in geringer Höhe über Manhattan kreisen, das in der hellen Morgensonne unter ihnen lag. Wie ein Film ohne Soundtrack. Die im Kurvenflug sanft rüttelnde Maschine. Die unter ihnen vorbeigleitenden Wolkenkratzer mit ihren von der Morgensonne vergoldeten Fassaden. Die Twin Towers. Das Empire State Building. Das alte Chrysler Building, sein Favorit. Citicorp. Dann eine Steilkurve, der Sinkflug über Queens und die Landung. Die Gebäude der Midtown jenseits des Flusses schienen an den kleinen Fenstern vorbeizuziehen, als die Maschine wendete und zum Terminal zurückrollte.

Er hatte einen Termin um neun. Das hasste er. Nicht wegen der Uhrzeit. Für den größten Teil der Geschäftswelt in Manhattan war der Vormittag um neun Uhr schon halb vorbei. Nein, ihm war nicht

die Uhrzeit zuwider, sondern die Tatsache, dass er überhaupt einen Termin hatte. Es war schon sehr lange her, dass Chester Stone sich bei jemandem einen Termin hatte geben lassen. Tatsächlich konnte er sich nicht daran erinnern, jemals irgendeinen Besuchstermin vereinbart zu haben. Das hatte vielleicht sein Großvater getan, damals in den allerersten Jahren. Seither hatte die Sache immer andersherum funktioniert. Alle drei Chester Stones, vom Großvater bis zum Enkel, hatten Sekretärinnen, die huldvoll versuchten, im übervollen Kalender ihres Chefs einen Besuchstermin für den jeweiligen Bittsteller zu finden. Oft hatten Leute tagelang auf ein vorläufiges Zeitfenster gewartet - und danach noch stundenlang im Vorzimmer. Aber diesmal war es umgekehrt. Und das machte ihn wütend.

Er kam früh, weil er besorgt war. In seinem Büro hatte er vierzig Minuten damit verbracht, über seine Optionen nachzudenken. Er hatte keine. Wie er die Sache auch drehte und wendete, ihm fehlten

eins Komma eine Million Dollar und sechs Wochen zum Erfolg. Und auch das machte ihm zu schaffen. Weil dies kein spektakulärer Absturz war. Keine totale Katastrophe. Es war eine angemessene und realistische Reaktion auf den Markt, die ihr Ziel schon fast, aber eben doch nicht ganz erreicht hatte. Wie ein heroischer Abschlag vom Tee, der eine Handbreit vor dem Grün landet. Sehr, sehr nahe, aber nicht nahe genug.

Um neun Uhr morgens ist das World Trade Center für sich allein die sechstgrößte Stadt im Bundesstaat New York. Mit nur sechseinhalb Hektar Grundfläche, aber einer Tagesbevölkerung von hundertdreißigtausend Menschen. Chester Stone hatte das Gefühl, die meisten von ihnen umschwirrten ihn, als er jetzt auf der Plaza stand. Sein Großvater hätte an dieser Stelle im Hudson River gestanden. Chester selbst hatte von seinem Bürofenster aus verfolgt, wie die Aufschüttung sich allmählich ins Wasser hinausgeschoben hatte und die gigantischen Türme aus dem trockenen

Flussbett emporgewachsen waren. Er sah auf seine Armbanduhr und ging hinein. Fuhr mit dem Aufzug in den siebenundachtzigsten Stock und trat auf einen stillen, menschenleeren Korridor hinaus. Die Decke war niedrig, der Gang nicht allzu breit. Auf beiden Seiten führten Türen in Büros, in die asymmetrisch rechteckige Drahtglasfenster eingesetzt waren. Er fand die richtige Tür, versuchte durchs Glas zu sehen und drückte auf den Klingelknopf. Der Türöffner summte sofort, und er betrat den Empfangsbereich. Dies schien eine gewöhnliche Bürosuite zu sein. Überraschend gewöhnlich. Eine Empfangstheke aus Eiche mit Messingbeschlägen, ein Hauch von Luxus, und dahinter ein Rezeptionist. Er blieb kurz stehen, straffte die Schultern und trat auf die Theke zu.

»Chester Stone«, sagte er mit fester Stimme. »Ich habe um neun Uhr einen Termin bei Mr. Hobie.«

Der Rezeptionist war die erste Überraschung gewesen. Er hatte eine Frau erwartet. Die zweite



Überraschung war, dass er sofort hineingeführt wurde. Er hatte damit gerechnet, eine gewisse Zeit im Empfangsbereich in einem unbequemen Sessel sitzend warten zu müssen. So hätte er's gemacht. Wäre irgendein verzweifelter Mensch mit der Bitte um einen rettenden Kredit zu ihm gekommen, hätte er ihn erst einmal zwanzig Minuten lang schwitzen lassen. Das war doch sicher ein elementarer psychologischer Schachzug.

Das innere Büro war riesig. Hier hatte man Wände herausgenommen, und es war auffällig dunkel. Eine Wand bestand nur aus Fenstern, die aber hinter Jalousien verschwanden, deren senkrechte Lamellen nur zu schmalen Schlitzzen geöffnet waren. Die Einrichtung bestand aus einem großen Schreibtisch und drei Sofas, die zusammen ein Quadrat bildeten. An den Enden der Sofas standen niedrige Lampentische, in der Mitte ein riesiger quadratischer Couchtisch aus Glas und Messing auf einem Orientteppich. Das Ganze sah aus wie eine Wohnzimmerdekoration im

Schaufenster eines Möbelgeschäfts.

Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann. Stone machte sich auf den Weg zu ihm. Er schlängelte sich zwischen den Sofas hindurch, ging seitlich um den Couchtisch herum. Näherte sich dem Schreibtisch. Streckte seine rechte Hand aus.

»Mr. Hobie?«, sagte er, »ich bin Chester Stone.«

Der Mann hinter dem Schreibtisch hatte grausige Brandwunden. Eine Hälfte seines Gesichts war völlig mit Narbengewebe bedeckt und schuppig wie die Haut eines Reptils. Stone wandte entsetzt den Blick ab, aber er sah es aus dem Augenwinkel heraus. Wo das Narbengewebe sich weiter über den Kopf zog, hatte es die Textur eines zerkochten Hühnerfußes, war aber unnatürlich rosa. Es war weitgehend unbehaart, aber an der Grenze zum normalen Haaransatz auf der anderen Kopfhälfte wucherten einzelne graue Haarbüschel. Das Narbengewebe sah klumpig verhärtet aus, die Haut

der unverbrannten Gesichtshälfte jedoch war weich und von Runzeln durchzogen. Der Mann war schätzungsweise fünfzig bis Mitte fünfzig. Er saß auf einem dicht an den Schreibtisch herangeschobenen Drehsessel und hatte die Hände im Schoß liegen. Stone stand vor ihm, zwang sich dazu, nicht wegzusehen, streckte weiter seine rechte Hand über den Schreibtisch aus.

Dies war ein peinlicher Augenblick. Nichts ist peinlicher, als mit ausgestreckter Hand dazustehen, wenn diese Geste ignoriert wird. Es ist töricht, weiter so dazustehen, aber irgendwie noch schlimmer, seine Hand wieder zurückzuziehen.

Also ließ er sie ausgestreckt, wartete. Dann bewegte der Mann sich. Er benutzte seine linke Hand, um sich vom Schreibtisch wegzuschieben. Brachte dann die rechte nach oben, um sie Stone hinzustrecken. Aber sie war keine Hand, sondern ein glänzender Metallhaken. Keine künstliche Hand, keine raffinierte Prothese, nur ein schlichter

Metallhaken in Form eines J, aus Edelstahl geschmiedet und wie eine Skulptur glänzend blank poliert. Stone hätte ihn in einer unwillkürlichen Reaktion beinahe doch ergriffen, aber dann wich er zurück und erstarrte. Der Mann verzog die bewegliche Hälfte seines Gesichts zu einem knappen, großmütigen Lächeln. Als störe ihn das nicht im Geringsten.

»Jetzt wissen Sie, warum ich ›Hook‹ Hobie genannt werde«, sagte er.

Er saß mit ausdrucksloser Miene da und hielt den Haken hoch, wie zur genauen Betrachtung. Stone schluckte trocken und bemühte sich, seine Fassung zurückzugewinnen. Fragte sich, ob er ihm stattdessen die linke Hand hinstrecken sollte. Er wusste, dass manche Menschen das taten. Sein Großonkel hatte nach einem Schlaganfall in den letzten zehn Jahren seines Lebens Leuten immer die linke Hand gegeben.

»Nehmen Sie Platz«, sagte Hook Hobie.

Stone nickte und nahm dankbar am Ende des linken Sofas Platz. Hobie hielt seinen Blick auf ihn gerichtet, während er seinen Arm auf die Schreibtischplatte legte. Der Haken fiel mit einem leisen metallischen Geräusch aufs Holz.

»Sie wollen sich Geld leihen«, sagte Hobie.

Die verbrannte Hälfte seines Gesichts blieb starr. Sie war dick und hart wie der Rückenpanzer eines Krokodils. Stone fühlte, wie sein Magen sich verkrampfte. Er nickte und fuhr mit beiden Handflächen über seine Knie. Nickte nochmals und versuchte, sich an sein Skript zu erinnern.

»Ich brauche einen Überbrückungskredit«, sagte er. »Sechs Wochen, eins Komma eins Millionen.«

»Bank?«, fragte Hobie.

Stone starrte zu Boden. Der Couchtisch hatte eine

Glasplatte, unter der ein Orientteppich mit gedämpftem Muster lag. Er zuckte weise mit den Schultern.

»Lieber nicht«, sagte er. »Wir haben natürlich ein Kreditpaket, aber ich habe die Bank unter der Bedingung auf einen äußerst günstigen Zinssatz heruntergehandelt, dass alle Kredite keine Revolvingkredite sind, sondern auf Festbeträge lauten und feste Laufzeiten haben. Sie verstehen sicher, dass ich diese Vereinbarungen wegen eines so unbedeutenden Betrags nicht umstoßen möchte.«

Hobie bewegte seinen rechten Arm. Der Haken scharrte leise über das Holz.

»Bockmist, Mr. Stone«, sagte er ruhig.

Stone gab keine Antwort. Er horchte auf das Geräusch von Stahl auf Holz.

»Haben Sie gedient?«, fragte Hobie.

»Wie bitte?«

»Sind Sie eingezogen worden? Vietnam?«

Stone schluckte. Die Verbrennungen, der Haken ...

»Das habe ich verpasst«, erklärte er. »Fürs Studium zurückgestellt. Ich wollte unbedingt hin, versteht sich, aber als ich meinen Abschluss hatte, war der Krieg vorbei.«

Hobie nickte langsam.

»Ich war da«, sagte er. »Und zu den Dingen, die ich dort gelernt habe, gehört der Wert guter nachrichtendienstlicher Informationen. Das ist eine Lehre, die ich bei meinen Geschäften beherzige.«

In dem dunklen Büro herrschte Schweigen. Stone nickte. Bewegte seinen Kopf, starrte die Schreibtischkante an. Veränderte sein Skript.

»Okay«, sagte er. »Verständlich, dass ich

versuche, meine Finanzlage etwas zu beschönigen, nicht wahr?«

»Sie stecken verhältnismäßig tief in der Scheiße«, erwiderte Hobie. »In Wirklichkeit zahlen Sie Ihrer Bank den Höchstzinssatz, und sie würde bei weiteren Kreditwünschen nein sagen. Aber Sie leisten relativ gute Arbeit bei dem Versuch, aus Ihrem Schlamassel rauszukommen. Sie haben's schon fast geschafft.«

»Fast«, bestätigte Stone. »Ich brauche noch sechs Wochen und eins Komma eins Millionen, das ist alles.«

»Ich habe mich spezialisiert«, sagte Hobie. »Heutzutage spezialisiert sich jeder. Meine Spezialität sind Fälle genau wie Ihrer. An sich gesunde Unternehmen mit vorübergehenden, begrenzten Liquiditätsengpässen. Probleme, die Banken nicht lösen können, weil auch sie spezialisiert sind, zum Beispiel darauf, blöd und



einfallsslos wie Scheiße zu sein.«

Er bewegte den Haken nochmals, ließ ihn übers Eichenholz scharren.

»Meine Gebühren bleiben im Rahmen«, sagte er. »Ich bin kein Kredithai. Wir reden hier nicht von Zinssätzen von mehreren hundert Prozent. Ich wäre bereit, Ihnen die eins Komma eins Millionen vorzustrecken, sagen wir zu sechs Prozent, um diese sechs Wochen zu überbrücken.«

Stone wischte sich nochmals die Handflächen an den Knien ab. Sechs Prozent für sechs Wochen? Das entsprach welchem Jahreszinssatz? Fast zweiundfünfzig Prozent. Man lieh sich eins Komma eins Millionen Dollar, zahlte sie nach sechs Wochen mit sechsendsechszigtausend Dollar Zinsen zurück. Elftausend Dollar pro Woche. Nicht direkt die Konditionen eines Kredithais, aber nicht allzu weit davon entfernt. Aber zumindest war der Typ bereit, ihm den Kredit zu gewähren.

»Was verlangen Sie als Sicherheit?«, fragte Stone.

»Ich nehme ein Aktienpaket«, antwortete Hobie.

Stone zwang sich, den Kopf zu heben und ihn anzusehen. Er vermutete, er solle irgendwie auf die Probe gestellt werden. Er schluckte erneut. Rechnete sich aus, so kurz vor dem Ziel sei Ehrlichkeit die beste Politik.

»Die Aktien sind wertlos«, erklärte er ruhig.

Hobie nickte, als gefalle ihm diese Antwort.

»Im Augenblick schon«, entgegnete er. »Aber sie sind bald wieder etwas wert, stimmt's?«

»Erst nachdem Ihr Engagement beendet ist«, sagte Stone. »Ein Teufelskreis, nicht wahr? Der Aktienwert steigt erst, nachdem ich Ihren Kredit zurückgezahlt habe. Wenn ich's geschafft habe.«

»Dann profitiere ich eben später«, sagte Hobie. »Ich rede nicht von einer befristeten Hinterlegung. Ich werde ein Aktienpaket nehmen und es behalten.«

»Behalten?«, wiederholte Stone. Er konnte nicht verhindern, dass seine Stimme überrascht klang. Der Kerl verlangte zweiundfünfzig Prozent Zinsen und ein Aktienpaket als Dreingabe?

»Das mache ich immer so«, erklärte Hobie. »Eine sentimentale Anwendung. Ich besitze gern ein kleines Stück von allen Unternehmen, denen ich helfe. Die meisten Leute sind damit einverstanden.«

Stone schluckte. Sah zu Boden. Dachte über seine Optionen nach. Zuckte mit den Schultern.

»Klar«, sagte er. »Das ist in Ordnung, denke ich.«

Hobie griff nach links und zog eine Schreibtischschublade auf. Er nahm ausgefüllte

Formulare heraus. Schob sie Stone über den Schreibtisch zu.

»Die habe ich vorbereitet«, sagte er.

Stone richtete sich gebückt vom Sofa auf und griff nach den Schriftstücken. Ein Kreditvertrag, eins Komma eins Millionen, sechs Wochen, sechs Prozent und ein Überlassungsvertrag für die Aktien. Für ein Paket, das vor nicht allzu langer Zeit eine Million Dollar wert gewesen war und es vielleicht schon bald wieder sein würde. Er blinzelte.

»Kann's nicht anders machen«, meinte Hobie. »Ich hab mich wie vorhin gesagt spezialisiert. Ich kenne dieses Marktsegment. Bessere Konditionen bekommen Sie nirgends. Tatsächlich kriegen Sie anderswo überhaupt nichts.«

Hobie saß zwei Meter von ihm entfernt hinter dem Schreibtisch, aber Stone hatte das Gefühl, er hocke dicht neben ihm auf dem Sofa, bedränge ihn

mit seinem schrecklichen Gesicht und zerfetzte ihm mit seinem glänzenden Haken die Eingeweide. Er nickte nur, eine stumme, kaum wahrnehmbare Kopfbewegung, und griff in seine Jacke, um seinen dicken Montblanc-Füller herauszuholen. Beugte sich nach vorn und unterschrieb auf dem kalten, harten Glas des Couchtischs an den beiden dafür vorgesehenen Stellen. Hobie, der ihn dabei beobachtete, nickte seinerseits.

»Ich nehme an, dass Sie das Geld auf dem Girokonto Ihrer Firma haben möchten?«, fragte er.  
»Wo die anderen Banken es nicht sehen?«

Stone nickte erneut, war wie benommen.

»Das wäre gut«, antwortete er.

Hobie machte sich eine Notiz. »In einer Stunde ist's auf Ihrem Konto.«

»Danke«, sagte Stone. Das erschien ihm angebracht,

»So, jetzt liegt das Risiko ganz bei mir«, sagte Hobie. »Sechs Wochen, keine wirkliche Sicherheit in der Hand. Kein sehr schönes Gefühl.«

»Da gibt's kein Problem«, murmelte Stone, ohne ihn anzusehen.

Hobie nickte. »Davon bin ich überzeugt«, sagte er. Dann beugte er sich vor und drückte auf eine Taste seiner Gegensprechanlage. Stone hörte einen leisen Summton, der aus dem Vorzimmer kam.

»Bitte das Stone-Dossier«, sagte Hobie ins Mikrofon.

Danach herrschte kurz Stille, dann wurde die Tür geöffnet. Der Rezeptionist trat an den Schreibtisch. Er hatte einen dünnen grünen Ordner mitgebracht, den er nun vor Hobie legte. Er verließ den Raum und schloss leise die Tür hinter sich. Hobie benutzte seinen Haken, um den Ordner zu sich heranzuziehen.

»Sehen Sie mal rein«, forderte er Stone auf.

Stone griff nach dem Ordner und schlug ihn auf. In einer Klarsichthülle steckten Fotos. Mehrere Vergrößerungen im Format achtzehn mal vierundzwanzig Zentimeter, schwarzweiße Hochglanzbilder. Auf dem ersten Foto war sein Haus zu sehen. Offensichtlich aus einem Wagen aufgenommen, der in der Einfahrt gestanden hatte. Das zweite Foto zeigte seine Frau. Marilyn. Mit einem Teleobjektiv festgehalten, als sie durch den Blumengarten ging. Auf dem dritten Foto kam Marilyn aus ihrem Schönheitssalon in der Stadt. Ein grobkörniges, ebenfalls mit einem Tele fotografiertes Bild. Heimlich gemacht wie bei einer Personenüberwachung. Das vierte Foto war eine Nahaufnahme des Kennzeichens ihres BMWs.

Das fünfte Foto zeigte wieder Marilyn. Nachts durch ihr Schlafzimmerfenster aufgenommen. Sie trug einen Bademantel. Ihr Haar war nicht aufgesteckt und sah feucht aus. Stone starrte auf das

Bild. Um so eine Aufnahme zu schießen, musste der Fotograf auf dem Rasen hinter ihrem Haus gestanden haben. Das Foto verschwamm vor seinen Augen, und die Stille summt in seinen Ohren. Dann schob er die Fotos zusammen und klappte den Ordner zu. Legte ihn langsam auf den Schreibtisch zurück. Hobie beugte sich nach vorn und drückte die Spitze seines Hakens in den grünen Umschlagkarton, um ihn zu sich heranzuziehen. In der Stille klang das scharrende Geräusch unnatürlich laut.

»Das ist meine Sicherheit, Mr. Stone«, sagte er.  
»Aber wie Sie mir gerade erklärt haben, gibt's bestimmt kein Problem.«

Chester Stone schwieg. Stand nur auf und schlängelte sich zwischen all den Möbeln hindurch zur Tür. Ging durch den Empfangsbereich und den Korridor entlang zum Aufzug. Fuhr die siebenundachtzig Stockwerke hinunter und trat unten ins Freie, wo die helle Morgensonne sein



Gesicht wie ein Faustschlag traf.

Dieselbe Sonne wärmte Reacher den Nacken, als er auf dem Rücksitz eines nicht lizenzierten Taxis nach Manhattan unterwegs war. Hatte er die Wahl, nahm er am liebsten ein Taxi, dessen Fahrer keinen Taxischein besaß. Das kam seiner Angewohnheit entgegen, möglichst wenig von sich preiszugeben. Dass jemand versuchen würde, seine Fährte aufzunehmen, indem er Taxifahrer befragte, war höchst unwahrscheinlich, aber ein Taxifahrer, der geleugnet hätte, einer zu sein, war sicherer als jeder andere. Und so hatte er auch Gelegenheit, ein wenig um den Fahrpreis zu feilschen. Mit dem Taxameter eines Yellow Cab ließ sich nicht gut handeln.

Sie kamen über die Triborough Bridge und fuhren auf der 125th Street nach Manhattan. Folgten dem Verkehrsstrom nach Westen bis zum Roosevelt Square, Dort ließ Reacher den Fahrer am

Bordstein halten, während er sich umsah und kurz nachdachte. Er suchte ein billiges Hotel, aber er wollte eines mit funktionierenden Telefonen. Und vollständigen Telefonbüchern. Seiner Einschätzung nach würden alle drei Wünsche sich in diesem Teil Mannhattans nicht erfüllen lassen. Aber er stieg trotzdem aus und entlohnte den Fahrer. Er hatte noch kein bestimmtes Ziel, aber er würde die letzte Etappe zu Fuß zurücklegen. Eine Zeit, in der er allein unterwegs war. Das kam seiner Gewohnheit entgegen.

Die beiden jungen Männer in verknitterten Tausenddollaranzügen warteten, bis Chester Stone zum Aufzug gegangen war. Dann betraten sie das Büro und blieben schweigend vor dem Schreibtisch stehen. Hobie warf ihnen einen Blick zu, dann öffnete er eine Schreibtischschublade,

schob die unterzeichneten Verträge und den Ordner mit den Fotos hinein und nahm einen neuen Schreibblock mit gelbem Papier heraus. Er legte seinen Haken auf die Schreibtischplatte und drehte seinen Sessel so zur Seite, dass der durch die Jalousien einfallende schwache Lichtschein die unverletzte Hälfte seines Gesichts erhellte.

»Nun?«

»Wir kommen gerade zurück«, begann der erste Kerl.

»Habt ihr die Informationen, die ich wollte?«

Der zweite Kerl nickte. Ließ sich auf ein Sofa fallen.

»Er war auf der Suche nach einem gewissen Jack Reacher.«

Hobie notierte sich den Namen auf seinem gelben Schreibblock. »Wer ist er?«

Kurzes Schweigen.

»Wissen wir nicht«, sagte der erste Kerl.

Hobie nickte. »Wer war Costellos Auftraggeberin?«

Wieder kurzes Schweigen.

»Wissen wir auch nicht«, sagte der Kerl.

»Das sind ziemlich grundlegende Fragen«, meinte Hobie.

Der Kerl betrachtete ihn nur schweigend, aber sichtbar nervös.

»Ihr seid nicht darauf gekommen, diese ziemlich grundlegenden Fragen zu stellen?«

Der zweite Kerl nickte. »Wir haben sie gestellt. Wir haben sie wie verrückt gestellt.«

»Aber Costello wollte nicht antworten?«

»Doch, das wollte er«, erwiderte der erste Kerl.

»Aber?«

»Er ist uns weggestorben«, erwiderte der zweite Kerl. »Hat einfach den Löffel abgegeben. Er war alt, übergewichtig. Es könnte ein Herzschlag gewesen sein, denke ich. Tut mir sehr Leid, Sir. Tut uns beiden leid.«

Hobie nickte erneut. »Gefährdung?«

»Null«, entgegnete der erste Kerl. »Er lässt sich nicht identifizieren.«

Hobie warf einen Blick auf die Fingerspitzen seiner linken Hand. »Wo ist das Messer?«

»Im Meer«, erwiderte der zweite Kerl.

Hobie bewegte den rechten Arm und klopfte mit

der Spitze seines Hakens rhythmisch auf die Schreibtischplatte. Dachte angestrengt nach und nickte dann energisch.

»Okay, vermutlich nicht eure Schuld. Schwaches Herz, wer hätte das ahnen können?«

Der erste Kerl atmete erleichtert auf und setzte sich zu seinem Partner aufs Sofa. Sie waren noch mal davongekommen.

»Wir müssen die Auftraggeberin finden«, sagte Hobie in die Stille hinein.

Die beiden Kerle nickten und warteten.

»Costello muss eine Sekretärin gehabt haben, stimmt's?«, sagte Hobie. »Sie wird wissen, wer die Auftraggeberin war. Bringt sie mir.«

Die beiden Kerle blieben sitzen.

»Was?«

»Dieser Jack Reacher«, begann der erste Mann. »Soll ein großer Kerl sein, der seit drei Monaten auf den Keys ist. Costello hat uns erzählt, dass er von einem großen Typ gehört hat, der sich seit drei Monaten dort aufhält und in einer Bar arbeitet. Wir sind hingegangen. Großer, taffer Kerl, aber er hat behauptet, nicht Jack Reacher zu sein.«

»Und?«

»Flughafen Miami«, sagte der zweite Mann. »Wir sind mit United geflogen, weil's ein Direktflug war. Aber kurz davor ist eine andere Maschine gestartet. Delta nach Atlanta und New York.«

»Und?«

»Der große Kerl aus der Bar? Den haben wir auf dem Weg zum Flugsteig gesehen.«

»Wisst ihr das bestimmt?«

Der erste Kerl nickte. »Zu neunundneunzig



Prozent sicher. Er war ziemlich weit entfernt, aber er ist verdammt groß. Schwer zu übersehen.«

Hobie begann wieder, mit der Spitze seines Hakens auf die Schreibtischplatte zu klopfen. In Gedanken verloren.

»Okay, er ist Reacher«, stellte er fest. »Muss er sein, richtig? Costello fragt herum, dann kreuzt ihr beiden am selben Tag auf, das verschreckt ihn, und er haut ab. Aber wohin? Hierher?«

Der zweite Kerl nickte. »Ist er in Atlanta im Flugzeug geblieben, befindet er sich jetzt hier.«

»Aber warum?«, fragte Hobie. »Wer zum Teufel ist er?«

Er dachte einen Augenblick nach und beantwortete seine Frage selbst.

»Die Sekretärin wird wissen, wer die Auftraggeberin war, stimmt's?«

Dann lächelte er.

»Und die Auftraggeberin wird mir verraten, wer dieser Reacher ist.«

Die beiden Kerle in den modischen Anzügen nickten schweigend, standen auf und verließen das Büro.

Reacher ging durch den Central Park nach Süden. Unterwegs versuchte er, den Umfang der selbst gestellten Aufgabe ganz zu ermessen. Er war zuversichtlich, dass er sich am rechten Ort befand. Die drei Männer waren unüberhörbar New Yorker gewesen. Aber die Einwohnerschaft dieser Stadt war riesig: Sieben Komma fünf Millionen Menschen auf fünf Stadtbezirke verteilt, insgesamt etwa achtzehn Millionen im Großraum New York. Achtzehn Millionen, die sich bestimmt auf ihre

nähere Umgebung konzentrierten, wenn sie einen schnell arbeitenden, tüchtigen Privatdetektiv brauchten. Gefühlsmäßig vermutete er, Costello habe sein Büro in Manhattan gehabt, obwohl es durchaus möglich war, dass Mrs. Jacob in einem Vorort lebte. Wo würde man als Frau, die irgendwo in Suburbia wohnt und einen Privatdetektiv braucht, einen suchen? Nicht neben dem Supermarkt oder dem Videoverleih. Nicht im Einkaufszentrum neben den Boutiquen. Sie würde in den Gelben Seiten der nächsten Großstadt nachschlagen und anfangen zu telefonieren. Nach der ersten Kontaktaufnahme kommt der Mann vielleicht zu einem heraus, oder man setzt sich in den Zug und fährt zu ihm. Von irgendeinem Punkt in einem dicht besiedelten Gebiet aus, das sich über Hunderte von Quadratkilometer erstreckt.

Den Gedanken an ein Hotel hatte er bereits verworfen. Unter Umständen würde seine Suche nur eine Stunde dauern. Und er benötigte mehr Informationen, als Hotels anzubieten hatten. Er

brauchte die Telefonbücher aller fünf Stadtbezirke und der Vororte. Hotels würden sie nicht alle haben. Und er wollte auch nicht die überhöhten Telefongebühren bezahlen, die Hotels meist verlangten. Swimmingpoollöcher zu graben hatte ihn nicht gerade reich gemacht.

Deshalb war er zur Public Library unterwegs. Fifth Avenue und 42nd Street. Die größte Bibliothek der Welt? Das wusste er nicht mehr genau. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber bestimmt groß genug, um alle Telefonbücher zu beherbergen, die er brauchte, und große, breite Tische und bequeme Stühle. Vier Meilen vom Roosevelt Square entfernt, ein einstündiger flotter Marsch, nur von einem kurzen Besuch in einem Schreibwarengeschäft unterbrochen, in dem er ein Notizbuch und einen Bleistift erstand.

Der nächste Mann, der Hobies Büro betrat, war der Rezeptionist. Er kam herein und schloss die Tür hinter sich ab. Trat vor den Schreibtisch und setzte sich ans Ende des linken Sofas. Starrte Hobie lange durchdringend und schweigend an.

»Was gibt's?«, fragte Hobie, obwohl er das genau wusste.

»Du solltest abhauen«, sagte der Rezeptionist. »Jetzt ist's riskant geworden.«

Hobie äußerte sich nicht dazu. Hielt nur seinen Haken in der linken Hand und fuhr mit seinen restlichen Fingern den grausamen Metallbügel entlang.

»Du hast Pläne gemacht«, fuhr der Rezeptionist fort. »Und Versprechungen. Was nützen Pläne und Versprechungen, wenn du dich dann nicht an sie hältst?«

Hobie zuckte mit den Schultern. Schwieg.

»Wir haben aus Hawaii gehört, stimmt's?«, fragte der Rezeptionist. »Du wolltest immer verschwinden, sobald wir aus Hawaii hören.«

»Costello ist nie in Hawaii gewesen«, erwiderte Hobie. »Das haben wir nachgeprüft.«

»Das macht alles nur noch schlimmer. Jemand anders ist in Hawaii gewesen. Jemand, den wir nicht kennen.«

»Routine«, meinte Hobie. »Muss so gewesen sein. Denk mal drüber nach. Kein Mensch hat Grund gehabt, nach Hawaii zu fliegen, bevor wir vom anderen Ende gehört hatten. Das Ganze ist eine Sequenz, das weißt du. Wir hören vom anderen Ende, wir hören aus Hawaii, Schritt eins, Schritt zwei, dann ist's Zeit unterzutauchen. Nicht vorher.«

»Du hast's versprochen«, wiederholte der Mann.

»Zu früh«, sagte Hobie. »Es ist nicht logisch.

Überleg mal. Stell dir vor, du siehst, wie jemand einen Revolver und eine Schachtel Munition kauft, dann mit der Waffe auf dich zielt. Hast du Angst?«

»Klar habe ich Angst.«

»Ich nicht«, sagte Hobie. »Weil er den Revolver nicht geladen hat. Schritt eins ist, eine Waffe mit Munition zu kaufen, Schritt zwei ist, sie zu laden. Bis wir vom anderen Ende hören, ist Hawaii eine ungeladene Waffe.«

Der Rezeptionist starrte an die Zimmerdecke.

»Warum machst du das?«

Hobie zog seine Schublade auf und holte das Stone-Dossier und die unterzeichneten Verträge heraus. Hielt das Papier schräg, bis der durchs Fenster einfallende schwache Lichtschein die mit blauer Tinte geschriebenen Unterschriften aufleuchten ließ.

»Sechs Wochen«, sagte er. »Vielleicht weniger. Mehr brauche ich nicht.«

Der Rezeptionist sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an.

»Brauchst du wofür?«

»Für den größten Fischzug meines Lebens«, antwortete Hobie.

Er klappte das Dossier wieder zu und hielt es unter seinem Haken fest.

»Stone hat mir vorhin seine gesamte Firma überschrieben. Drei Generationen Schweiß und Plackerei, und dieses dämliche Arschloch hat sie mir auf einem Silbertablett überreicht.«

»Nein, er hat dir einen Haufen Scheiße überreicht. Du hast eins Komma eins Millionen Dollar gegen einen Packen wertloses Papier eingetauscht.«



Hobie lächelte,

»Reg dich nicht auf, überlass das Denken mir, okay? Darauf verstehe ich mich, einverstanden?«

»Okay, wie soll's laufen?«, fragte der andere.

»Weißt du, was ihm alles gehört? Eine große Fabrik draußen auf Long Island und eine riesige Villa droben in Pound Ridge. Um die Fabrik drängen sich an die fünfhundert Häuser zusammen. Das müssen insgesamt zwölfhundert Hektar sein - in erstklassiger Lage auf Long Island, voll erschlossene Grundstücke mit Meerblick, die nur darauf warten, dicht bebaut zu werden.«

»Die Häuser gehören nicht ihm«, wandte der Typ ein.

Hobie nickte. »Nein, sie sind alle mit Hypothekenkrediten irgendeiner kleinen Bank in Brooklyn finanziert.«

»Okay, wie soll's laufen?«, wiederholte der Rezeptionist.

»Überleg mal selbst«, sagte Hobie, »was passiert, wenn ich seine Aktien auf den Markt werfe?« '

»Für die kriegst du nichts«, antwortete der andere. »Die sind völlig wertlos.«

»Richtig, sie sind völlig wertlos. Aber das wissen seine Banker noch nicht wirklich. Er hat sie belogen. Er hat sie über seine finanziellen Probleme im Unklaren gelassen. Weshalb wäre er sonst zu mir gekommen? Seine Banker bekommen also unter die Nase gerieben, wie wertlos die als Sicherheit hinterlegten Aktien in Wirklichkeit sind. Eine Bewertung geradewegs vom Börsenparkett. So erfahren sie: Diese Aktien sind einen Dreck wert. Was dann?«

»Sie geraten in Panik«, antwortete der Kerl.

»Richtig«, sagte Hobie. »Sie geraten in Panik. Sie haben wertlose Sicherheiten in ihrem Portefeuille. Sie scheißen sich in die Hose, bis Hook Hobie aufkreuzt und ihnen anbietet, Stones Kredite für zwanzig Prozent des Nennwerts abzulösen.«

»Darauf lassen die sich ein? Sie nehmen die zwanzig Prozent?«

Hobie lächelte. Das Narbengewebe kräuselte sich.

»Die nehmen sie«, erklärte er. »Sie beißen mir auch noch die linke Hand ab, um sie zu kriegen. Und als Teil des Deals bekomme ich sämtliche Aktien, die sie bisher gehalten haben.«

»Okay, was passiert dann? Was ist mit den Häusern?«

»Mit denen läuft's ähnlich«, erklärte Hobie. »Mir gehört das Aktienkapital, mir gehört die Fabrik dort draußen, ich mache sie dicht. Keine Jobs

mehr, aber fünfhundert Hypotheken, die nicht mehr bezahlt werden. Das versetzt die Brooklyner Bank in Angst und Schrecken. Ich kaufe die wertlosen Hypotheken für zehn Prozent ihres Werts auf, kündige sie und lasse die Häuser zwangsräumen. Dann ordere ich Planierrauen und habe wenig später zwölfhundert Hektar erstklassiges Bauland in Küstennähe auf Long Island. Und eine große Villa droben in Pound Ridge. Alles zusammen kostet mich rund acht Millionen Dollar. Allein die Villa ist zwei wert. Folglich habe ich sechs Millionen für Bauland ausgegeben, das ich für hundert Millionen verkaufen kann, wenn ich's richtig anstelle.«

Der Rezeptionist starrte ihn an.

»Dafür brauche ich die sechs Wochen«, sagte Hobie.

Aber der andere schüttelte den Kopf.

»Das funktioniert nicht«, wandte er ein. »Die

Firma ist ein altes Familienunternehmen. Das Aktienkapital befindet sich größtenteils noch in Stones Besitz. Nur der kleinste Teil wird an der Börse gehandelt. Auch seine Bank hält nur einen Bruchteil davon. Du wärst lediglich sein Juniorpartner. Er würde dich all das nie tun lassen.«

Diesmal schüttelte Hobie den Kopf.

»Er verkauft mir seine Aktien. Restlos. Seinen gesamten Besitz.«

»Das tut er nicht.«

»Doch, das tut er.«

In der New York Public Library gab es eine gute und eine schlechte Nachricht. In den Telefonbüchern für Manhattan, die Bronx, Brooklyn, Queens, Staten Island, Long Island,

Westchester, die Küste von New Jersey und Connecticut gab es massenhaft Einträge unter Jacob. Also grenzte Reacher den Radius ein. Leute, die eine Stunde entfernt leben, denken automatisch an die Stadt, wenn sie etwas brauchen. Weiter außerhalb tun sie's vielleicht nicht mehr. Er schrieb die Telefonnummern in sein Notizbuch und zählte hundertneunundzwanzig potentielle Kandidaten für die geheimnisvolle Mrs. Jacob.

Aber in den Gelben Seiten war kein Eintrag für einen Privatdetektiv namens Costello zu finden. Im normalen Telefonbuch gab es viele Costellos, aber keinen beruflichen Eintrag unter diesem Namen. Reacher seufzte. Er war enttäuscht, aber nicht überrascht. Es wäre zu schön gewesen, das Telefonbuch aufzuschlagen und einen Eintrag Costello Investigations-Spezialisten für die Aufspürung ehemaliger Militärpolizisten auf den Keys zu finden.

Viele Detektivbüros hatten Phantasienamen und

konkurrierten mit Namen, die mit einem großen A begannen, um eine Vorrangstellung. Ace, Acme, A-One, AA Investigations. Andere beschränkten sich auf geografische Hinweise wie Manhattan oder die Bronx. Manche strebten nach Höherem, indem sie »paralegale Dienste« anboten. Eine gab sich nostalgisch, indem sie sich Schlapphut nannte. Zwei beschäftigten ausschließlich Frauen, arbeiteten ausschließlich für Frauen.

Reacher nahm erneut das normale Telefonbuch zur Hand, schlug in seinem Notizbuch eine neue Seite auf und schrieb sich fünfzehn Nummern des New York Police Department auf. Saß eine Zeit lang da und dachte über seine Optionen nach. Dann verließ er die Bibliothek, ging an den riesigen steinernen Löwen vorbei und betrat die nächste Telefonzelle auf dem Gehsteig. Er stellte sein Notizbuch aufs Telefon, legte alles Kleingeld, das er in seinen Taschen finden konnte, daneben und machte sich daran, ein Polizeirevier nach dem anderen anzurufen. In jedem ließ er sich mit der

Registratur verbinden. Er hoffte einen im Dienst ergrauten Sergeanten an die Strippe zu bekommen, der ihm weiterhelfen konnte.

Beim vierten Anruf wurde er fündig.

»Ich suche einen gewissen Costello«, begann er. »Pensioniert und als Privatdetektiv tätig, vielleicht selbstständig, vielleicht angestellt. Ungefähr sechzig Jahre alt.«

»Yeah, und wer sind Sie?«, erkundigte sich eine Stimme. Der Tonfall war identisch. Der Mann hätte Costello sein können.

»Ich heiße Carter«, sagte Reacher. »Wie der Präsident.«

»Und was wollen Sie von Costello, Mr. Carter?«

»Ich habe etwas für ihn, aber seine Karte ist mir irgendwie abhandengekommen«, sagte Reacher. »Kann seine Nummer nicht im Telefonbuch



finden.«

»Das liegt daran, dass Costello nicht drinsteht. Er arbeitet nur für Anwälte, nicht fürs breite Publikum.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ob ich ihn kenne? Klar kenne ich ihn. Er hat in diesem Gebäude fünfzehn Jahre lang als Kriminalbeamter gearbeitet. Kein Wunder, dass ich ihn kenne.«

»Wissen Sie, wo er sein Büro hat?«

»Irgendwo drüben im Village«, erwiderte der Polizeibeamte und verstummte wieder.

Reacher hielt die Sprechmuschel zu und seufzte. Der Kerl ließ sich die Würmer einzeln aus der Nase ziehen.

»Wissen Sie, wo im Village?«

»Greenwich Avenue, wenn ich mich recht erinnere.«

»Haben Sie die Hausnummer?«

»Nein.«

»Telefonnummer?«

»Nein.«

»Kennen Sie eine Mrs. Jacob?«

»Nein, sollte ich das?«

»War bloß 'ne Frage«, meinte Reacher. »Er hat für sie gearbeitet.«

»Nie von ihr gehört.«

»Okay, danke für Ihre Hilfe«, sagte Reacher.

»Yeah«, sagte die Stimme.

Reacher hängte ein, ging wieder die Treppe hinauf und betrat den Lesesaal. Schlug nochmals im Telefonbuch für Manhattan nach, versuchte einen Costello in der Greenwich Avenue zu finden. Kein Eintrag. Er stellte das Telefonbuch ins Regal zurück, trat wieder in die Sonne hinaus und machte sich auf den Weg.

Die Greenwich Avenue ist eine lange, gerade Straße» die von der Eighth Avenue und 14th Street nach Südosten zur Sixth Avenue und 8th Street führt. Sie verläuft zwischen hübschen mehrstöckigen Gebäuden im Villagestil, deren Tiefparterre häufig für kleine Läden oder Galerien genutzt wird. Reacher suchte als Erstes die Nordseite ab, ohne fündig zu werden. Schlängelte sich am unteren Ende durch den Verkehr, ging auf der anderen Seite zurück und entdeckte auf halber Strecke ein kleines Messingschild an der Natursteineinfassung eines Hauseingangs. Auf dem

Schild, einem glänzend polierten Rechteck zwischen anderen in einem Rahmen, stand nur Costello. Die schwarze Haustür stand offen. Dahinter lag ein kleines Foyer mit einer Wandtafel, in deren schwarze Filzrillen weiße Kunststoffbuchstaben gedrückt waren, die erkennen ließen, dass das Gebäude in zehn Bürosuiten aufgeteilt war. Suite fünf war mit Costello bezeichnet. Jenseits der Eingangshalle lag eine Glastür, abgesperrt. Reacher klingelte bei Suite fünf. Keine Antwort. Er klingelte Sturm, aber auch das brachte nichts. Also klingelte er bei sechs. Aus dem Lautsprecher drang eine verzerrte Stimme.

»Ja?«

»UPS«, sagte er, hörte den Türöffner der Glastür summen und stieß sie auf.

Das Haus hatte drei Etagen, eigentlich vier, wenn man das separate Tiefgeschoss mitzählte. Die Suiten eins, zwei und drei lagen im Parterre. Er

stieg die Treppe hinauf und sah die Suite vier links von sich, die Nummer sechs auf der rechten Seite und die Suite fünf nach hinten hinaus. Dort lag ihr Eingang im Winkel unter der Treppe, die in den zweiten Stock hinaufführte.

Die Eingangstür hatte ein auf Hochglanz poliertes Mahagoniblatt und stand offen. Nicht ganz offen, aber weit genug, dass es sofort auffiel. Als Reacher sie mit der Schuhspitze aufstieß, schwang sie nach innen und gab den Blick in einen kleinen, dezenten Empfangsbereich von der Größe eines Motelzimmers frei. Er war in Pastelltönen zwischen Hellgrau und Hellblau gehalten. Hochfloriger Teppichboden. Ein L-förmiger Schreibtisch für die Sekretärin mit einem komplizierten Telefon und einem Computer mit Flachbildschirm. Ein Aktenschrank und ein Sofa. Das einzige Fenster hatte undurchsichtige Milchglasscheiben, und eine weitere Tür führte geradeaus in ein Büro.

Der Empfangsbereich war still und leer. Reacher trat ein und drückte die Tür mit dem Absatz hinter sich zu. Das Türschloss schnappte nicht ein, als sei das Büro zur üblichen Geschäftszeit geöffnet gewesen. Er ging lautlos über den Teppich zur inneren Tür. Wickelte seine Hand in das aus der Hose gezogene Hemd und drehte den Türkopf nach links. Betrat einen zweiten gleich großen Raum. Costellos Büro. Gerahmte Schwarzweißfotos zeigten jüngere Versionen des Mannes, den er in Key West getroffen hatte, mit Polizeipräsidenten, Captains und Lokalpolitikern, die Reacher nicht kannte. Vor vielen Jahren war Costello sportlich schlank gewesen. Die Erinnerungsfotos waren an der Wand rechts neben dem Schreibtisch gruppiert, auf dem sich eine Schreibunterlage, eine altmodische Schreibgarnitur und ein Telefon befanden. Hinter dem Schreibtisch stand ein Drehsessel, in dessen Lederpolster sich die Umrisse eines schweren Mannes eingedrückt hatten. An der linken Wand mit dem Fenster, das ebenfalls undurchsichtige Scheiben besaß, standen

mehrere verschlossene Karteischränke. Vor dem Schreibtisch waren zwei Besuchersessel ordentlich in einem Winkel zueinander aufgestellt.

Reacher ging ins Vorzimmer zurück, in dem schwacher Parfümduft hing. Als er hinter den Schreibtisch der Sekretärin trat, entdeckte er eine Handtasche, die offen auf der kleinen Ablage links neben dem Drehsessel stand. Die offene Klappe ließ eine Geldbörse aus weichem Leder und eine Packung Papiertaschentücher sehen. Er zog seinen Bleistift heraus und benutzte das Ende mit dem Radiergummi, um die Taschentuchpackung zur Seite zu schieben. Darunter lagen verschiedene Kosmetika, ein Schlüsselbund und ein Flakon mit einem teuren Eau de Toilette.

Über den Monitor flutete ein wässriger Bildschirmschoner. Reacher tippte die Maus mit seinem Bleistift an. Der Monitor wurde knisternd hell und zeigte ihm einen halb fertigen Geschäftsbrief. Der Cursor blinkte geduldig in der

Mitte eines nicht zu Ende geschriebenen Wortes. Der Brief trug das aktuelle Datum. Reacher dachte an Costello, der ermordet auf dem Gehsteig neben dem Friedhof in Key West gelegen hatte, sah von der ordentlich hingestellten Handtasche der abwesenden Frau zu der offenen Tür und dann wieder zu dem nicht zu Ende geschriebenen Wort. Ein kalter Schauer lief über seinen Rücken.

Er nahm seinen Bleistift, um die Anwendung zu schließen. Eine Dialogbox öffnete sich, um ihn zu fragen, ob er die Änderungen speichern wolle. Reacher überlegte kurz, dann tippte er NEIN an. Öffnete den Dateimanager und kontrollierte die Verzeichnisse. Er suchte eine Rechnung. Das ganze Büro zeugte davon, dass Costello auf Ordnung geachtet und mit Sicherheit einen Vorschuss in Rechnung gestellt hatte, bevor er sich auf die Suche nach Jack Reacher machte. Aber wann hatte diese Suche begonnen? Sie musste nach einem klaren Schema verlaufen sein. Angefangen hatte sie mit Mrs. Jacobs Auftrag, zu dem nur die Nennung



seines Namens, ein vager Hinweis auf seine Größe und die Erwähnung seiner Militärdienstzeit erfolgt waren. Dann müsste Costello beim Personalamt der Streitkräfte angerufen haben, einem streng bewachten Komplex in St. Louis, in dem jedes Stück Papier über alle Männer und Frauen, die jemals US-Uniform getragen haben, aufbewahrt wird. Zweifach streng bewacht: physisch mit Toren und Stacheldraht, bürokratisch mit absichtlich errichteten Barrieren, die leichtfertige Anfragen verhindern sollen. Nach geduldigen Recherchen würde er Reachers ehrenhafte Entlassung entdeckt haben. Dann eine ratlose Pause, weil die Ermittlungen in eine Sackgasse geraten waren. Dann Nachforschungen nach einem Bankkonto. Ein Anruf bei einem alten Kumpel, der ihm einen Gefallen schuldete. Vielleicht ein verschwommener Faxesdruck aus Virginia oder ein detaillierter Telefonbericht über die Ein- und Auszahlungen der letzten Jahre. Dann die hastige Reise in den Süden, die Fragen entlang der Duval Street, die beiden Kerle, die Fäuste, das

Teppichmesser.

St. Louis und Virginia mussten die Ermittlungen aufgehalten haben. Reacher vermutete, dass jemand wie Costello drei, vielleicht vier Tage gebraucht haben würde, um eine Auskunft vom Personalamt zu erhalten. Die Sache mit der Bank in Virginia hatte vielleicht ebenso lange gedauert. Gefälligkeiten werden nicht immer sofort erwiesen. Der Zeitpunkt muss gerade günstig sein. Okay, das waren etwa sieben Tage für den bürokratischen Hindernislauf, dazwischen ein Tag zum Nachdenken, plus je ein Tag am Anfang und am Ende. Insgesamt etwa zehn Tage, seit Mrs. Jacob die ganze Sache angeleiert hatte.

Er klickte das Verzeichnis RECHNUNGEN an. Auf der rechten Bildschirmhälfte erschien eine lange Reihe alphabetisch angeordneter Namen. Er ließ den Cursor die Liste hinunterlaufen. Kein Jacob unter dem Buchstaben J. Die meisten Namen waren nur lange Akronyme, die vermutlich

Anwaltsfirmen bezeichneten. Er kontrollierte die Daten. Keine Rechnung, die genau zehn Tage alt war. Aber eine, die vor neun Tagen ausgestellt worden war. Vielleicht hatte Costello schneller gearbeitet, als er vermutete - oder seine Sekretärin langsamer. Das Kürzel lautete SGR&T-09. Er klickte es an, und auf dem Bildschirm erschien eine Rechnung über einen Vorschuss von zweitausend Dollar für Nachforschungen nach einer vermissten Person, die an die Wall-Street-Firma Spencer Gutman Ricker & Talbot gegangen war. Die Adresse stand auf der Rechnung, aber natürlich ohne Telefonnummer.

Reacher kehrte zum Dateimanager zurück und rief das Verzeichnis ADRESSEN auf. Suchte dort wieder nach SGR&T und kam zu einer Seite mit derselben Anschrift, die diesmal jedoch durch Telefon- und Faxnummern und eine E-Mail-Adresse ergänzt war. Er beugte sich über die offene Handtasche der Sekretärin und zog mit spitzen Fingern zwei Papiertaschentücher aus der

Packung. Wickelte das eine um den Telefonhörer, faltete das andere auseinander und legte es über die Tastatur. Tippte die Telefonnummer durch den weichen Zellstoff hindurch ein. Am anderen Ende klingelte es, dann kam die Verbindung zustande.

»Spencer Gutman«, meldete sich eine angenehme Frauenstimme. »Was kann ich für Sie tun?«

»Mrs. Jacob, bitte«, sagte Reacher knapp, als sei er in Eile.

»Augenblick, bitte«, sagte die Stimme.

Blecherne Musik, dann eine aufgeweckte, aber respektvolle Männerstimme. Vielleicht ein Assistent.

»Mrs. Jacob, bitte«, wiederholte Reacher.

Die Stimme des Mannes klang plötzlich irritiert. »Sie ist schon nach Garrison hinausgefahren, und ich weiß wirklich nicht, wann sie ins Büro

zurückkommt.«

»Haben Sie ihre Adresse in Garrison?«

»Ihre?«, sagte der Mann überrascht. »Oder seine?«

Reacher hielt einen Moment inne, dachte über diese Reaktion nach und ging das Risiko ein.

»Seine, meine ich. Ich habe sie irgendwo verlegt.«

»Macht nichts«, erwiderte die Stimme. »Sie war versehentlich falsch angegeben, fürchte ich. Ich habe heute Morgen bestimmt schon fünfzig Leuten die richtige Adresse gesagt.«

Er nannte eine Adresse, die er offenbar auswendig wusste. Garrison, New York, eine kleine Stadt etwa sechzig Meilen flussaufwärts am Hudson River, ziemlich genau gegenüber von West Point, wo Reacher vier lange Jahre verbracht hatte.

»Sie müssen sich beeilen, denke ich«, sagte der Mann.

»In Ordnung«, sagte Reacher und legte verwirrt auf.

Er schloss den Dateimanager und ließ den Bildschirm leer. Warf noch einen Blick auf die zurückgelassene Handtasche der verschwundenen Sekretärin und verließ den Raum.

Die Sekretärin starb fünf Minuten, nachdem sie Mrs. Jacobs Identität preisgegeben hatte, was nur ungefähr fünf Minuten dauerte, als Hobie sich mit seinem Haken über sie hermachte. Sie befanden sich auf der Privattoilette seiner Bürosuite im siebenundachtzigsten Stock. Dieser Raum war für seine Zwecke ideal geeignet. Geräumig, fünf auf fünf Meter, viel zu groß für eine Toilette. Irgendein teurer Innenausstatter hatte Fußboden, Wände und Decke mit blank polierten Granitplatten verkleidet.

In einer Ecke war eine große Dusche eingebaut, deren durchsichtiger Plastikvorhang an einer Edelstahlschiene hing. Die aus Italien importierte Schiene war für die Aufgabe, einen Plastikvorhang zu halten, lächerlich überdimensioniert. Hobie hatte entdeckt, dass sie das Gewicht eines bewusstlosen Menschen tragen konnte, der mit Handschellen an sie gefesselt war. Von Zeit zu Zeit hatten dort schwerere Leute als die Sekretärin gehangen, während er ihnen mit Fragen zusetzte oder sie davon überzeugte, dass es klüger sei, dieses oder jenes zu tun.

Das einzige Problem stellte die Schalldämpfung dar. Aber er war sich ziemlich sicher, dass sie reichte. Dies war ein solides Gebäude. Jeder der Twin Towers wog über eine halbe Million Tonnen. Reichlich Stahl und Beton, gute, massive Wände. Und er hatte keine neugierigen Nachbarn. Die meisten Bürosuiten im siebenundachtzigsten Stock waren von Handelsmissionen aus kleinen, obskuren ausländischen Staaten gemietet, deren

Minimalbesetzung die meiste Zeit drüben im UN-Gebäude verbrachte. Nicht anders sah es im Stock darunter und darüber aus. Deshalb war er hier eingezogen. Aber Hobie war ein Mann, der nie ein überflüssiges Risiko einging, wenn es sich vermeiden ließ. Daher das extrastarke Gewebepapier. Bevor er anfang, riss er immer ein paar etwa fünfzehn Zentimeter lange Streifen ab, die er vorläufig mit dem oberen Rand an die Wandverkleidung pappte. Einer dieser Streifen wurde über den Mund geklebt. Begann sein Opfer mit hervorquellenden Augen wild zu nicken, riss Hobie den Streifen ab und wartete auf die Antwort. Hörte er stattdessen Schreie, klatschte er den nächsten Streifen auf den Mund und machte sich wieder an die Arbeit. Meistens bekam er die gewünschte Antwort, wenn er den zweiten Streifen abriss.

Später erleichterte der geflieste Boden das Säubern. Man drehte einfach die Dusche voll auf, kippte ein paar Eimer Wasser auf den



Fußboden, machte sich mit einem Mopp an die Arbeit und hatte alle Spuren beseitigt, sobald das Putzwasser siebenundachtzig Stockwerke tiefer in die Kanalisation abgelaufen war. Nicht dass Hobie jemals selbst aufgewischt hätte. Für einen Mopp braucht man zwei Hände. Diese Arbeit erledigte der zweite junge Kerl, der dazu Schuhe und Socken ausgezogen und seine teure Anzughose hochgekrempelt hatte. Hobie saß draußen hinter seinem Schreibtisch und sprach mit dem ersten jungen Kerl.

»Ich beschaffe die Adresse dieser Mrs. Jacob, ihr bringt sie mir, okay?«

»Klar«, sagte der Kerl. »Was ist mit der hier?«

Er nickte zur Toilettentür hinüber. Hobie folgte seinem Blick.

»Wartet bis heute Abend«, sagte er. »Zieht sie wieder an, bringt sie zum Boot runter. Fahrt ein paar Meilen weit raus und werft sie über Bord.«

»Dann wird sie womöglich wieder angetrieben«, gab der Kerl zu bedenken. »In ein paar Tagen.«

Hobie zuckte mit den Schultern.

»Von mir aus«, sagte er. »In ein paar Tagen ist sie völlig aufgedunsen. Die Polizei wird denken, dass sie aus einem Motorboot gefallen ist, und darauf tippen, dass solche Verletzungen von einer Bootsschraube stammen.«

Reachers Vorliebe für Geheimhaltung hatte Vorteile, aber sie brachte auch Probleme mit sich. Die beste Methode, schnell nach Garrison zu gelangen, wäre gewesen, sich einen Leihwagen zu mieten und loszubrausen. Aber ein Mann, der auf Kreditkarten verzichtet und keinen Führerschein in der Tasche hat, beraubte sich selbst dieser Option. Deshalb saß Reacher wieder in einem Taxi, diesmal zur Grand Central Station. Er war sich

ziemlich sicher, dass Garrison mit Zügen der Hudson Line zu erreichen war. Vermutlich gab es Pendler, die so weit nördlich lebten. Sonst hielten dort vielleicht die Amtrak-Fernzüge nach Albany und Kanada.

Er bezahlte das Taxi und drängte sich durch die Menge zum Eingang. Die lange Rampe entlang und in die riesige Bahnhofshalle. Dort blieb er stehen und verrenkte sich den Hals, um die Abfahrtszeiten von einem Bildschirm abzulesen. Versuchte, sich an die Geografie zu erinnern. Züge nach Croton-Harmon nützten ihm nichts. Sie endeten viel zu weit südlich. Er brauchte mindestens einen Zug nach Poughkeepsie. Er ging sämtliche Abfahrten durch. Nichts zu machen. In den nächsten anderthalb Stunden fuhr kein Zug ab, der ihn nach Garrison gebracht hätte.

Sie führten den Transport wie üblich durch. Einer

von ihnen fuhr neunzig Stockwerke weit in die Ladezone hinunter und fand dort auf einem Stapel einen großen Karton. Verpackungen von Kühlschränken oder Getränkeautomaten waren am besten geeignet, aber einmal waren sie auch mit dem Karton eines Fünfunddreißig-Zoll-Farbfernsehers ausgekommen. Diesmal fand er einen Karton, in dem ein Karteischrank verpackt gewesen war. Er stellte ihn auf eines der in der Ladezone herumstehenden Rollwägelchen und schob es in den Lastenaufzug. Fuhr wieder in den siebenundachtzigsten Stock hinauf.

Auf der Toilette zog der andere Kerl gerade den Reißverschluss des Leichensacks zu, in dem er sie verstaut hatte. Die beiden falteten sie in dem Karton zusammen und benutzten das restliche Klebeband, um ihn sicher zu verschließen. Dann stellten sie den Karton auf das Wägelchen und machten sich wieder auf den Weg zum Lastenaufzug. Diesmal fuhren sie in die Tiefgarage hinunter. Rollten den Karton zu einem schwarzen

Suburban. Zählten eins, zwei, drei und hieften ihn hinten rein. Knallten die Hecktür zu und betätigten die Zentralverriegelung. Sahen sich beim Weggehen nochmals um. Schwach beleuchtete Garage, dunkel getönte Scheiben, kein Problem.

»Weißt du, was?«, sagte der erste Kerl. »Klappen wir den Sitz um, können wir die Jacob dazuladen. Dann reicht heute Nacht ein einziger Trip. Ich bin nicht gern öfter mit dem Boot unterwegs als unbedingt nötig.«

»Okay«, stimmte der zweite Kerl ihm zu. »Hat's dort noch mehr Kartons?«

»Dieser war der beste. Hängt davon ab, ob die Jacob groß oder klein ist, schätze ich.«

»Hängt davon ab, ob er sie bis heute Abend erledigt.«

»Hast du da irgendwelche Zweifel? In dieser Stimmung, in der er heute ist?«

Die beiden gingen zu einem anderen Stellplatz und sperrten einen schwarzen Chevy Tahoe auf. Ein kleiner Bruder des Suburbans, aber trotzdem ein riesiges Fahrzeug.

»Wo ist sie also?«, fragte der zweite Kerl.

»In einem Nest namens Garrison«, sagte der andere. »Geradeaus den Hudson hinauf, ein Stück hinter Singsing. Eine Stunde, höchstens anderthalb.«

Der Tahoe stieß rückwärts aus dem Stellplatz, fuhr mit quietschenden Reifen durch die Garage und die Ausfahrt hinauf in die West Street. Dort bog er rechts ab und brauste in Richtung Norden davon.

Genau gegenüber von Pier 56, wo der Verkehr nach Westen aus der 14th Street quillt und nach Norden abbiegt, wird die West Street zur Eleventh Avenue. Der große schwarze Tahoe steckte dort im Stau fest, und sein Fahrer stimmte in das frustrierte Hupkonzert ein, das, von den Wolkenkratzern zurückgeworfen, über den Fluss hinaus hallte. Er kroch neun Blocks weit, bog nach links auf die 23rd Street ab und fuhr auf der Twelfth Avenue nach Norden weiter. Sie waren immerhin schneller als ein Fußgänger, bis sie hinter dem Javits Convention Center in den Stau gerieten, den der aus der West 43rd Street strömende Verkehr verursachte. Die Twelfth Avenue wurde zum Miller Highway, weiter mit zähflüssigem Verkehr, auch auf der langen Überführung über das weite Areal des alten Güterbahnhofs. Dann wurde der Miller Highway zum Henry Hudson Parkway. Auch hier kamen sie nur stockend voran, aber der

Parkway war bereits die Route 9A, die später zur Route 9 nach Crotonville werden und sie weiter nach Norden und nach Garrison bringen würde. Eine gerade Strecke, von der sie nirgends abzweigen mussten, aber sie befanden sich eine halbe Stunde nach ihrer Abfahrt noch immer in Manhattan, steckten im Riverside Park fest.

Den entscheidenden Hinweis hatte der PC geliefert. Der Cursor, der geduldig mitten in einem Wort blinkte. Die offene Tür und die zurückgelassene Handtasche waren wichtig, aber nicht entscheidend. Sekretärinnen nehmen meist ihre Sachen mit und schließen die Tür, aber das tun sie nicht immer. Die Sekretärin hätte nach nebenan gegangen sein können, um sich Schreibpapier zu leihen oder etwas zu kopieren, weil ihr Fotokopierer defekt war, was zu einem kleinen Tratsch bei einer Tasse Kaffee hätte führen können. Wer damit rechnet, nur zwei Minuten weg zu sein, lässt vielleicht seine Handtasche zurück und seine Tür offen - und bleibt dann doch eine halbe Stunde



fort. Aber niemand lässt Computerarbeit ungespeichert. Nicht einmal für eine Minute. Und das hatte diese Frau getan. Der PC hatte ihn gefragt: MÖCHTEN SIE DIE ÄNDERUNGEN SPEICHERN? Was bedeutete, dass sie vom Schreibtisch aufgestanden war, ohne das Icon SPEICHERN anzuklicken, was Leute, die tagtäglich mit Softwarefehlern zu kämpfen haben, automatisch tun.

Was ein sehr ungünstiges Licht auf die ganze Angelegenheit warf. Reacher schlenderte mit einem Halbliterbecher Kaffee, den er sich an einem Stand besorgt hatte, durch die zweite riesige Halle der Grand Central Station. Er drückte den Becherdeckel fest zu und tastete nach dem Bündel Geldscheine in seiner Hosentasche. Es war dick genug für das, was er würde tun müssen. Er machte kehrt und rannte zu dem Bahnsteig zurück, auf dem der nächste Zug nach Croton abfahrtbereit stand.

Auf Höhe der 170th Street spaltet der Henry Hudson Parkway sich in zahlreiche Abfahrten auf, aus denen die nach Norden führenden Fahrspuren als Riverside Drive hervorgehen. Dieselbe Straße, dieselbe Richtung, kein Abbiegen, aber die komplexe Dynamik dichten Verkehrs bewirkt, dass Riesenstaus entstehen können, wenn ein einziger Wagen etwas langsamer als der Durchschnitt fährt. Hunderte von Leuten müssen abbremsen, nur weil eine Meile vor ihnen irgendein ortsfremder Fahrer für einen Augenblick desorientiert war. Gegenüber Fort Washington kam der große schwarze Tahoe völlig zum Stehen und musste anschließend bei Stop-and-go-Verkehr im Schneckentempo unter der George Washington Bridge hindurchkriechen. Dann wurde der Riverside Drive breiter, und das Automatikgetriebe schaltete sogar hoch, bevor die Straße erneut zum Henry Hudson Parkway wurde, auf dem sich der Verkehr auf dem Platz vor der Mautstelle staute. Der Fahrer wartete in einer Schlange, um die Maut zu entrichten, damit sie die Insel Manhattan verlassen und nach Norden durch

die Bronx weiterfahren konnten.

Zwischen der Grand Central Station und Croton-Harmon verkehren am Hudson River entlang zwei Arten von Zügen: Nahverkehrs- und Expresszüge. Die Expresszüge fahren auch nicht schneller, aber sie halten seltener. Mit ihnen dauert die Fahrt zwischen neunundvierzig und zweiundfünfzig Minuten. Die Nahverkehrszüge halten überall, und das wiederholte Bremsen und Halten und Anfahren verlängert die Fahrzeit auf fünfundsechzig bis dreiundsiebzig Minuten. Der Express ist also maximal vierundzwanzig Minuten schneller.

Reacher saß in einem Nahverkehrszug. Er hatte dem Schaffner fünfeinhalb Dollar für die einfache Fahrt außerhalb der Hauptverkehrszeit bezahlt, saß seitlich auf einer Sitzbank für drei Personen, war von zu viel Kaffee überdreht und fragte sich, wohin, zum Teufel, er fuhr, warum er das machte und was er tun würde, wenn er dort ankäme.

Die Route 9A wurde zur Route 9 und bog elegant vom Fluss weg, um hinter Camp Smith vorbeizuführen. Hier in Westchester war sie eine ziemlich schnelle Straße. Nicht gerade eine Rennstrecke, dafür wies sie zu viele Kurven und Unebenheiten auf, aber sie war frei und wenig befahren, eine Mischung aus alten Abschnitten und neuen Teilstücken, die durch Waldschneisen führten. Hier und da lagen Neubaugebiete mit hohen Palisadenzäunen, frisch gestrichenen Fassaden und optimistischen Namen, die in imposante Felsblöcke beiderseits der Einfahrten gemeißelt waren. Mit einem der Kerle am Steuer, während der andere eine Straßenkarte auf den Knien hielt, kam der Tahoe jetzt flott voran.

Sie fuhren durch Peekskill und begannen, Ausschau nach einer links abzweigenden Straße zu halten. Sie fanden sie und hielten jetzt genau auf den Fluss zu. Sie erreichten die Kleinstadt

Garrison und machten sich auf die Suche nach der Adresse. Nicht leicht zu finden. Die Wohngebiete waren weit verstreut. Man konnte postalisch zu Garrison gehören und trotzdem irgendwo weit außerhalb in den Wäldern leben. Das war ihnen klar. Aber sie fanden den richtigen Stadtteil, bogen überall richtig ab und stießen auf die richtige Straße. Fuhren etwas langsamer durch den lichter werdenden Wald über dem Fluss und lasen die Namen auf den Briefkästen. Die Straße machte eine Kurve und wurde noch schmaler. Sie fuhren in gleichmäßigem Tempo weiter. Dann entdeckten sie das richtige Haus vor sich an der Straße, bremsten abrupt und hielten am Randstein.

Reacher stieg in Croton aus dem Zug, der einundsiebzig Minuten lang unterwegs gewesen war. Er rannte die Treppe hinauf, über die Gleise und zum Taxistand. Vor dem Bahnhofsgebäude standen vier Taxis, vier alte Caprice-Kombis mit

imitierter Holzverkleidung an den Seiten. Als Erste reagierte die einzige Taxifahrerin, eine stämmige Frau, die den Kopf hob, als sie ihn herankommen sah.

»Kennen Sie Garrison?«, fragte Reacher.

»Garrison?«, antwortete sie. »Das ist weit weg, Mister, zwanzig Meilen.«

»Ich weiß, wo es liegt«, sagte er.

»Könnte Sie vierzig Dollar kosten.«

»Ich gebe Ihnen fünfzig«, meinte Reacher. »Aber ich muss so schnell wie möglich hin.«

Er setzte sich auf den Beifahrersitz. Der Wagen stank, wie es alte Taxis tun, nach süßlich pappigem Raumspray und Polsterreiniger. Er hatte eine Million Meilen auf dem Tacho und schlingerte wie ein Boot in der Dünung, als die Frau rasch über den Parkplatz fuhr, um in die Route 9 einzubiegen

und nach Norden weiterzufahren.

»Und die Adresse?«, fragte sie, ohne ihren Blick von der Straße zu wenden.

Reacher wiederholte die Anschrift, die er am Telefon erfahren hatte. Die Frau nickte und fuhr in gleichmäßig schnellem Tempo weiter.

»Mit Blick auf den Fluss«, bemerkte sie.

Sie fuhr eine Viertelstunde, bis sie Peekskill passierte, und wurde langsamer, während sie eine bestimmte Abzweigung nach links suchte. Dann wendete sie die alte Kiste und fuhr nach Westen weiter. Reacher konnte den Fluss vor ihnen als eine breite Senke in den Wäldern erahnen. Die Frau wusste, wohin sie wollte. Sie fuhr bis zum Fluss, dann bog sie auf eine nach Norden führende Straße ab. Parallel zu ihnen verlief zwischen Straße und Fluss eine Bahnstrecke. Auf den Gleisen war kein Zug unterwegs. Als das Ufer flacher wurde, konnte Reacher über die blaue

Wasserfläche hinweg eine Meile links vor sich West Point sehen.

»Müsste irgendwo hier in der Nähe sein«, meinte die Taxifahrerin.

Sie befanden sich auf einer schmalen Landstraße, die von Ranchzäunen aus ungehobelten Brettern gesäumt und von gemähten Banketten und vereinzelt Anpflanzungen eingefasst war. In Abständen von etwa hundert Metern standen Briefkästen an der Straße, und von Holzmasten spannten sich Stromleitungen zwischen den Bäumen.

»Brr«, sagte die Frau überrascht. »Hier muss es sein.«

Die Straße war schon schmal, aber hier wurde sie praktisch unpassierbar. Vor ihnen standen in langer Reihe parkende Autos auf dem Bankett. Schätzungsweise vierzig Fahrzeuge, viele schwarz oder dunkelblau. Alles neue oder fast neue



Limousinen und Geländewagen. Die Frau lenkte ihr Taxi in die Einfahrt. Die Schlange der dicht hintereinander geparkten Wagen setzte sich bis zum Haus fort. Weitere zehn bis zwölf Autos waren auf der asphaltierten Fläche vor der Doppelgarage abgestellt. Zwei davon einfache Limousinen aus Detroit, in schlichtem Grün lackiert. Army-Dienstwagen. Vom Verteidigungsministerium beschaffte Fahrzeuge konnte Reacher schon aus einer Meile Entfernung erkennen.

»Okay?«, fragte die Frau.

»Ich denke schon«, sagte er vorsichtig.

Er gab ihr einen Fünfziger aus dem Packen Geldscheine, stieg aus und blieb unschlüssig in der Einfahrt stehen. Als er das Taxi mit aufheulendem Motor zurückstoßen hörte, ging er auf die Straße zurück. Betrachtete die lange Autoschlange. Betrachtete den Briefkasten. An seinem oberen Rand bildeten kleine gestanzte

Aluminiumbuchstaben den Namen Garber. Einen Namen, den Reacher so gut kannte wie seinen eigenen.

Das Haus stand auf einem großen Grundstück, das mit Absicht so gestaltet war, dass es einen Platz zwischen den Kategorien »natürlich« und »vernachlässigt« einnahm. Das Gebäude selbst war niedrig und weitläufig, mit dunkelbraunen Zedernholzschindeln, dunklen Fliegenfenstern und einem riesigen Natursteinkamin. Irgendwo zwischen einem bescheidenen Vorstadtbungalow und einem behaglichen Landhaus einzuordnen. Von der Einfahrt aus wirkte es totenstill. Die Luft roch feuchtheiß und fruchtbar. Er konnte Myriaden von Insekten im Unterholz summen hören. Und er erahnte den Fluss hinter dem Haus.

Er ging die Zufahrt entlang und hörte gedämpftes Stimmengewirr hinter dem Haus. Leise sich unterhaltende Menschen. Vielleicht viele Menschen. Er folgte dem Geräusch und bog um die

Ecke der Garage. Dort stand er oben an einer Betontreppe und sah über den Garten hinter dem Haus in Richtung Westen zum Fluss hinüber, der in der Sonne glitzerte. In der Ferne lag West Point als niedrige graue Masse im Dunst.

Die ebene Fläche des Gartens war durch Rodung des Waldes auf dem Hochufer des Flusses entstanden. Hier wuchs grobes, kurz gemähtes Gras, auf dem eine feierlich wirkende Menge von etwa hundert Personen stand. Bis auf ein halbes Dutzend Heeresoffiziere in Paradeuniform trugen alle Schwarz, Männer wie Frauen; schwarze Anzüge und Kostüme und Krawatten und Blusen und Schuhe. Sie sprachen alle leise und ernst, jonglierten mit Papptellern und Weingläsern, standen leicht gebeugt, als liege eine schwere Last auf ihren Schultern.

Eine Beerdigung. Er war in eine Beerdigung hineingeplatzt. Er stand verlegen da, hob sich in den Klamotten, die er gestern noch auf den Keys

getragen hatte, deutlich von den Trauergästen ab; ausgebleichte Hosen, verknittertes blassgelbes Hemd, keine Socken, abgewetzte Schuhe, sonnengebleichtes, wirres Haar, Eintagebart. Er betrachtete die Leute, und als habe er in die Hände geklatscht, verstummten sie plötzlich und blickten zu ihm hinauf. Reacher erstarrte. Alle musterten ihn neugierig. Einige Sekunden lang herrschte Schweigen. Totenstille. Dann setzte eine Frau sich in Bewegung. Sie drückte der neben ihr stehenden Person ihren Pappteller und das Glas in die Hand und kam auf ihn zu.

Es war eine junge Frau, etwa dreißig, in einem strengen schwarzen Kostüm. Sie sah blass und erschöpft, aber sehr schön aus. Sehr schlank, durch hohe Absätze noch größer, lange Beine in hauchdünnen schwarzen Nylons. Feines blondes Haar, lang und glatt, blaue Augen, zartes Gesicht. Sie schritt elegant über den Rasen und blieb am Fuß der Betontreppe stehen, als warte sie darauf, dass er zu ihr herunterkomme.

»Hallo, Reacher«, sagte sie leise.

Er starrte sie an. Sie wusste, wer er war. Und er wusste, wer sie war. Das wurde ihm so plötzlich klar, als habe ein Zeitrafferfilm fünfzehn Jahre auf einen einzigen Wimpernschlag komprimiert. Ein Teenager wurde erwachsen und erblühte vor seinen Augen zu einer schönen Frau - alles in einer Zehntelsekunde. Garber, der Name auf dem Briefkasten. Leon Garber, viele Jahre lang sein Kommandeur. Er erinnerte sich an die Anfänge ihrer gemeinsamen Zeit, wie sie sich auf den Philippinen bei Grillfesten an feuchtheißen Abenden kennen gelernt hatten. Ein gertenschlankes Mädchen, das aus dem und in das einfache Haus auf dem Stützpunkt huschte, mit fünfzehn Jahren schon hinreißend attraktiv, aber doch noch Kind genug, um völlig tabu zu sein. Jodie, Garbers Tochter. Sein einziges Kind. Das Licht seines Lebens. Dies war Jodie Garber, fünfzehn Jahre später, erwachsen und schön, die jetzt am Fuß der Betontreppe stand.

Er sah nochmals zu den Gästen, dann ging er die Treppe hinunter.

»Hallo, Reacher«, wiederholte sie.

Ihre Stimme klang leise und angespannt. Traurig wie die ganze Szene hinter ihr.

»Hallo, Jodie«, sagte er.

Dann wollte er fragen: Wer ist gestorben? Aber er konnte die Frage nicht so formulieren, dass sie weder herzlos noch dumm klang. Sie sah, wie er sich abmühte, und nickte.

»Dad«, sagte sie einfach.

»Wann?«, fragte er.

»Vor fünf Tagen«, erwiderte sie. »Er war in den letzten Monaten ziemlich krank, aber sein Tod ist trotzdem überraschend gekommen.«

Er nickte langsam.

»Das tut mir sehr leid«, sagte er.

Er blickte zum Fluss hinüber, und die vielen Gesichter vor ihm verwandelten sich in Gesichter Leon Garbers. Ein kleiner, stämmiger, eisenharter Mann. Mit breitem Lächeln, gleichgültig, ob er glücklich, zornig oder in Gefahr war. Ein tapferer Mann, körperlich und geistig. Grundehrlich, fair, einfühlsam. Reachers großes Vorbild in den für seine Charakterbildung entscheidenden Jahren. Sein Mentor und sein Förderer. Sein Beschützer. Garber hatte sich seinetwegen exponiert und ihn binnen achtzehn Monaten zweimal befördert, wonach Reacher der jüngste Major in Friedenszeiten war. Dann hatte er seine Arme ausgebreitet und lächelnd abgestritten, irgendetwas zu Reachers weiteren Erfolgen beigetragen zu haben.

»Das tut mir sehr leid, Jodie.«

Sie nickte.

»Ich kann's nicht glauben«, sagte er. »Ich begreif's einfach nicht. Ich hab ihn vor weniger als einem Jahr gesehen. Damals war er gut in Form. Ist er krank geworden?«

Sie nickte erneut, noch immer schweigend.

»Aber er war immer so eisenhart.«

Sie nickte traurig. »Ja, das war er, nicht? Immer so eisenhart.«

»Und nicht alt«, sagte er.

»Vierundsechzig.«

»Was ist passiert?«

»Sein Herz«, sagte sie. »Es hat zuletzt versagt. Weißt du noch, wie er immer vorgegeben hat, keines zu besitzen?«



Reacher schüttelte den Kopf. »Das größte Herz, das man sich denken konnte.«

»Das habe ich später erfahren«, sagte sie. »Nachdem Mom gestorben war, sind wir zehn Jahre lang die besten Freunde gewesen. Ich habe ihn geliebt.«

»Ich auch«, sagte Reacher. »Als sei er mein Vater, nicht deiner.«

Sie nickte wieder. »Er hat dauernd von dir gesprochen.«

Reacher sah weg. Starrte zu den verschwommenen Umrissen der Gebäude von West Point hinüber. Er fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Er war jetzt in dem Alter, in dem ihm vertraute Menschen starben. Sein Vater, seine Mutter, sein Bruder waren tot. Und nun auch der Mann, der für ihn stets eine Art Ersatzvater gewesen war.

»Vor einem halben Jahr hatte er einen Herzanfall«, erklärte Jodie. Ihr Blick trübte sich, und sie strich ihr langes glattes Haar hinter ein Ohr. »Er hat sich eigentlich ganz gut erholt und auch gut ausgesehen, aber in Wirklichkeit war sein Herz zu schwach. Die Ärzte haben an einen Bypass gedacht, aber sein Zustand hat sich rasch verschlechtert. Er hätte die Operation nicht überlebt.«

»Das tut mir sehr leid«, sagte er zum dritten Mal.

Sie drehte sich an Reachers Seite zu den Gästen um und nahm seinen Arm.

»Das braucht dir nicht Leid zu tun«, sagte sie. »Er war immer ein zufriedener Mensch. Und für ihn war es besser, dass alles so schnell gegangen ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er als Invalide glücklich gewesen wäre.«

Er nickte unglücklich.

»Komm, ich will dich ein paar Leuten vorstellen«, sagte Jodie. »Vielleicht kennst du einige.«

»Dafür bin ich nicht angezogen«, gab er zu bedenken. »So fühle ich mich nicht wohl. Ich sollte lieber gehen.«

»Spielt keine Rolle«, meinte sie. »Glaubst du, Dad würde das stören?«

Er sah Garber in seiner verknitterten Khakiuniform und seiner verknautschten Mütze vor sich. In den dreizehn Jahren als Reachers Kommandeur war er der am schlechtesten gekleidete Offizier der U. S. Army gewesen. Er musste unwillkürlich lächeln.

»Ihm wär's egal, denke ich«, sagte er.

Sie führte ihn über den Rasen. Von den hundert Anwesenden kannte er nur ein paar. Einige der Uniformierten kamen ihm vage bekannt vor. Mit

einigen der Männer in Anzügen hatte er in einem anderen Leben hier und da zusammengearbeitet. Er schüttelte Dutzenden von Leuten die Hand und versuchte, sich ihre Namen zu merken, aber das gelang ihm nicht. Unterdessen gingen die halblauten Gespräche und das Essen und Trinken weiter. Die kleine Sensation, die sein Auftauchen bewirkt hatte, flaute langsam ab und wurde vergessen. Jodie hatte seinen Arm nicht losgelassen. Ihre Hand auf seiner Haut war kühl.

»Ich suche jemanden«, sagte er. »Deswegen bin ich eigentlich hier.«

»Ich weiß«, erwiderte sie. »Mrs. Jacob, stimmt's?«

Er nickte.

»Ist sie hier?«, fragte er.

»Ich bin Mrs. Jacob«, antwortete sie.

Die beiden Typen in dem schwarzen Tahoe stießen rückwärts aus der Wagenschlange und achteten darauf, unter den Stromleitungen herauszukommen, damit das Autotelefon störungsfrei funktionierte. Als der Fahrer eine Kurzwahlnummer eintippte, füllte der Wählton das Fahrzeuginnere. Dann wurde der Anruf sechzig Meilen weiter südlich und siebenundachtzig Stockwerke über dem Erdboden beantwortet.

»Probleme, Boss«, sagte der Fahrer. »Hier findet eine Art Totenwache statt, eine Beerdigung, irgendwas in dieser Art. Da laufen bestimmt hundert Leute rum. Wir haben keine Chance, uns diese Mrs. Jacob zu schnappen. Wir wissen nicht mal, welche es ist. Hier gibt es eine Menge Frauen, es könnte jede von ihnen sein.«

Aus dem Lautsprecher drang ein Grunzen.  
»Und?«

»Der Kerl aus der Bar auf den Keys? Der ist gerade mit 'nem gottverdammten Taxi angekommen. Ist ungefähr zehn Minuten nach uns aufgekreuzt und gleich reingegangen.«

Der Lautsprecher knackte. Keine erkennbare Antwort.

»Was sollen wir also machen?«, fragte der Fahrer.

»Bleibt dran«, sagte Hobies Stimme. »Versteckt den Wagen irgendwo und lasst euch nicht blicken. Wartet, bis alle gegangen sind. Meines Wissens gehört das Haus ihr. Vielleicht wohnt sie dort, vielleicht ist's ihr Wochenendhaus. Wenn alle wegfahren, ist sie die Frau, die dableibt. Kommt ja nicht ohne sie zurück, okay?«

»Was machen wir mit dem großen Kerl?«

»Geht er auch, lasst ihr ihn laufen. Bleibt er, erledigt ihr ihn. Aber bringt mir diese Jacob.«

»Du bist Mrs. Jacob?«, fragte Reacher.

Jodie Garber nickte.

»Bin, war«, sagte sie. »Ich bin geschieden, aber ich benutze den Namen beruflich weiter.«

»Wer war er?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Ein Rechtsanwalt wie ich. Damals fand ich das eine gute Idee.«

»Wie lange?«

»Drei Jahre insgesamt. Wir haben uns auf der Law School kennen gelernt, haben geheiratet, sobald wir Jobs hatten. Ich bin an der Wall Street geblieben, aber er ist vor ein paar Jahren zu einer Washingtoner Anwaltsfirma gegangen. Das hat

unserer Ehe den Rest gegeben, sie ist einfach irgendwie versandet. Als wir letztes Jahr im Herbst geschieden wurden, konnte ich mich kaum noch an ihn erinnern. Nur an seinen Namen: Alan Jacob.«

Reacher stand auf dem sonnigen Rasen und sah sie an. Es machte ihn betroffen, dass Jodie verheiratet gewesen war. Mit fünfzehn ein spindeldürres, aber hinreißendes Mädchen, war sie selbstbewusst und zugleich mädchenhaft schüchtern gewesen. Er hatte den Kampf zwischen ihrer Schüchternheit und ihrer Neugier beobachtet, als sie dasaß und ihren ganzen Mut zusammennahm, um mit ihm über Leben und Tod und Gut und Böse zu diskutieren. Dann rutschte sie unruhig herum, schlug ihre knöchigen Beine unter und brachte das Gespräch auf Liebe und Sex und Männer und Frauen. Zuletzt wurde sie rot und verschwand. Er blieb frustriert zurück - von ihrer Wesensart eingenommen und auf sich selbst wütend, weil er dieser Faszination nicht



widerstehen konnte. Begegnete er ihr dann Tage später irgendwo auf dem Stützpunkt, lief sie noch immer rot an. Und jetzt, fünfzehn Jahre später, war sie eine erwachsene Frau, College und Law School, verheiratet und geschieden, schön, selbstbewusst und elegant und immer noch bei ihm untergehakt.

»Bist du verheiratet?«, wollte sie wissen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber bist du glücklich?«

»Ich bin immer glücklich«, sagte er. »Bin's immer gewesen, werd's immer sein.«

»Während du was tust?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Nicht viel.«

Er betrachtete über ihren Kopf hinweg die Gesichter der Gäste. Ernsthafte, wichtige Leute, planvolle Leben, große Karrieren. Er fragte sich, wer hier töricht war - diese Leute oder er. Dabei erinnerte er sich an Costellos Gesichtsausdruck in der kleinen Bar in Key West.

»Ich war gerade auf den Keys«, sagte er. »Habe Löcher für Swimmingpools gegraben.«

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Sie versuchte, seinen Unterarm zu drücken, aber ihre Hand war zu klein und sein Arm zu groß. So spürte er nur einen sanften Druck.

»Hat Costello dich dort unten gefunden?«, fragte sie.

Er hat mich nicht gefunden, um mich zu einer Beerdigung einzuladen, dachte er.

»Wir müssen über Costello reden«, sagte er.

»Er ist gut, nicht wahr?«

Nicht gut genug, dachte er. Sie ließ ihn allein, um sich wieder ihren Gästen zu widmen. Der Wein wirkte entspannend, und die Gespräche wurden lauter und sentimentaler. Reacher schlenderte zur Veranda hinüber, wo auf einem langen Tisch mit weißer Tischdecke ein Büfett aufgebaut war. Er lud sich einen Pappteller mit kaltem Huhn und Reis voll und schenkte sich ein Glas Wasser ein. Vor der Veranda standen alte Gartenmöbel, die von den Gästen ignoriert wurden, weil sie mit kleinen graugrünen Schimmelflecken gesprenkelt waren. Der Sonnenschirm war vor Alter steif und verblichen. Reacher duckte sich darunter und saß für sich allein auf einem der fleckigen Gartenstühle.

Während er aß, beobachtete er die Gäste. Niemand wollte vorzeitig gehen. Die Zuneigung für den verstorbenen alten Leon Garber war nicht zu übersehen. Jodie bewegte sich durch die Menge,

nickte, drückte Hände, lächelte traurig. Jeder hatte ihr etwas zu erzählen, irgendeine Anekdote darüber, wie Garbers goldenes Herz sich unter seiner rauen Schale gezeigt hatte. Auch er hätte ein paar Geschichten dieser Art gewusst, aber Jodie brauchte man nicht zu erklären, dass ihr Vater ein guter Mensch gewesen war. Sie wusste es. Menschen leben und sterben, und solange sie beides mit Anstand tun, gibt's nicht viel zu bedauern.

In derselben Straße fanden sie ein Haus, verrammelt und unbewohnt, das offenbar nur als Wochenendhaus diente. Den Tahoe parkten sie rückwärts hinter der Garage, wo er von der Straße aus nicht zu sehen, aber sofort abfahrbereit war. Sie nahmen die Neunmillimeter-Pistolen aus dem Handschuhfach und verstaute sie in ihren Jackentaschen. Gingen zur Straße zurück und verschwanden im Unterholz.

Sie kamen nur langsam voran. Überall stachelige Ranken, an denen sie hängen blieben und die sie stolpern ließen, ihnen Gesicht und Hände zerkratzten. Sie verfielen auf die Idee, rückwärts zu gehen. Als sie die Zufahrt zu Garbers Haus erreichten, waren sie völlig außer Atem und von Moos und grünlichem Blütenstaub bedeckt. Sie arbeiteten sich unter den Bäumen bis zu einer kleinen Senke vor, in der sie Deckung fanden. Von dort aus konnten sie die Treppe im Auge behalten, die vom Garten zur Garage hinaufführte. Einzelne Gäste verabschiedeten sich bereits; der allgemeine Aufbruch würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Wer Mrs. Jacob sein musste, zeigte sich immer deutlicher. Wenn Hobie Recht hatte und ihr dieses Haus gehörte, dann war sie die magere Blondine, die zum Abschied Hände schüttelte, als seien alle diese Leute ihre Gäste gewesen. Die anderen gingen, sie blieb. Also war sie Mrs. Jacob. Die beiden beobachteten, wie sie im Mittelpunkt der

Aufmerksamkeit stand, tapfer lächelte, Leute umarmte, ihnen nachwinkte. Motoren sprangen an, Blauer Auspuffqualm stieg in die Luft und wurde vom Wind davongeweht. Sie konnten das Geräusch von Servolenkungen hören, als Wagen aus der Autoschlange manövriert wurden. Die Rollgeräusche von Reifen auf dem Asphalt. Das Brummen von Motoren, als die Wagen davonfuhren. Diese Sache würde einfach werden. Mrs. Jacob stand schon bald allein traurig und verlassen auf dem Rasen. Dann der unerwartete Besuch. Vielleicht verspätete Trauergäste? Schließlich trugen sie dunkle Anzüge mit Krawatte. Was im Bankenviertel von Manhattan allgemein üblich war, passte auch für eine Beerdigung.

Reacher folgte den beiden letzten Gästen die

Betontreppe hinauf. Der eine war ein Oberst, der andere ein Zweisternegeneral, beide in untadeliger Paradeuniform. Er hatte nichts anderes erwartet. Gab es irgendwo kostenlos zu essen und zu trinken, gingen die Soldaten immer als Letzte, Den Oberst kannte er nicht, aber der General kam ihm vage bekannt vor. Er hatte das Gefühl, der General kenne ihn ebenfalls, aber sie sprachen sich nicht an. Sie hatten beide keine Lust, sich auf lange und komplizierte Was-machen-Sie-jetzt-Erklärungen einzulassen.

Die Offiziere schüttelten Jodie sehr förmlich die Hand, dann nahmen sie Haltung an und salutierten zackig, was in dieser Umgebung ziemlich bizarr anmutete. Sie stiegen in den letzten Wagen, der noch vor der Garage stand: eine der grünen Limousinen, die dem Haus am nächsten stand. Als Erste gekommen, als Letzte gegangen. Friedenszeiten, kein Kalter Krieg mehr, den ganzen Tag nichts zu tun. Deshalb war Reacher froh gewesen, als die Army ihn hatte gehen lassen. Und

während er beobachtete, wie der grüne Dienstwagen wendete und davonfuhr, wusste er, dass er allen Grund hatte, froh zu sein.

Jodie trat neben ihn, hakte sich wieder unter.

»So«, sagte sie halblaut. »Das wäre geschafft.«

Um sie herum herrschte wieder Stille, als das Geräusch der wegfahrenden Limousine verhallte.

»Wo ist er begraben?«, fragte Reacher.

»Auf dem städtischen Friedhof«, antwortete sie. »Er hätte sich natürlich in Arlington beisetzen lassen können, aber das wollte er nicht. Möchtest du sein Grab besuchen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, so was liegt mir nicht. Und für ihn macht's keinen Unterschied mehr, oder? Er wusste, dass er mir fehlen würde - das habe ich ihm schon vor



vielen Jahren gesagt.«

Sie nickte. Hing weiter an seinem Arm.

»Wir müssen über Costello reden«, sagte er nochmals.

»Wieso?«, fragte Jodie. »Er hat dir die Nachricht überbracht, stimmt's?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, er hat mich gefunden, aber ich war misstrauisch. Ich habe behauptet, nicht Jack Reacher zu sein.«

Sie sah ihn erstaunt an. »Aber weshalb?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Gewohnheit, nehme ich an. Ich wollte mich nicht in irgendwas hineinziehen lassen. Der Name Jacob hat mir nichts gesagt, deshalb habe ich den Kerl

ignoriert. Mir hat mein ruhiges Leben dort unten gefallen.«

Jodie sah ihn weiter an.

»Wahrscheinlich hätte ich den Namen Garber verwenden sollen«, sagte sie. »Das Ganze war ohnehin Dads Angelegenheit, nicht meine. Aber ich habe Costello über die Firma engagiert und mir gar keine Gedanken wegen des Namens gemacht. Du hättest ihm zugehört, wenn er Garber gesagt hätte, nicht wahr?«

»Natürlich«, sagte er.

»Und du hättest dir keine Sorgen machen müssen, weil das keine große Sache war.«

»Können wir reingehen?«, fragte er.

Sie wirkte erneut überrascht. »Warum?«

»Weil das eine sehr große Sache war.«

Die beiden Kerle sahen, wie sie durch eine massive Tür aus mattbraunem Holz ins Haus gingen. Kurze Zeit später leuchtete hinter einem Fenster weit links vom Eingang ein Licht auf. Dort musste ein Wohn- oder Arbeitszimmer liegen, vermuteten sie, in dem es wegen des nahen Waldes so düster war, dass man selbst tagsüber Licht brauchte. Sie hockten auf dem feuchten Waldboden und warteten. In den Sonnenstrahlen ringsum tanzten Insekten. Sie wechselten einen Blick und horchten. Kein Laut.

Sie standen auf und arbeiteten sich bis zur Einfahrt vor. Rannten geduckt bis zur Garagenecke. Pressten sich an die Außenwand und schoben sich um die Ecke bis zu den Garagentoren vor und weiter in Richtung Haus. Sie zogen ihre Pistolen aus den Jackentaschen. Hielten die Waffen nach unten gerichtet, als sie einzeln zur Haustür spurteten. Dann kauerten sie sich rechts und links

des Eingangs mit dem Rücken zur Hauswand auf den Boden und hielten ihre Pistolen schussbereit. Sie war durch diese Tür hineingegangen. Sie würde wieder herauskommen. Alles nur eine Frage der Zeit.

»Jemand hat ihn ermordet?«, wiederholte Jodie.

»Und vermutlich auch seine Sekretärin«, antwortete Reacher.

»Das kann ich nicht glauben«, sagte sie.  
»Warum?«

Sie hatte ihn durch einen dunklen Flur in ein kleines Arbeitszimmer in der entferntesten Ecke des Hauses geführt. Das kleine Fenster, die dunkle Wandtäfelung und die schweren braunen Ledermöbel ließen es düster erscheinen, weshalb sie die Schreibtischlampe angeknipst hatte, die den Raum nun so behaglich machte wie eine der alten

Bars, die Reacher aus Europa kannte. In Wandregalen standen Bücher, vor Jahrzehnten gekaufte billige Buchklubausgaben. An den Vorderkanten der Einlegebretter hingen mit Reißzwecken befestigte wellige, vergilbte Fotos. Und es gab einen Schreibtisch, an dem ein alter, unterbeschäftigter Mann Überweisungen ausgeschrieben und seine Steuererklärung gemacht hatte.

»Ich weiß nicht, warum«, sagte Reacher. »Ich weiß überhaupt nichts. Nicht mal, warum du ihn losgeschickt hast, um mich suchen zu lassen.«

»Dad wollte dich«, erwiderte sie. »Den Grund dafür hat er mir nie so richtig genannt. Ich hatte viel zu tun. War mit einem Prozess beschäftigt, einem komplizierten Fall. Hat monatelang gedauert. Damit war ich ausgelastet. Ich weiß nur, dass er nach seinem Herzanfall zu einem Kardiologen gegangen ist. Dort hat er jemanden kennen gelernt, hat sich auf irgendwas eingelassen.

Auf etwas, das ihm Sorgen machte. Ich hatte den Eindruck, er fühle sich irgendwie moralisch verpflichtet. Als sein Zustand sich dann verschlechtert hat und ihm klar wurde, dass er diese Sache würde aufgeben müssen, hat er angefangen, davon zu reden, er müsse dich finden, damit du dir die Sache ansiehst, weil du vielleicht einen Rat wüsstest oder selbst etwas unternehmen könntest. Dabei hat er sich immer so aufgeregt. Deshalb habe ich ihm versprochen, dich von Costello suchen zu lassen. Er arbeitet viel für unsere Firma, und das war meiner Ansicht nach das Mindeste, was ich tun konnte.«

Das klang einigermaßen logisch, aber Reachers erster Gedanke war: Warum ich? Welches Problem Garber gehabt hatte, konnte er sich vorstellen. Er war mitten in einer Sache gewesen, als seine Gesundheit sich verschlechtert hatte; er war eine Verpflichtung eingegangen, der er nachkommen wollte, und hatte Hilfe gebraucht. Aber jemand wie Garber konnte überall Hilfe finden. Die

Gelben Seiten für Manhattan waren voller Privatdetektive. Und falls die Sache zu undurchschaubar oder zu persönlich war, als dass er sie einem Außenstehenden hätte anvertrauen wollen, hätte er nur zum Telefonhörer greifen brauchen - und schon wäre ein Dutzend seiner Freunde aus der Militärpolizei angerannt gekommen. Zwei Dutzend. Hundert. Alle nur zu gern bereit, sich für die vielen Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste zu revanchieren, die Garber ihnen im Lauf der Jahre erwiesen hatte. Deshalb saß Reacher nun da und fragte sich: Warum ausgerechnet ich?

»Wen hat er im Wartezimmer seines Kardiologen kennen gelernt?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Das weiß ich nicht. Ich hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern. Darüber haben wir nie richtig gesprochen.«

»Ist Costello hierher gekommen? Hat er den Auftrag direkt mit ihm besprochen?«

Sie nickte. »Ich habe ihn angerufen und ihm erklärt, die Bezahlung erfolge über die Firma, aber er müsse Dad aufsuchen, um mit ihm die Einzelheiten zu besprechen. Zwei Tage später hat er zurückgerufen und gesagt, er habe mit Dad geredet und alles laufe darauf hinaus, dich zu finden. Er wollte, dass ich ihm einen schriftlichen Auftrag erteile, weil die Suche teuer werden könne. Das habe ich natürlich getan, weil ich nicht wollte, dass Dad sich wegen der Kosten Sorgen macht.«

»Deshalb hat er mir gesagt, er habe seinen Auftrag von einer Mrs. Jacob«, meinte Reacher. »Nicht von Leon Garber. Deshalb habe ich ihn ignoriert. Deshalb bin ich an seinem Tod schuld.«

Sie schüttelte den Kopf und musterte ihn scharf, als sei er ein neuer Mitarbeiter, der bei der



Ausarbeitung eines Schriftsatzes geschlampt hatte. Das überraschte ihn. Er sah sie noch immer als fünfzehnjähriges Mädchen, nicht als dreißigjährige Anwältin, die auf lange und komplexe Gerichtsverfahren spezialisiert war.

»Unlogische Folgerung«, sagte sie. »Der Ablauf ist ziemlich klar, oder? Dad hat Costello die Story erzählt, und Costello hat ein paar Nachforschungen angestellt, bevor er sich auf die Suche nach dir machte. Dabei hat er jemanden alarmiert, ohne es zu ahnen. Dieser Jemand wollte herausbekommen, wer dich und aus welchem Grund suchen lässt, und hat ihn dabei ermordet. Hättest du von Anfang an mitgespielt, hätte das keinen Unterschied gemacht. Diese Kerle hätten sich Costello trotzdem vorgeknöpft, um zu erfahren, wer ihn auf dich angesetzt hat. Also habe letzten Endes ich ihn umgebracht.«

Reacher schüttelte den Kopf. »Das war Leon. Durch dich.«

Sie schüttelte ihrerseits den Kopf. »Das war der Mann in der Praxis für Kardiologie. Er, durch Dad, durch mich.«

»Ich muss diesen Mann finden«, sagte er.

»Ist das jetzt noch wichtig?«

»Ich denke schon«, erwiderte er. »Hat irgendeine Sache Leon Sorgen gemacht, macht sie auch mir Sorgen. So war's bei uns immer.«

Jodie nickte, stand rasch auf, trat an die Bücherregale und zog die Reißzwecke aus einem der Fotos. Starrte die Aufnahme prüfend an und legte sie ihm dann hin.

»Erinnerst du dich?«, fragte sie.

Das Farbfoto musste fünfzehn Jahre alt sein, seine Farben waren inzwischen zu Pastelltönen verblasst. Der Tropenhimmel Manilas über einer von der Sonne verbrannten Rasenfläche. Links

stand Leon Garber, damals ungefähr fünfzig, in einem verknitterten olivgrünen Arbeitsanzug. Reacher selbst stand rechts: ein vierundzwanzigjähriger Leutnant, einen Kopf größer als Garber und mit dem strahlenden Lächeln der Jugend. Zwischen ihnen Jodie, fünfzehn, in einem Strandkleid, einen nackten Arm um die Schultern ihres Vaters, den anderen um Reachers Taille geschlungen. Sie lächelte, blinzelte in die Sonne und lehnte sich gegen Reacher, als umfasse sie seine Taille mit der ganzen Kraft ihres mageren braunen Körpers.

»Weißt du noch? Wie er gerade die Nikon aus dem PX mitgebracht hatte? Mit dem Selbstauslöser? Wie er sich ein Stativ geliehen hat und es kaum erwarten konnte, die erste Aufnahme zu machen?«

Reacher nickte. Daran erinnerte er sich gut. Er erinnerte sich, wie ihr Haar an diesem Tag in der heißen Pazifiksonne geduftet hatte. Sauberes,

junges Haar. Er erinnerte sich an das Gefühl, ihren Körper an seinem zu spüren. Er erinnerte sich an ihren langen, dünnen Arm um seine Taille. Und er erinnerte sich, dass er sich selbst ermahnt hatte: Reiß dich zusammen, Kumpel, sie ist erst fünfzehn und die Tochter deines Kommandeurs!

»Das hier hat er sein Familienfoto genannt«, sagte sie. »Immer.«

Er nickte nochmals. »Ja, ich weiß. So hat's bei uns funktioniert.«

Jodie betrachtete das Foto noch eine Weile mit merkwürdigem Gesichtsausdruck.

»Und dazu kommt die Sache mit der Sekretärin«, erklärte er. »Sie werden sie gefragt haben, wer die Auftraggeberin war. Sie wird's ihnen gesagt haben. Und auch wenn sie's nicht getan hat, werden sie's rauskriegen. Hat mich dreißig Sekunden und einen einzigen Anruf gekostet. Also werden sie sich jetzt auf die Suche nach dir machen, um dich zu fragen,

wer hinter dieser ganzen Geschichte steckt.«

Sie erwiderte seinen Blick verständnislos und legte das alte Foto auf den Schreibtisch.

»Aber das weiß ich nicht.«

»Glaubst du, dass sie dir das abnehmen werden?«

Sie schüttelte vage den Kopf und sah zum Fenster.

»Okay, was soll ich also tun?«

»Du verschwindest von hier«, sagte er. »Dieses Haus ist zu gefährlich. Zu einsam, zu isoliert. Hast du eine Wohnung in der Stadt?«

»Klar«, sagte sie. »Ein Loft am Lower Broadway«

»Bist du mit dem Auto hier?«

Sie nickte. »Natürlich. Es steht in der Garage.

Aber ich wollte heute hier übernachten. Ich muss sein Testament finden, allen möglichen Papierkram erledigen, ein paar Verfügungen treffen. Ich wollte morgen in aller Frühe in die Stadt zurückfahren.«

»Erledige das alles jetzt«, sagte er. »So schnell du kannst, und dann verschwinden wir. Das ist mein Ernst, Jodie. Wer diese Leute auch sein mögen, mit denen ist nicht zu spaßen.«

Sein Gesichtsausdruck sagte ihr mehr als seine Worte. Sie nickte rasch und stand auf.

»Okay, dann nehme ich mir den Schreibtisch vor. Du kannst mir dabei helfen.«

Von seiner in der Highschool begonnenen Ausbildung zum Reserveoffizier bis zur Pensionierung wegen seines schlechten Gesundheitszustands hatte Leon Garber fast fünfzig Jahre lang Militärdienst irgendwelcher Art geleistet. Das zeigte sich auch in seinem Schreibtisch. Die oberen Schubladen enthielten

Bleistifte, Kugelschreiber, Textmarker und Lineale, alle säuberlich nebeneinander aufgereiht. Die unteren Schubladen hatten die doppelte Höhe und nahmen in Ziehharmonikaform zusammenhängende Mappen auf, die in seitlich angebrachten Stahlschienen hingen. Alle diese Hängemappen waren sorgfältig mit der Hand beschriftet; Einkommensteuer, Telefon, Strom, Wasser, Heizöl, Gartenpflege, Bedienungsanleitungen, Garantiekunden und so weiter. Eine Mappe war in neuerer Schrift und in einer anderen Farbe mit LETZTER WILLE UND TESTAMENT bezeichnet. Nach einem kurzen Blick in die Hängemappen hob Jodie beide Ziehharmonikas aus den Schubladen. Reacher holte einen abgewetzten Lederkoffer aus dem Garderobenschrank im Flur, und sie verstauten die Mappen darin. Drückten den Kofferdeckel zu und ließen die Schlösser einschnappen. Reacher nahm das alte Foto vom Schreibtisch und betrachtete es erneut.

»Hast du ihm das verübelt?«, fragte er. »Wie er

mich behandelt hat, als gehörte ich zur Familie?«

Sie blieb an der Tür stehen und nickte.

»Ich hab's ihm verdammt übel genommen«, sagte sie. »Und irgendwann erzähle ich dir, warum.«

Als er sie forschend ansah, wandte sie sich ab und verschwand im Flur.

»Ich hole nur meine Sachen!«, rief sie noch. »Fünf Minuten, okay?«

Er trat ans Bücherregal und befestigte das alte Foto mit der Reißzwecke an seinem angestammten Platz. Dann knipste er die Schreibtischlampe aus und trug den Koffer aus dem Zimmer. Stand auf dem stillen Flur und sah sich um. Ein wohnliches Haus. Irgendwann war es ausgebaut und erweitert worden, das war klar. Es gab einen Kernbereich mit Räumen, die zweckmäßig zueinander angeordnet waren; weitere Räume lagen an dem abknickenden Flur, in dem er stand. Sie zweigten



von scheinbar willkürlich angeordneten kleinen Innenfoyers ab. Zu klein, um als Labyrinth bezeichnet zu werden; zu groß, um überschaubar zu sein. Er schlenderte ins Wohnzimmer. Große Fenster gaben den Blick auf Garten und Fluss frei, und von dem offenen Kamin aus waren die Gebäude von West Point am anderen Flussufer zu sehen. Es roch nach alter Möbelpolitur. Das verblasste Dekor war von Anfang an schlicht gewesen. Neutraler Holzboden, cremeweiße Wände, schwere Möbel. Ein uralter Fernseher, kein Videorekorder. Bücher, Bilder, weitere Fotos. Nichts passte richtig zusammen. Dieser Raum war im Lauf der Jahre gewachsen, behaglich. Ein wirklicher Wohnraum.

Garber musste dieses Haus vor dreißig Jahren gekauft haben. Vermutlich als Jodies Mutter schwanger war. Das entsprach dem üblichen Verhaltensmuster. Offiziere mit Familie kauften oft ein Haus, meist in der Umgebung ihres ersten Dienstorts oder irgendeines anderen Stützpunkts

wie West Point, von dem sie glaubten, er werde in ihrem Leben eine zentrale Rolle spielen. Sie kauften ein Haus und ließen es unbewohnt, während sie im Ausland stationiert waren. Damit besaßen sie einen Ankerplatz, ein eigenes Heim, in das sie nach ihrer Pensionierung zurückkehren konnten. Oder ein Haus, in dem ihre Familie leben konnte, wenn ein ausländischer Dienstort ungeeignet war oder die Ausbildung der Kinder Kontinuität erforderte.

Reachers Eltern waren diesen Weg nicht gegangen. Sie hatten kein Haus gekauft, Reacher hatte nie in einem eigenen Haus gewohnt. Karge Dienstbungalows, Offiziersheime und in den letzten Jahren billige Motels waren seine Unterkünfte gewesen. Und er war sich ziemlich sicher, dass er gar nichts anderes wollte, dass er nicht in einem eigenen Haus leben wollte. Diesen Wunsch hatte er nie gehabt. Das dafür erforderliche Engagement schüchterte ihn ein. Es war eine Belastung, genau wie der Koffer in seiner

Hand. Die Rechnungen, die Grundsteuer, die Versicherung, die Gewährleistungen, der Unterhalt, die Entscheidungen - neues Dach oder neuer Heizkessel, Parkett oder Teppichboden die Finanzplanung. Die Gartenpflege. Er trat ans Fenster und blickte auf den Rasen hinaus. Gartenarbeit war symbolisch für das ganze vergebliche Unterfangen. Erst investierte man viel Zeit und Geld, damit das Gras wuchs, nur um dann viel Zeit und Geld dafür aufzuwenden, es wenig später wieder zu mähen. Man verflucht es, weil es zu hoch wächst, macht sich dann Sorgen darüber, es könnte verkümmern, und besprengt es im Sommer mit teurem Wasser und im Herbst mit teurem Rasendünger.

Verrückt. Aber falls irgendein Haus ihn hätte umstimmen können, wäre es vielleicht dieses gewesen. Es wirkte so behaglich, so anspruchslos. Reacher konnte sich beinahe vorstellen, darin zu leben. Und die Aussicht war grandios. Der breite Hudson River wälzte sich gemächlich an den

Fenstern vorbei. Dieser alte Fluss würde ewig weiterströmen, ohne sich darum zu kümmern, was mit den Häusern und Gärten an seinen Ufern geschah.

»Okay, ich bin fertig!«, rief Jodie.

Dann erschien sie an der Wohnzimmertür. Sie hielt eine Reisetasche aus Leder in der Hand und hatte sich umgezogen. Statt ihres strengen schwarzen Trauerkostüms trug sie jetzt ausgebleichte Levi's und ein himmelblaues Sweatshirt mit einem kleinen Logo, das er nicht entziffern konnte. Sie hatte sich das Haar gebürstet. Das Himmelblau des Sweatshirts passte zum Blau ihrer Augen und betonte ihren leicht gebräunten Teint. Die vergangenen fünfzehn Jahre hatten ihr nicht im Geringsten geschadet.

Sie gingen in die Küche und sperrten die Tür zum Garten ab. Schalteten alle Geräte aus und drehten die Wasserhähne fest zu. Kamen in die Diele

zurück und öffneten die Haustür.

Aus verschiedenen Gründen trat Reacher als Erster aus der Haustür. Normalerweise hätte er Jodie den Vortritt gelassen, weil seine Generation sich noch daran erinnerte, was gute Manieren waren, aber er hatte gelernt, sich mit höflichen Gesten zurückzuhalten, bis er genau wusste, wie die Frau, mit der er zusammen war, in kritischen Situationen reagierte. Und dies war ihr Haus, nicht seines, was die Situation ohnehin veränderte. Jodie würde ihren Schlüssel benutzen müssen, um hinter ihnen abzusperrern. Aus allen diesen Gründen war er deshalb der Erste, der das Haus verließ, und der Erste, den die beiden Kerle sahen.

Erledigt den großen Kerl und bringt mir Mrs. Jacob, hatte Hobie ihnen aufgetragen. Der Kerl links gab aus sitzender Position einen ungezielten Schuss ab. Da sein ganzer Körper angespannt und einsatzbereit war, brauchte sein Gehirn weit

weniger als eine Sekunde, um die Informationen zu verarbeiten, die sein Sehnerv lieferte. Er spürte, dass die Haustür sich öffnete, er sah die Fliegengittertür nach außen schwingen, er sah jemanden aus der Tür treten, er sah, dass der große Kerl vorausging, und er schoss.

Der Kerl rechts befand sich in einer unglücklichen Position. Die knarrend aufgehende Fliegengittertür schlug ihm praktisch ins Gesicht. Sie war an sich kein Hindernis, weil dichtes Nylongewebe, das Insekten fern hält, keine Kugel stoppen kann, aber er war Rechtshänder, und der Türrahmen aus Metall befand sich auf direktem Kollisionskurs mit seiner rechten Hand, in der er die Pistole hielt. Das ließ ihn einen Augenblick zögern, bevor er hochschnellte und sich nach vorn warf, um hinter der Tür hervorzukommen. Er packte sie mit seiner linken Hand, zog sie an seinen Körper und reckte sich hinter ihr hervor, während er seine rechte Hand in Schussposition brachte.

Inzwischen reagierte Reacher unbewusst und instinktiv. Er war fast neununddreißig, seine Erinnerungen reichten vermutlich fünfunddreißig Jahre weit bis in seine Kindheit zurück, und diese Erinnerungen drehten sich ausschließlich um den Militärdienst: den seines Vaters, der Väter seiner Freunde, seinen eigenen, den seiner Freunde. Er hatte niemals Kontinuität gekannt, keine Schule länger als ein Jahr besucht, nie von Montag bis Freitag von neun bis fünf gearbeitet, war immer auf Überraschungen und Unvorhergesehenes gefasst. Und so erschien es ihm ganz normal, dass er in einer Kleinstadt im Bundesstaat New York aus einer Haustür trat und auf zwei Männer stieß, die er zuletzt zweitausend Meilen von hier entfernt auf den Keys gesehen hatte und die jetzt Neunmillimeter-Pistolen hochrissen, um ihn zu erschießen. Kein Schock, keine Überraschung, keine lähmende Angst oder Panik. Kein Abwarten, kein Zögern, keine Hemmungen. Nur eine blitzschnelle Reaktion auf ein zu lösendes Problem.



Der schwere Koffer befand sich in seiner linken Hand und schwang eben nach vorn, als er ihn über die Schwelle wuchtete. Reacher tat sofort zwei Dinge: Als Erstes setzte er diesen Schwung fort und benutzte die gesamte neue Kraft seiner linken Schulter, um den Koffer vorwärts und zugleich nach außen zu schwingen. Als Zweites wirbelte er seinen rechten Arm nach hinten, traf Jodie mit der Handfläche an der Brust und stieß sie in die Diele zurück. Sie taumelte rückwärts, und der nach oben schwingende Koffer fing die erste Kugel ab. Reacher spürte den Schlag in seiner Hand. Er riss ihn am Ende des Schwungs nach rechts, so dass der Koffer den linken Kerl seitlich am Kopf traf. Er hatte sich erst halb aufgerichtet, kauerte fast noch, befand sich in labiler Körperhaltung, und der Aufprall des Koffers ließ ihn rückwärts zu Boden gehen, sodass er von der Bildfläche verschwand.

Aber Reacher sah ihn nicht stürzen, denn sein Blick war bereits auf den anderen Kerl gerichtet, der sich um die Gittertür schlängelte und seine

Pistole schon fast in Schussposition hochgerissen hatte. Reacher nutzte den Schwung des Koffers, um sich nach vorn zu werfen. Während er mit einem Sprung abtauchte, ließ er den Griff los und riss gleichzeitig seinen rechten Arm hinter sich hoch. Die Waffe schwang herum und prallte flach an seine Brust. Er hörte den Schussknall und spürte, wie das Mündungsfeuer ihm die Haut versengte. Die Kugel zischte unter seinem erhobenen linken Arm hindurch und schlug etwa in dem Augenblick in der Garage ein, in dem sein rechter Ellbogen das Gesicht des Kerls traf.

Ein kraftvoller Stoß, hinter dem die Wucht von hundertzehn Kilo Körpergewicht steckt, richtet großen Schaden an. Er wurde vom Rahmen der Fliegengittertür abgelenkt und traf den Kerl am Kinn. Der Schlag pflanzte sich nach hinten und oben durchs Kiefergelenk und mit fast unverminderter Wucht ins Gehirn fort. Die Art, wie er schlaff auf den Rücken fiel, zeigte Reacher, dass er für eine Weile außer Gefecht war. Dann begann

die Fliegengittertür sich unter Federzug knarrend zu schließen, und der Kerl links krabbelte seitlich hinter seiner Waffe her, die über die Bretter des Podests vor der Haustür wegratterte. Jodie stand zusammengekrümmt in der Haustür, hielt sich mit beiden Händen die Brust und rang nach Atem. Der alte Koffer landete sich mehrmals überschlagend auf dem Rasen des Vorgartens.

Jodie war das Problem. Er war ungefähr zweieinhalb Meter von ihr entfernt, und der Kerl links befand sich zwischen ihnen. Bekam er die wegratternde Pistole zu fassen und riss sie mit der rechten Hand hoch, hatte er genau Jodie im Visier. Reacher hievte den Bewusstlosen zur Seite und stürzte sich auf die Haustür. Riss die Fliegengittertür auf und ließ sich über die Schwelle fallen. Schleppte Jodie einen Meter weit in die Diele und knallte die Tür zu. Sie bebte dreimal, als der Kerl hinter ihm herschoss, und ließ Staub und Holzsplitter auf ihn herab regnen. Er verriegelte das Schloss und zog Jodie mit sich

in die Küche.

»Wie kommen wir in die Garage?«

»Durch die Tür dort drüben«, keuchte sie.

Jetzt im Juni waren die Sturmfenster herausgenommen, und der Durchgang war nur eine breite gepflasterte Passage zwischen Haus und Garage. Der zweite Kerl war mit einer Beretta M9 bewaffnet, mit fünfzehn Schuss, von denen er vier abgefeuert hatte: einen in den Koffer, drei in die Haustür. Also waren noch elf übrig - kein beruhigender Gedanke, wenn man nur ein paar Quadratmeter Nylongewebe zwischen sich hatte.

»Autoschlüssel?«

Sie kramte sie aus ihrer Handtasche. Seine Faust schloss sich um den Schlüsselbund. Die zweite Küchentür hatte einen Glaseinsatz, durch den auf der anderen Seite des Durchgangs eine identische Tür zu sehen war, die in die Garage führte.

»Ist die Tür dort drüben abgesperrt?«

Jodie nickte atemlos. »Der grüne Schlüssel. Grün wie Garage.«

Er sah sich den Schlüsselbund an. Ein alter Yale-Schlüssel war mit einem grünen Farbklecks markiert. Er zog die Küchentür auf, ging in die Hocke und streckte seinen Kopf ins Freie - tiefer, als jemand erwarten würde. Sah vorsichtig nach links und rechts. Keine Spur von dem Kerl, der irgendwo draußen lauern musste. Dann wählte er den grünen Schlüssel aus und nahm ihn wie eine winzige Lanze in die Hand. Richtete sich auf und spurtete los. Stoppte, rammte den Schlüssel ins Schlüsselloch, drehte ihn nach links und riss ihn wieder heraus. Stieß die Tür auf und winkte Jodie zu sich heran. Sie stürmte in die Garage, und er knallte die Tür hinter ihr zu. Sperrte sie ab und horchte. Kein Laut.

Die Garage war ein großer dunkler Raum mit

offenem Dachstuhl und unverkleideten Fachwerkwänden, in dem es nach Motorenöl und Benzin roch. Sie stand voller Gerätschaften, die normalerweise in Garagen aufbewahrt werden - Rasenmäher, Gartenschläuche und Liegestühle. Aber alle diese Sachen waren alt: Besitztümer eines Mannes, der vor zwanzig Jahren aufgehört hatte, neue Geräte für Haus und Garten anzuschaffen. Deshalb lief auch das Schwingtor an einfachen Rollen zwischen gebogenen Führungsschienen. Kein Elektroantrieb. Keine Fernsteuerung. Der Fußboden bestand aus einem sauber gekehrten Zementestrich. Jodies Wagen war ein neuer Oldsmobile Bravada, dunkelgrün, goldene Zierstreifen. Er stand vorwärts eingeparkt im Dunkeln. Die Aufschriften an seinem Heck prahlten mit Allradantrieb und V-6-Motor. Der Allradantrieb konnte nützlich sein, aber entscheidend würde sein, wie schnell dieser V-6 ansprang.

»Du steigst hinten ein«, flüsterte er. »Leg dich auf

den Boden, okay?«

Sie kroch mit dem Kopf voraus zwischen die Sitze und legte sich über den Kardantunnel. Reacher sperrte die Tür, durch die sie hereingekommen waren, wieder auf. Öffnete sie und sah vorsichtig hinaus. Horchte. Keine Bewegung, kein Laut. Dann ging er zum Wagen zurück, steckte den Zündschlüssel ins Schloss und schaltete die Zündung ein, damit er den elektrisch verstellbaren Sitz ganz zurückfahren konnte.

»Bin gleich wieder da«, flüsterte er.

Garbers Werkbank war so penibel aufgeräumt wie sein Schreibtisch. An einer gut einmal anderthalb Meter großen Lochplatte hing ein vollständiges Werkzeugsortiment. Reacher entschied sich für einen schweren Hammer und nahm ihn vom Haken. Trat aus der Tür in den Durchgang, schwang seinen rechten Arm und warf den Hammer diagonal übers Haus, so dass er ins

Unterholz krachte, das vom Arbeitszimmer aus zu sehen gewesen war. Er zählte langsam bis fünf, um dem Kerl Zeit zu lassen, das Geräusch wahrzunehmen, darauf zu reagieren und aus seinem gegenwärtigen Versteck darauf zuzurennen. Dann lief er zu dem Bravada zurück. Stand neben der offenen Tür und drehte den Zündschlüssel mit ausgestrecktem Arm nach rechts. Der Motor sprang sofort an. Reacher war mit wenigen Schritten am Garagentor und stieß es auf. Das Tor krachte ans Ende seiner Führungsschienen. Er sprang auf den Fahrersitz, knallte die Tür zu, stellte den Automatikhebel auf R und trat das Gaspedal durch. Alle vier Reifen quietschten, als der Wagen rückwärts aus der Garage schoss. Reacher sah flüchtig den Kerl mit der Beretta, der weit links von ihnen im Vorgarten stand und herumwirbelte, als er den Motor aufheulen hörte. Er raste im Rückwärtsgang die Zufahrt entlang bis zur Straße. Bremste scharf, schlug das Lenkrad ein, stellte den Hebel auf D und fuhr in einer bläulichen Wolke aus Reifenabrieb an.



Er beschleunigte jedoch nur etwa hundert Meter weit, dann nahm er den Fuß vom Gas. Ließ den Wagen an der Einfahrt des Nachbargrundstücks ausrollen. Stellte den Hebel wieder auf R, stieß rückwärts in die Einfahrt und lenkte den Bravada ins Unterholz, wo er von der Straße aus nicht zu sehen war.

Setzte sich auf und stellte den Motor ab. Hinter ihm rappelte Jodie sich zwischen den Sitzen hoch und starrte nach draußen.

»Was zum Teufel machen wir hier?«, fragte sie.

»Warten.«

»Worauf?«

»Dass die Typen abhauen.«

Sie schnappte halb empört, halb entgeistert nach Luft.

»Wir warten nicht, Reacher, wir fahren geradewegs zur Polizei!«

Er schaltete die Zündung wieder ein, damit er sein Fenster öffnen konnte. Ließ es ganz herunter, um nach draußen zu horchen.

»Ich kann mit dieser Sache nicht zur Polizei gehen«, sagte er, ohne sie anzusehen.

»Warum nicht, verdammt noch mal?«

»Weil sie mich verdächtigen würde, Costello ermordet zu haben.«

»Du hast ihn nicht ermordet.«

»Glaubst du, dass die Polizei mir das so ohne weiteres abnimmt?«

»Sie muss dir glauben, weil du's nicht warst, so einfach ist das.«

»Könnte sein, dass sie länger braucht, um jemand zu finden, der eher dafür in Frage kommt.«

Jodie machte eine Pause. »Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, dass es für alle Beteiligten günstiger ist, wenn ich nicht zur Polizei gehe.«

Sie schüttelte den Kopf. Das sah er im Rückspiegel.

»Nein, Reacher, für diese Sache brauchen wir die Polizei.«

Er beobachtete sie weiter im Rückspiegel.

»Weißt du noch, was Leon immer gesagt hat? Er hat gesagt: ›Zum Teufel damit, ich bin die Polizei.««

»Nun, das war er, und du warst es auch. Aber das ist lange her.«

»Nicht so schrecklich lange.«

Sie machte wieder eine Pause. Rutschte auf dem Rücksitz nach vorn. Beugte sich zu ihm vor. »Du willst nicht zur Polizei gehen, stimmt's? Das steckt dahinter, oder? Nicht dass du nicht kannst, sondern dass du einfach nicht willst.«

Er drehte sich auf dem Fahrersitz nach rechts, um ihr ins Gesicht sehen zu können. Dabei stellte er fest, dass ihr Blick auf die versengte Stelle auf seinem Hemd gerichtet war - ein langer, tränenförmiger Brandfleck, schwarz und rußig von den Schmauchspuren, die in den Baumwollstoff eingedrungen waren. Er knöpfte sein Hemd auf und zog es aus der Hose. Auf seiner Brust zeichnete sich derselbe tränenförmige Fleck ab, die Haare waren angesengt und gekräuselt, und auf der geröteten Haut bildete sich bereits eine Brandblase. Er machte einen Finger nass, betastete sie vorsichtig und verzog das Gesicht.

»Wer sich mit mir anlegt, hat nichts zu lachen.«

Sie starrte ihn an. »Du bist wirklich unglaublich, weißt du das? Genauso schlimm wie Dad. Wir sollten zur Polizei gehen, Reacher.«

»Geht nicht«, sagte er. »Sie würde mich einlochen.«

»Wir sollten's tun«, wiederholte sie.

Aber das klang schon schwächer. Er schüttelte den Kopf, ohne etwas zu antworten. Beobachtete sie genau. Jodie war Anwältin - aber sie war auch Leons Tochter und wusste, wie die Dinge in der realen Welt funktionierten. Sie schwieg längere Zeit, dann schüttelte sie hilflos den Kopf und legte eine Hand auf ihr Brustbein, als schmerze es.

»Alles in Ordnung?«, fragte er sie.

»Du hast nicht schlecht hingelangt«, antwortete sie.

Streicheln könnte ich dich besser, dachte er.

»Wer waren diese Typen?«, fragte sie.

»Die beiden haben Costello ermordet«, erwiderte er.

Jodie nickte. Dann seufzte sie. Ihre blauen Augen sahen nach links und rechts

»Also, wohin sind wir unterwegs?«

Reacher entspannte sich. Er lächelte sogar. »Wo suchen sie uns zuallerletzt?«

Sie zuckte mit den Schultern. Nahm die Hand vom Brustbein und strich damit ihr Haar glatt.

»Manhattan?«

»Im Haus«, sagte er. »Sie haben gesehen, dass wir abgehauen sind. Sie werden nie auf die Idee kommen, wir könnten kehrtmachen.«

»Du bist verrückt, weißt du das?«

»Wir brauchen den Koffer. Vielleicht hat Leon sich Notizen gemacht.«

Sie schüttelte benommen den Kopf.

»Und wir müssen wieder alles abschließen. Wir dürfen die Garage nicht offen stehen lassen. Sonst quartieren sich dort noch Waschbären ein. Ganze Familien von denen.«

Dann hob er warnend eine Hand. Legte den Zeigefinger auf die Lippen. Sie hörten einen Motor anspringen. Anscheinend ein großer V-8, etwa hundertfünfzig Meter entfernt. Im nächsten Augenblick war das Knirschen großer Reifen auf dem Kies der Einfahrt zu hören. Ein Brummen, als der Fahrer Gas gab. Dann huschte ein schwarzer Schatten durch ihr Gesichtsfeld. Ein großer Geländewagen mit Alufelgen. Ein Yukon oder Tahoe, je nachdem, ob am Heck GMC oder Chevrolet stand. Vorn im Wagen zwei Kerle,

dunkle Anzüge, einer am Steuer, der andere auf dem Beifahrersitz zusammengesunken. Reacher streckte seinen Kopf ganz aus dem Fenster und lauschte auf das Motorengeräusch, bis es in Richtung Garrison verklang.

Chester Stone wartete über eine Stunde lang in seinem eigenen Büro, dann rief er unten an und ließ den Finanzdirektor bei der Bank nach dem Kontostand ihres Girokontos fragen. Vor fünfzig Minuten hatte eine auf den Bahamas residierende Treuhandgesellschaft durch ihr Büro auf den Cayman Islands telegrafisch eins Komma eine Million Dollar überweisen lassen.

»Das Geld ist da«, sagte der Finanzmensch, »Sie haben's geschafft, Boss.«

Stone hielt den Hörer umklammert und fragte sich, was er eigentlich geschafft hatte.



»Ich komme gleich runter«, sagte er. »Will mir die Zahlen noch mal ansehen.«

»Die Zahlen sind in Ordnung«, beruhigte ihn der Finanzdirektor. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

»Ich komme trotzdem runter«, meinte Stone.

Er fuhr zwei Stockwerke mit dem Lift nach unten und betrat das luxuriöse Büro des Finanzdirektors. Gab das Kennwort ein und rief das Arbeitsblatt mit der geheimen Bilanz auf. Dann zog der Finanzmensch die Tastatur zu sich heran und tippte den letzten Stand ihres Girokontos ein. Die Software rechnete neu und wies dann für den Stichtag in sechs Wochen eine exakt ausgeglichene Bilanz aus.

»Sehen Sie?«, sagte der Finanzdirektor. »Bingo!«

»Was ist mit den Zinsen?«, wollte Stone wissen.

»Elf Mille pro Woche für sechs Wochen?  
Ziemlich happig, finden Sie nicht auch?«

»Können wir sie zahlen?«

Der andere nickte zuversichtlich. »Klar können wir das. Wir sind zwei Lieferanten dreiundsiebzig Mille schuldig. Das Geld liegt zur Überweisung bereit. ›Verlegen‹ wir die Rechnungen und fordern sie von den Firmen erneut an, können wir dieses Geld erst mal anders verwenden.«

Er tippte auf den Bildschirm, um Stone die Rückstellung für eingegangene Rechnungen zu zeigen.

»Zieht man von dreiundsiebzig Mille sechsmal elf Mille pro Woche ab, bleiben uns sieben übrig. Davon sollten wir ein paar Mal zum Abendessen ausgehen.«

»Lassen Sie's noch mal durchrechnen, okay?«, bat Stone. »Zur Kontrolle.«

Der andere hob die Augenbrauen, ließ die Software aber erneut rechnen. Er subtrahierte die eins Komma eine Million, geriet damit in die roten Zahlen, addierte sie wieder und kam auf ein ausgeglichenes Ergebnis. Dann löste er die Rückstellung für Schulden bei Lieferanten auf, zog für jeweils sieben Tage elftausend Dollar ab und wies nach sechs Wochen einen Überschuss von siebentausend Dollar aus.

»Knapp«, sagte er. »Aber immerhin sind wir im Plus.«

»Wie zahlen wir den Kredit zurück?«, fragte Stone. »Nach sechs Wochen müssen wir eins Komma eine Million zur Verfügung haben.«

»Kein Problem«, sagte der Finanzdirektor. »Ich habe alles genau geplant. Das Geld ist rechtzeitig da.«

»Zeigen Sie's mir, okay?«

»Also gut, sehen Sie hier?« Er tippte auf zwei Zeilen auf dem Monitor, die Außenstände betrafen. »Diese beiden Großhändler schulden uns eins Komma eins-sieben-drei Millionen, was zufällig exakt dem Darlehensbetrag und den ›verlegten‹ Rechnungen entspricht. Und diese Rechnungen sind in genau sechs Wochen fällig.«

»Zahlen sie rechtzeitig?«

Der andere zuckte mit den Schultern. »Nun, bisher haben Sie's immer getan.«

Stone starrte den Bildschirm an. Sein Blick wanderte von oben nach unten, von links nach rechts.

»Rechnen Sie alles noch mal nach. Zur Sicherheit.«

»Kein Grund zur Sorge, Boss. Die Zahlen stimmen.«

»Machen Sie's einfach, ja?«

Der Finanzmensch nickte. Schließlich war dies Stones Firma. Er ließ die Berechnung nochmals laufen und kam zum selben Ergebnis wie zuvor. Hobies eins Komma eine Million wurde von den Gehaltsschecks verschlungen, die beiden Lieferanten gingen vorerst leer aus, die Zinsen wurden gezahlt, die Zahlungen der Großhändler gingen ein, Hobie erhielt seine eins Komma eine Million zurück, die Lieferanten bekamen ihr Geld mit Verspätung, und zuletzt wies die Bilanz wieder einen lächerlich geringen Überschuss von siebentausend Dollar aus.

»Kein Grund zur Sorge«, wiederholte der Finanzdirektor. »Wir kommen hin.«

Während er die Zahlen auf dem Bildschirm anstarrte, fragte Stone sich, ob die überschüssigen siebentausend Dollar reichen würden, um Marilyn eine Europareise zu finanzieren. Vermutlich nicht.

Jedenfalls keine sechswöchige Reise. Und sein Vorschlag hätte sie aufgeschreckt und beunruhigt. Sie hätte ihn gefragt, weshalb er sie nach Europa schickte. Und er hätte es ihr erzählen müssen. Sie war verdammt clever. Clever genug, um es irgendwie aus ihm rauszukriegen. Und dann hätte sie sich geweigert, nach Europa zu reisen - und hätte in den kommenden sechs Wochen ebenfalls jede Nacht wach gelegen.

Der Lederkoffer lag noch auf dem Rasen vor dem Haus. In einem der Seitenteile war ein Einschussloch zu sehen, aber es gab kein Ausschussloch. Die Kugel musste das Leder und den stabilen Sperrholzrahmen durchschlagen haben und in Leons Papieren stecken geblieben sein. Reacher lächelte zufrieden und trug ihn zu Jodie, die vor der Garage wartete.

Sie ließen den Bravada auf dem Vorplatz stehen

und gingen durch die Garage ins Haus zurück. Schlossen das Schwingtor von innen und traten in den Durchgang hinaus. Sperrten die Seitentür der Garage mit dem grünen Schlüssel ab und liefen in die Küche hinüber. Schlossen auch diese Tür ab und kamen in der Diele an Jodies Reisetasche vorbei, die ihr aus der Hand gefallen war. Reacher trug den Koffer ins Wohnzimmer. Dort gab es mehr Licht und Platz als im Arbeitszimmer.

Er klappte den Kofferdeckel auf, nahm die Hängemappen heraus und legte sie auf den Fußboden. Die Kugel rutschte aus dem Papier und kullerte über den Teppich. Ein gewöhnliches Neunmillimeter-Parabellumgeschoss mit Kupfermantel. Von dem Sperrholzrahmen vorn leicht stumpf, aber ansonsten ohne Markierungen. Das Papier hatte es erst nach gut vierzig Zentimetern abgebremst. Reacher konnte sehen, dass das Geschoss sich durch etwa die Hälfte der Mappen gebohrt hatte.

Er wog es prüfend in der Hand, dann sah er, dass Jodie ihn von der Tür aus beobachtete. Er warf ihr die Kugel zu. Jodie fing sie mit einer Hand auf.

»Souvenir«, sagte er.

Sie jonglierte damit, als sei die Kugel heiß, und ließ sie in den offenen Kamin fallen. Kniete sich dann vor den Papieren neben ihn auf den Teppich, sodass ihre Hüften sich fast berührten. Ein Hauch von Parfüm stieg ihm in die Nase: ein ihm unbekannter, sehr femininer Duft. Das Sweatshirt war ihr zu groß, weit und formlos, aber es betonte ihre Figur trotzdem. Seine Ärmel reichten bis fast zu den Fingern. Ein Gürtel um ihre Levi's schnürte die schmale Taille zusammen, und ihre schlanken Beine schienen sie nicht ganz auszufüllen. Sie wirkte zerbrechlich, aber der Schein trug. Als Jodie sich über die Papiere beugte, fiel ihr Haar nach vorn, und er roch wieder den frischen Duft.

»Was suchen wir?«, fragte sie.



Er zuckte mit den Schultern. »Das wissen wir, wenn wir's finden, denke ich.«

Sie gingen sorgfältig vor, jedoch ohne Erfolg. Es gab nichts zu finden. Nichts Aktuelles, nichts Wichtiges. Nur massenhaft Papier, das mit dem Unterhalt des Hauses zusammenhing. Das jüngste Schriftstück war das Testament, das in einer eigenen Mappe lag und in einem festen braunen und sauber beschrifteten Umschlag steckte. Sauber, aber mit der leicht zittrigen Schrift eines Mannes, der gerade nach dem ersten Herzanfall aus dem Krankenhaus entlassen worden ist. Jodie ging mit dem Umschlag hinaus und verstaute ihn im Innenfach ihrer Reisetasche.

»Irgendwelche unbezahlten Rechnungen?«, rief sie aus der Diele.

Reacher fand eine Mappe, die mit UNERLEDIGTES beschriftet, aber leer war.

»Ich sehe keine«, antwortete er. »Aber vermutlich

stehen noch welche aus, oder? Kommen sie monatlich?«

Jodie nickte ihm von der Tür aus zu.

»Ja«, sagte sie. »Monat für Monat.«

Eine weitere Mappe war mit HEILKOSTEN beschriftet. Sie quoll von quitierten Arzt- und Klinikrechnungen sowie Schreiben von Leons Krankenkasse über. Reacher blätterte in den Rechnungen.

»Gott, ist das alles wirklich so teuer?«

Sie kam wieder herein, um zu sehen, was er in der Hand hielt.

»Allerdings«, sagte sie. »Bist du krankenversichert?«

Er sah verdutzt zu ihr auf.

»Ich glaube, die Veteran's Administration würde für mich aufkommen, zumindest für gewisse Zeit.«

»Das solltest du mal nachprüfen«, sagte sie.  
»Dich vergewissern.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich fühle mich gesund.«

»Das hat Dad auch getan«, meinte sie.  
»Dreiundsechzigeinhalb Jahre lang.«

Sie kniete sich wieder neben ihn. Ihre Augen glänzten feucht. Er legte ihr sanft eine Hand auf den Arm.

»Ein Scheißtag, was?«

Sie nickte angestrengt blinzeln. Dann rang sie sich ein kleines Lächeln ab.

»Unglaublich«, sagte sie. »Ich bringe den Alten unter die Erde, zwei Killer schießen auf mich, ich

machte mich strafbar, indem ich Straftaten vertusche, und ich lasse mich dazu überreden, gemeinsame Sache mit einem wilden Mann zu machen, der Selbstjustiz üben will. Weißt du, was Dad dazu gesagt hätte?«

»Was?«

Sie schob die Lippen vor und senkte ihre Stimme, um Garbers gutmütiges Knurren nachzuahmen. »Das gehört alles dazu, Kind, das gehört alles dazu. Das hätte er zu mir gesagt.«

Reacher erwiderte ihr Lächeln und drückte nochmals sanft ihren Arm. Dann blätterte er in den unter HEILKOSTEN abgelegten Rechnungen und zog eine davon heraus.

»Als Erstes sollten wir diese Klinik suchen«, sagte er.

In dem Tahoe wurde lange diskutiert, ob sie überhaupt zurückfahren sollten. In Hobies Wortschatz war Versagen kein populäres Wort. Vielleicht war es am besten, einfach abzuhauen und zu verschwinden. Irgendwo unterzutauchen. Das war eine verlockende Vorstellung. Aber sie konnten ziemlich sicher sein, dass Hobie sie finden würde. Vielleicht nicht sofort, aber er würde sie finden. Und das war eine weniger verlockende Vorstellung.

Also konzentrierten sie ihre Aufmerksamkeit auf Schadensbegrenzung. Was sie dafür tun müssten, war klar. Sie legten die notwendigen Zwischenhalte ein und vergeudeten auf der Rückfahrt gerade genug Zeit in einem Schnellrestaurant an der Route 9, um plausibel zu wirken. Bis sie sich durch dichten Verkehr wieder bis zur Südspitze Manhattans durchgekämpft hatten, war ihre Story fertig.

»Da war nichts zu machen«, sagte der erste Kerl.

»Wir haben stundenlang gewartet - darum kommen wir auch so spät zurück. Das Problem war, dass dort eine Menge Soldaten herumgelaufen sind - irgendwie feierlich, aber alle mit Gewehren bewaffnet.«

»Wie viele?«, fragte Hobie.

»Soldaten?«, sagte der zweite Kerl. »Mindestens ein Dutzend. Vielleicht fünfzehn. Sind ständig durcheinander gelaufen, waren deshalb schwer zu zählen. So eine Art Ehrengarde.«

»Mrs. Jacob ist mit ihnen weggefahren«, fuhr der erste Kerl fort. »Sie müssen sie vom Friedhof herbegleitet haben, und anschließend ist sie mit ihnen wieder weggefahren.«

»Ihr seid nicht vielleicht auf die Idee gekommen dranzubleiben?«

»Das konnten wir gar nicht«, erwiderte der zweite Kerl. »Die ganze Wagenkolonne ist sehr

langsam gefahren. Wie ein Leichenzug. Da wären wir sofort aufgefallen. Wir konnten uns doch nicht einfach einem Leichenzug anschließen, stimmt's?«

»Was war mit dem großen Kerl von den Keys?«

»Der ist schon früh abgehauen. Wir haben ihn wie befohlen laufen lassen und nur auf Mrs. Jacob geachtet. Wer sie war, hat sich ziemlich bald rausgestellt. Sie ist noch eine Weile dageblieben und dann mit den Soldaten weggegangen.«

»Und was habt ihr dann gemacht?«

»Wir haben uns das Haus angesehen«, sagte der erste Kerl. »Alles dicht und zugesperrt. Also sind wir nach Garrison gefahren und haben uns nach dem Hausbesitzer erkundigt. Das Verzeichnis der Haus- und Grundbesitzer liegt in der dortigen Stadtbibliothek auf. Als Hausbesitzer war ein gewisser Leon Garber eingetragen. Wir haben die Bibliothekarin gefragt, was sie über ihn weiß, und sie hat uns einfach das Lokalblatt gegeben. Auf

Seite drei hat ein Bericht über den Mann gestanden. War gerade einem Herzleiden erlegen. Witwer, einzige Hinterbliebene seine Tochter Jodie, geschiedene Mrs. Jacob, die eine noch junge, aber sehr tüchtige Fachanwältin für Steuerrecht bei der Anwaltsfirma Spencer Gutman Ricker Talbot in der Wall Street ist und hier in New York City am Lower Broadway wohnt!«

Hobie nickte langsam und tippte mit dem spitzen Ende des Hakens in einem hektischen kleinen Rhythmus auf die Schreibtischplatte.

»Und wer war dieser Leon Garber genau? Warum all die Soldaten bei seiner Beerdigung?«

»Militärpolizist«, erwiderte der erste Kerl.

Der zweite Kerl nickte. »Mit drei Sternen und jeder Menge Orden pensioniert. Hat vierzig Jahre lang gedient, war in Korea, Vietnam, überall.«

Hobie hörte zu klopfen auf. Er saß wie erstarrt



da, und aus seinem Gesicht wich alle Farbe, sodass die Haut - bis auf die leuchtend rosa Brandnarben, die im Halbdunkel zu glühen schienen, wächsern wurde.

»Militärpolizist«, wiederholte er leise.

So blieb er lange Zeit sitzen. Er saß einfach nur da und starrte ins Leere, dann nahm er seinen Haken vom Schreibtisch, drehte ihn vor seinen Augen hin und her, als wolle er ihn genau untersuchen, und ließ die schwachen, durch die Lamellenjalousien einfallenden Lichtstrahlen seine Konturen beleuchten. Der Haken zitterte, deshalb umfasste er ihn mit seiner linken Hand und hielt ihn ruhig,

»Militärpolizist«, sagte er nochmals, während er weiter den Haken anstarrte. Dann sah er zu den beiden Männern auf den Sofas.

»Geh raus«, sagte er zu dem zweiten Kerl.

Der Mann wechselte einen raschen Blick mit seinem Partner, dann ging er hinaus und schloss die Tür hinter sich. Hobie schob seinen Drehsessel zurück und stand auf. Er kam hinter dem Schreibtisch hervor, ging um die Sofas herum und blieb direkt hinter dem ersten Kerl stehen, der wie gelähmt dasaß und nicht wagte, sich nach Hobie umzusehen.

Er hatte Kragenweite einundvierzig, was bedeutete, dass der Durchmesser seines Halses etwa dreizehn Zentimeter betrug, wenn man annahm, dass der menschliche Hals einem mehr oder weniger gleichmäßigem Zylinder glich - eine Annahme, von der Hobie seit jeher gern ausging. Hobies wie der Großbuchstabe J geformter Stahlhaken hatte einen Innendurchmesser von zwölf Zentimetern. Er bewegte sich rasch, schob den Haken blitzschnell nach vorn und legte ihn dem Sitzenden von hinten um die Kehle. Dann trat er zurück und zog mit aller Kraft daran. Der Kerl warf sich nach hinten, kroch förmlich über die

Lehne nach oben und bemühte sich verzweifelt, mit seinen Fingern unter das kalte Metall zu gelangen, um den würgenden Druck zu mindern. Hobie grinste und zerrte noch stärker. Der Haken war an ein schweres Lederformstück genietet, das an seinen halb fehlenden Unterarm angepasst war und sich in einer Ledermanschette fortsetzte, die den Bizeps seines Arms fest umschloss. Der Teil unterhalb des Ellbogens diente nur zur Stabilisierung; der obere Teil, dessen Durchmesser kleiner als der des Ellbogengelenks war, nahm den gesamten Zug auf und verhinderte wirksam, dass der Haken vom Armstumpf gerissen werden konnte. Hobie zog und zerrte, bis das Keuchen zu einem stoßweisen Ächzen wurde und das gerötete Gesicht des Kerls blau anzulaufen begann. Dann ließ er wieder etwas locker und beugte sich zum Ohr des anderen hinunter.

»Dein Freund hat Prellungen am Kinn. Wo zum Teufel kommen die her?«

Der Kerl ächzte und gestikulierte wild. Hobie drehte den Haken etwas zur Seite, wodurch sich der Druck auf den Kehlkopf verminderte. Aber dafür lag die Hakenspitze nun an der weichen Stelle unter seinem Ohr.

»Wo, zum Teufel, kommen die her?«, wiederholte er.

Der Kerl wusste, dass bei dieser Lage des Hakens jede zusätzlich ausgeübte Kraft die Spitze in das weiche Fleisch hinter seinem Kiefergelenk treiben würde. Er verstand nicht viel von Anatomie, aber er war sich über den Ernst seiner Lage im Klaren.

»Ich sag's Ihnen«, keuchte er. »Ich sag's Ihnen.«

Hobie ließ den Haken, wo er war, und ruckte gelegentlich daran, wenn der Kerl zögerte, sodass die ganze Wahrheit in weniger als drei Minuten von A bis Z erzählt war.

»Ihr habt versagt«, stellte Hobie fest.

»Ja, das haben wir«, ächzte der Kerl. »Aber das war seine Schuld. Er war hinter der Fliegengittertür eingeklemmt. Dort war er wertlos.«

Hobie riss an dem Haken.

»Im Gegensatz zu dir? Er ist wertlos, und du bist nützlich, was?«

»Alles war seine Schuld«, keuchte der andere wieder. »Ich bin weiterhin nützlich.«

»Das wirst du mir beweisen müssen.«

»Wie?«, ächzte der Kerl. »Bitte, wie? Sie brauchen's mir nur zu sagen.«

»Ganz einfach. Du kannst etwas für mich tun.«

»Ja«, keuchte der Mann. »Ja, alles, bitte.«

»Bring mir Mrs. Jacob!«, kreischte Hobie.

»Ja!«, antwortete der Kerl ebenfalls kreischend.

»Und mach nicht wieder Scheiß!«, kreischte Hobie weiter.

»Nein«, ächzte der Kerl. »Nein, das tun wir nicht, versprochen!«

Hobie ruckte wieder an seinem Haken - zweimal, im Takt zu seinen Worten

»Nicht wir. Nur du. Weil du noch was anderes für mich tun sollst.«

»Was?«, keuchte sein Opfer. »Ja, was? Alles!«

»Du liquidierst deinen wertlosen Partner«, flüsterte Hobie. »Heute Nacht auf dem Boot.«

Der Kerl nickte so nachdrücklich, wie der Haken um seine Kehle es zuließ. Hobie beugte sich etwas

nach vorn und nahm den Haken weg. Der Kerl sackte zur Seite, keuchte und würgte krampfhaft und übergab sich aufs Sofa.

»Und bring mir seine rechte Hand«, flüsterte Hobie. »Als Beweis.«

Sie stellten fest, dass die Herzklinik, in der Leon Patient gewesen war, keine selbstständige Einrichtung, sondern nur ein Teilbereich einer riesigen Privatklinik war, fürs gesamte südliche Putnam County zuständig. In einer Parklandschaft stand ein zehngeschossiger weißer Bau, der von Arztpraxen aller Fachrichtungen umgeben war. Schmale Stichstraßen schlängelten sich durch den gepflegten Park und endeten auf kleinen Plätzen, die von Pavillons für Ärzte und Zahnärzte umgeben waren. Patienten, die stationär behandelt werden mussten, wurden in Belegbetten im Hauptgebäude untergebracht. So existierte die kardiologische

Fachklinik eigentlich nur dem Namen nach und umfasste verschiedene Abteilungen mit eigenen Ärzten, je nachdem, wie krank der Patient war. Leons Korrespondenz zeigte, dass er sich in mehreren Abteilungen aufgehalten hatte: anfangs auf der Intensivstation, dann in der Rehabilitation, danach in ambulanter Behandlung bei einer Kardiologin und zuletzt wieder auf der Intensivstation, auf der er gestorben war.

Der Name der Kardiologin war der einzige konstante Faktor in all den Unterlagen. Reacher hatte sich Dr. McBannerman als freundlichen alten Gentleman vorgestellt, weißhaarig, gebildet, klug und sympathisch, vielleicht von schottischen Urgroßeltern abstammend, bis Jodie ihm erklärte, Dr. McBannerman sei eine Ärztin, eine Mittdreißigerin aus Baltimore, mit der sie schon mehrmals gesprochen habe. Jetzt lenkte er Jodies Geländewagen über die schmalen Stichstraßen, während sie rechts und links nach Dr. McBannermans Praxis Ausschau hielt. Sie erkannte



den Pavillon am Ende einer Sackgasse: ein ebenerdiger, weiß abgesetzter Klinkerbau. Zwischen fünf oder sechs davor stehenden Wagen war ein Platz frei, auf dem Reacher rückwärts einparkte.

Die Sprechstundenhilfe war eine dicke alte Wichtigtuerin, die Jodie flüsternd ihr Beileid aussprach. Sie führte die beiden in Dr. McBannermans zweites Sprechzimmer, was ihnen giftige Blicke der Patienten im Wartebereich einbrachte. Das Sprechzimmer war ein nüchterner, steriler und stiller Raum, mit einem anscheinend selten benutzten Untersuchungstisch und einem großen farbigen Schnittbild des menschlichen Herzens an der Wand hinter dem Schreibtisch. Jodie starrte es an, als frage sie sich: Welches Teil hat also schließlich versagt? Reacher spürte sein eigenes Herz als riesigen Muskel, der sanft in seiner Brust pochte.

So warteten sie zehn Minuten, dann öffnete sich

die Verbindungstür, und Dr. McBannerman kam herein: eine eher unscheinbare, schwarzhaarige Frau im weißen Arztkittel, die ein Stethoskop wie ein Symbol um den Hals hängen hatte und eine besorgte Miene machte.

»Jodie«, sagte sie zur Begrüßung, »das mit Leon tut mir schrecklich Leid.«

Das war zu neunundneunzig Prozent echt, aber eine gewisse Besorgnis war unüberhörbar. Sie macht sich Sorgen, sie könnte wegen eines Kunstfehlers verklagt werden, dachte Reacher. Die Tochter des Verstorbenen war Anwältin, und nun kreuzte sie unmittelbar nach der Beerdigung hier in der Praxis auf. Jodie spürte diese Besorgnis ebenfalls und nickte, was eine beruhigende kleine Geste war.

»Ich bin nur vorbeigekommen, um Ihnen zu danken. Sie haben ihn wirklich wundervoll betreut. Er hätte in keinen besseren Händen sein können.«

McBannermans Anspannung löste sich. Sie lächelte, und Jodie sah wieder zu dem Schnittbild auf.

»Welches Teil hat also schließlich versagt?«, wollte sie wissen.

McBannerman folgte ihrem Blick und zuckte leicht mit den Schultern.

»Nun, so gut wie alle, fürchte ich. Das Herz ist ein großer, komplexer Muskel, es schlägt und schlägt, dreißig Millionen Mal im Jahr. Hält es so zwei Komma sieben Milliarden Schläge durch, was neunzig Jahre sind, sprechen wir von Altersschwäche. Ist es nach eins Komma acht Milliarden Schlägen - nach sechzig Jahren - am Ende, sprechen wir von vorzeitigem Herztod. Den bezeichnen wir als Amerikas größtes Gesundheitsproblem, aber tatsächlich bedeutet das nur, dass das Herz früher oder später einfach zu schlagen aufhört.«

Sie machte eine Pause und sah Reacher an. Er glaubte eine Sekunde lang, sie habe bei ihm irgendein Symptom entdeckt. Dann begriff er, dass sie darauf wartete, seinen Namen zu hören.

»Jack Reacher«, sagte er. »Ein alter Freund Leons.«

Sie nickte, als sei damit ein Rätsel gelöst.

»Ah, der berühmte Major Reacher. Er hat oft von Ihnen gesprochen.«

Sie setzte sich, musterte ihn unverhohlen interessiert. Ihr Blick glitt über sein Gesicht, dann ruhte er auf seiner Brust. Reacher wusste nicht, ob sie das aus beruflichem Interesse tat oder nur die Brandspuren vom Mündungsfeuer der Pistole begutachtete.

»Hat er auch über andere Dinge gesprochen?«, fragte Jodie. »Ich hatte den Eindruck, irgendetwas habe ihm Sorgen gemacht.«

McBannerman wandte sich ihr leicht erstaunt zu, als denke sie: Nun, alle meine Patienten machen sich irgendwelche Sorgen - zum Beispiel über Leben und Tod.

»Was für Dinge?«

»Weiß ich selbst nicht genau«, erwiderte Jodie.  
»Vielleicht über etwas, in das er durch einen Mitpatienten verwickelt worden ist?«

McBannerman zuckte mit den Schultern und wollte die Frage schon verneinen, als ihr schließlich doch noch etwas einzufallen schien.

»Nun, einmal hat er mir erzählt, er habe eine neue Aufgabe.«

»Hat er gesagt, worum es sich handelte?«

McBannerman schüttelte den Kopf.

»Einzelheiten hat er nie erwähnt. Anfangs sah es

so aus, als wolle er sie erst gar nicht übernehmen. Als habe ihm jemand etwas Lästiges aufgedrängt. Aber später hat er sich dafür engagiert. So sehr, dass seine EKGs sich verschlechterten, was mir überhaupt nicht gefiel.«

»Hatte seine Aufgabe etwas mit einem anderen Patienten zu tun?«, fragte Reacher.

Sie schüttelte erneut den Kopf.

»Keine Ahnung. Möglich ist's natürlich. Draußen im Wartezimmer sitzen die Patienten oft lange beieinander. Sie unterhalten sich. Er sind alte Menschen, die sich häufig langweilen und einsam sind.«

»Wann hat er zum ersten Mal darüber gesprochen?«, hakte Reacher nach.

»März? April? Jedenfalls bald nach seiner Entlassung aus der Rehabilitation. Nicht lange vor seiner Reise nach Hawaii.«

Jodie starrte sie entgeistert an. »Er war auf Hawaii? Das habe ich nicht gewusst.«

McBannerman nickte. »Er hat einen Termin versäumt, und als ich ihn nach dem Grund dafür gefragt habe, hat er geantwortet, er sei für ein paar Tage auf Hawaii gewesen.«

»Hawaii? Weshalb sollte er dorthin fliegen, ohne mir ein Wort davon zu sagen?«

»Ich weiß nicht, was er dort wollte«, erwiderte McBannerman.

»War er gesund genug für eine so weite Reise?«, fragte Reacher.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, und ich glaube, er wusste, dass es eine Dummheit war. Vermutlich hat er die geplante Reise deshalb nicht erwähnt.«

»Ab wann ist er wieder ambulant behandelt worden?«, erkundigte sich Reacher.

»Anfang März«, sagte sie.

»Und wann war er auf Hawaii?«

»Mitte April, glaube ich.«

»Okay«, sagte er. »Können Sie uns eine Liste Ihrer sonstigen Patienten in diesem Zeitraum geben? März und April? Leute, mit denen er geredet haben könnte?«

McBannerman schüttelte bereits den Kopf.

»Nein, tut mir Leid, das geht wirklich nicht. Das wäre ein Verstoß gegen die ärztliche Schweigepflicht.«

Ihr Blick richtete sich dabei auf Jodie - von Ärztin zu Anwältin, von Frau zu Frau, ein Sie-kennen-das-Problem-Blick. Jodie nickte



mitfühlend.

»Vielleicht könnten wir einfach Ihre Sprechstundenhilfe fragen? Sie wissen schon, ob Sie Dad im Gespräch mit einem der anderen Patienten gesehen hat? Das wäre eine Auskunft aus zweiter Hand, keine Verletzung Ihrer Schweigepflicht. Meiner Überzeugung nach jedenfalls nicht.«

McBannerman erkannte, dass eine Pattsituation eingetreten war. Sie drückte auf eine Taste und bat die Sprechstundenhilfe herein. Als die Dicke gefragt wurde, begann sie eifrig zu nicken.

Ja, natürlich, Mr. Garber hat immer mit diesem netten alten Ehepaar gesprochen, Sie wissen schon, der Mann mit dem Herzklappenfehler. Oberer rechter Ventrikel. Kann nicht mehr selbst fahren, sodass seine Frau ihn herbringen muss. Mit dem schrecklichen alten Auto. Mr. Garber hat etwas für die beiden getan, da bin ich mir absolut sicher. Sie

haben ihm dauernd alte Fotos und irgendwelche Papiere gezeigt.«

»Die Hobies?«, fragte McBannerman.

»Genau, die drei sind dicke Freunde geworden, Mr. Garber und das alte Ehepaar Hobie.«

Hook Hobie saß allein in seinem dunklen Büro, siebenundachtzig Stockwerke über dem Erdboden, horchte auf die leisen Hintergrundgeräusche des riesigen Gebäudes, dachte angestrengt nach und änderte seinen bisherigen Plan. Er war kein geistig unbeweglicher Mensch. Darauf war er stolz. Er bewunderte sich selbst dafür, wie er sich verändern und anpassen, wie er zuhören und lernen konnte. Er fand, das sichere ihm seine Überlegenheit, hebe ihn aus der Masse hervor.

Als man ihn nach Vietnam geschickt hatte, war er sich seiner Fähigkeiten überhaupt nicht bewusst gewesen. Mehr oder weniger völlig ahnungslos, weil er noch sehr jung war. Aber nicht nur blutjung, sondern auch unerfahren, da er aus repressiven Verhältnissen stammte und in einem suburbanen Vakuum aufgewachsen war.

Vietnam hatte ihn verändert. Es hätte ihn zerbrechen können. Es zerbrach genügend andere Kerle. Überall um ihn herum gingen Männer kaputt. Nicht nur Jugendliche wie er, sondern auch alte, erfahrene Hasen mit langen Dienstzeiten in der Army

Aber Hobie zerbrach nicht. Er sah sich nur um, veränderte und passte sich an. Hörte zu und lernte. Das vielfache Sterben konnte ihn nicht schrecken. Dabei war er noch nie mit dem Tod eines Menschen in Berührung gekommen. Doch gleich an seinem ersten Tag in Vietnam sah er acht amerikanische Gefallene: ein ganzer Spähtrupp, der in feindliches Granatwerferfeuer geraten war. Acht Mann, neunundzwanzig Teile, manche davon ziemlich groß. Ein Augenblick, der prägt. Seine Kameraden wurden still, mussten kotzen, konnten es nicht glauben. Hobie allein blieb ungerührt.

Er begann als Händler. Jeder wollte irgendetwas, Dinge, die er nicht hatte. Die Sache war lächerlich

einfach. Man brauchte nur ein bisschen zuzuhören. Hier war einer, der rauchte, aber nicht trank. Dort ein anderer, der gern Bier trank, aber nicht rauchte. Man nahm dem einen das Bier ab und tauschte es gegen die Zigaretten des anderen ein. Zweigte bei diesem Tauschhandel einen gewissen Prozentsatz für sich selbst ab. Das war so nahe liegend, dass er sich wunderte, dass die Jungs nicht selbst darauf kamen. Er nahm das Geschäft nicht recht ernst, weil er glaubte, es werde nicht lange funktionieren. Die anderen würden bald merken, was gespielt wurde, und ihn als Mittelsmann ausschalten.

Aber sie merkten es nicht. Das war seine erste Lektion. Er konnte etwas, das andere Leute nicht beherrschten. Er konnte Dinge beschaffen, an die sie selbst nicht herankamen. Also hörte er noch aufmerksamer zu. Was wollten sie noch? Alle möglichen Sachen. Mädchen, Bourbon, Penicillin, Schallplatten, Dienst im Basislager, aber keinen in der Latrine. Stiefel, Insektenvertilgungsmittel, verchromte Handfeuerwaffen, getrocknete Ohren

gefallener Vietcong als Souvenirs. Marihuana, Aspirin, Heroin, saubere Nadeln, einen sicheren Posten für die letzten hundert Tage seiner Kommandierung. Er hörte zu und lernte und beschaffte und sahnte ab.

Dann gelang ihm der große Durchbruch, auf den Hobie noch immer voller Stolz zurückblickte. Das Ganze war eine Reaktion auf verschiedene Probleme, mit denen er zu kämpfen hatte. Das erste Problem war der reine Arbeitsaufwand, den alles erforderte. Bestimmte Dinge auf Bestellung zu liefern war nicht so einfach. Gesunde Mädchen zu finden wurde sehr schwierig, und Jungfrauen gab es überhaupt keine mehr. Sich stetigen Nachschub an Drogen zu sichern war riskant. Andere Dinge waren zeitraubend. Schmuckwaffen, VC-Souvenirs, anständige Stiefel - alle diese Dinge waren nur mühsam zu beschaffen. Neue Offiziere, die turnusmäßig nach Vietnam versetzt wurden, torpedierten seinen Mädchenhandel in der Etappe.

Das zweite Problem war die aufkommende Konkurrenz. Hobie stellte fest, dass er nicht mehr der Einzige war. Andere Kerle drängten ins Geschäft. Allmählich bildete sich ein freier Markt heraus. Es kam vor, dass seine Deals abgelehnt wurden. Leute gingen weg und behaupteten, andere Bezugsquellen seien günstiger. Für Hobie war das ein ziemlicher Schock.

Wandel und Anpassung. Er ließ sich die Sache durch den Kopf gehen, verbrachte einen langen Abend damit, auf seinem schmalen Feldbett zu liegen und angestrengt nachzudenken. So schaffte er den Durchbruch. Wozu bestimmte Waren aufspüren, deren Beschaffung schon schwierig war und immer schwieriger werden würde? Wozu beispielsweise zu irgendeinem Vorposten hinausfahren und einen Sanitärer fragen, was er im Tausch für einen präparierten VC-Schädel wollte? Wozu dann losziehen, das verdammte Zeug beschaffen, dem Sanitärer bringen und dafür den Schädel erhalten? Wozu mit all diesem Krempel

handeln? Warum nicht einfach mit der gewöhnlichsten und in ganz Südvietsnam am weitesten verbreiteten Ware handeln?

Amerikanische Dollars. Hobie wurde Geldverleiher. Später, als er sich von seiner schweren Verwundung erholt und Zeit zum Lesen hatte, lächelte er wehmütig darüber. Das war eine geradezu klassische Entwicklung gewesen. Primitive Gesellschaften beginnen mit Tauschhandel und schreiten später zu einer Geldwirtschaft fort. Die amerikanische Präsenz in Vietnam hatte als primitive Gesellschaft begonnen, das stand fest. Primitiv, improvisiert, desorganisiert, einfach nur im Schlamm dieses schrecklichen Landes hockend. Im Lauf der Zeit war sie dann größer, stabiler und reifer, also erwachsen geworden, und Hobie war der Erste seiner Art, der mit ihr erwachsen wurde. Der Erste und sehr lange der Einzige seiner Art. Darauf war er mächtig stolz. Es bewies, dass er mehr konnte als die anderen. Dass er cleverer, einfallsreicher,



besser imstande war, sich zu verändern, sich anzupassen und erfolgreich zu sein.

Cash war der Schlüssel zu allem. Wollte jemand Stiefel oder Heroin oder ein Mädchen, das ihm irgendein verlogenes Schlitzauge als zwölfjährige Jungfrau anpries, konnte er es sich mit Geld kaufen, das er sich von Hobie lieh. Er konnte sich seinen Wunsch heute erfüllen und nächste Woche dafür bezahlen - mit ein paar Prozent Zinsen. Hobie brauchte einfach nur dazuhocken wie eine fette, träge Spinne in ihrem Netz. Keine Lauferei. Keine Scherereien. Er dachte viel über sein neues Geschäft nach. Erkannte frühzeitig die psychologische Bedeutung von Zahlen. Kleine Zahlen wie neun klangen harmlos und freundlich. Neun Prozent wurde sein Standardzinssatz. Scheinbar eine Bagatelle. Neun, nur ein kleiner Krakel auf einem Stück Papier. Eine einstellige Zahl. Weniger als zehn. Praktisch gar nichts. So sahen es die anderen GIs. Aber neun Prozent pro Woche waren vierhundertachtundsechzig Prozent

im Jahr. Ließ jemand den ersten Rückzahlungstermin verstreichen, kamen Zinseszinsen dazu. Dann wurden aus vierhundertachtundsechzig Prozent verdammt schnell tausend Prozent und mehr. Aber das merkte niemand. Niemand außer Hobie. Alle sahen nur die Zahl neun, eine einstellige Zahl, klein und freundlich.

Der erste säumige Schuldner war ein großer Kerl, primitiv, brutal, nicht sonderlich intelligent. Hobie lächelte nur. Er ließ ihm die Schuld, schrieb sie ab. Schlag ihm vor, sich für diese Großzügigkeit dadurch zu revanchieren, dass er sich mit ihm zusammentat und die Rolle des Schuldeneintreibers übernahm. Danach gab es keine säumigen Schuldner mehr. Sich die wirksamste Abschreckungsmethode auszudenken war nicht leicht. Mit einem gebrochenen Arm oder Bein kam der Betreffende lediglich in ein Feldlazarett weit hinter der Front, wo er von amerikanischen Krankenschwestern umgeben war,

die vielleicht sogar mit ihm bumsten, wenn er irgendeine heldenhafte Geschichte erfand, wie er zu seiner Verwundung gekommen war. Mit einem komplizierten Bruch konnte er sogar für dienstunfähig erklärt und in die Staaten zurückgeschickt werden. Das war ganz und gar nicht abschreckend. Deshalb ließ Hobie seinen Schuldeneintreiber Punji-Spikes verwenden. Die waren eine Erfindung des Vietcong: kleine, spitze Bambusstäbe wie Fleischspieße, die in giftigen Büffelmist getaucht wurden. Der Vietcong pflanzte sie in flachen Mulden auf, damit GIs hineintraten und sich schwer heilende Fußverletzungen zuzogen. Der Schuldeneintreiber spezialisierte sich darauf, sie säumigen Zahlern durch die Hoden zu treiben. Hobies Klientel war mehrheitlich der Ansicht, es lohne sich nicht, die langfristigen medizinischen Konsequenzen zu riskieren - auch nicht, wenn man dafür seine Schulden los war und die Uniform ausziehen konnte.

Als Hobie sich das Gesicht verbrannte und die

rechte Hand verlor, war er ein schwerreicher Mann. Sein nächster Coup bestand darin, sein Vermögen unentdeckt und vollständig in die Heimat zu schaffen. Das hätte nicht jeder gekonnt. Nicht unter den besonderen Umständen, in denen er sich damals befand. Das ebenso wie sein weiterer Werdegang bewies seine wahre Größe. Er gelangte auf verschlungenen Pfaden nach New York, verkrüppelt und entstellt, und fühlte sich sofort wie zu Hause. Manhattan war ein Dschungel, nicht anders als der Indochinas. Deshalb sah Hobie keinen Grund, sich hier anders zu verhalten, sein Geschäft nicht fortzuführen. Diesmal jedoch begann er mit einem riesigen Geschäftskapital. Er musste nicht wieder bei null anfangen.

Er war jahrelang als Kredithai tätig. Er baute dieses Geschäft groß aus. Er besaß das Kapital und ein entsprechendes Image. Seine Brandnarben und der Haken machten optisch viel her. Er beschäftigte Unmengen von Helfern. Er beutete ganze Generationen von Einwanderern und Armen

aus. Er wehrte die Italiener ab, die ihm Konkurrenz machen wollten. Er bestach Scharen von Polizeibeamten und Staatsanwälten, um unsichtbar zu bleiben.

Dann schaffte er den zweiten großen Durchbruch. Mit dem ersten vergleichbar. Eine Folge radikalen Umdenkens. Die Lösung eines Problems. Das Problem war der schier aberwitzige Umfang seines Geschäfts. Hobie verdiente auf der Straße Millionen, aber nur mit Kleinbeträgen. Tausende von einzelnen Deals, hundert Dollar hier, hundertfünfzig dort, neun oder zehn Prozent pro Woche, fünfhundert oder tausend Prozent im Jahr. Viel Papierkram, viel Ärger, ständig auf Hochtouren, damit das Geschäft lief. Dann erkannte er plötzlich: weniger könnte mehr sein. Fünf Prozent pro Woche, die ein Unternehmen für eine Million Dollar zahlte, waren mehr wert als fünfhundert Prozent für irgendwelchen Scheiß im Straßengeschäft. Diese neue Idee setzte er mit fieberhaftem Eifer um. Er verlieh kein Geld mehr

und zog die Daumenschrauben an, um sämtliche Außenstände einzutreiben. Er kaufte sich Anzüge und mietete ein großes Büro. So wurde er über Nacht zum Kreditgeber für in Schwierigkeiten geratene Unternehmen.

Das war ein Geniestreich. Er bewegte sich in der Grauzone herkömmlicher Geschäftsgepflogenheiten. Dort fand er eine große Klientel von Kreditnehmern, die gerade im Begriff waren, unter das bei Banken als akzeptabel geltende Bonitätsniveau abzurutschen. Eine riesige Klientel. Eine verzweifelte Klientel. Vor allem eine verweichlichte Klientel. Weiche Ziele.

Von kultivierten Männern in Anzügen, die wegen einer Million Dollar zu ihm kamen, ging viel weniger Gefahr aus als von einem Typen im schmuddeligen Unterhemd, der einen Hunderter wollte, während hinter der Tür seiner Wohnung in einer Mietskaserne ein bissiger Hund kläffte. Weiche Ziele, leicht einzuschüchtern. Nicht mit den

harten Realitäten des Lebens vertraut. Hobie entließ seine Schuldeneintreiber, lehnte sich zurück und beobachtete, wie seine Klientel auf eine Hand voll zusammenschrumpfte, die durchschnittliche Darlehenssumme sich ums Millionenfache erhöhte, seine Zinssätze sprunghaft stiegen und seine Gewinne in ungeahnte Höhen schossen. Weniger ist mehr.

Das war ein wunderbares neues Geschäft. Natürlich gab es gelegentlich Probleme. Aber sie waren leicht zu beherrschen. Hobie änderte seine Abschreckungstaktik. Diese kultivierten neuen Darlehensnehmer waren durch ihre Familien verwundbar. Ehefrauen, Töchter, Söhne. Im Allgemeinen genügte schon die Drohung. In einzelnen Fällen musste etwas unternommen werden. Das machte häufig Spaß. Weiche Ehefrauen und Töchter aus Suburbia konnten amüsant sein. Ein zusätzlicher Bonus. Insgesamt ein herrliches Geschäft, das er seiner ständigen Bereitschaft verdankte, sich anzupassen und zu

verändern. Tief in seinem Innern wusste er, dass seine Flexibilität seine größte Stärke war. Hobie hatte sich vorgenommen, diese Tatsache nie zu vergessen. Deshalb saß er jetzt allein in seinem Büro, droben im siebenundachtzigsten Stock, horchte auf die leisen Hintergrundgeräusche des riesigen Gebäudes, dachte angestrengt nach und änderte seinen bisherigen Plan.

Fünzig Meilen weiter nördlich, in Pound Ridge, änderte auch Marilyn Stone ihren bisherigen Plan. Sie war eine kluge Frau. Sie wusste, dass Chester in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Sonst kam nichts in Frage. Er hatte keine Affäre mit einer anderen Frau. Ehemänner, die eine Affäre haben, senden bestimmte Signale aus, die bei Chester jedoch fehlten. Und er hatte sonst keinen Grund, sich Sorgen zu machen. Also steckte er finanziell in der Klemme.



Ursprünglich hatte sie ausharren wollen. Vorläufig nichts tun und auf den Tag warten, an dem sein Bedürfnis, ihr alles zu erzählen, endlich übermächtig werden würde. Erst dann hatte sie vorgehabt, die Initiative zu ergreifen. Von diesem Zeitpunkt an konnte sie die Situation unabhängig davon managen, welche Ausmaße sie annehmen würde: Überschuldung, Zahlungsunfähigkeit oder sogar Bankrott. Frauen verstanden sich darauf, Situationen zu meistern. Besser als Männer. Sie konnte die praktischen Maßnahmen ergreifen, sie konnte den erforderlichen Trost gewähren, sie konnte sich ihren Weg durch die Ruinen bahnen, ohne die egozentrische Hoffnungslosigkeit zu empfinden, in der Chester bestimmt versinken würde.

Aber jetzt änderte sie ihren Plan. Sie durfte nicht länger zuwarten. Chester sorgte sich fast zu Tode. Deshalb würde sie eingreifen und etwas dagegen unternehmen. Mit ihm reden zu wollen, hatte keinen Zweck. Er neigte instinktiv dazu, Probleme zu

verheimlichen. Wollte sie auf keinen Fall beunruhigen. Er würde alles abstreiten, und die Situation würde sich weiter zuspitzen. Also musste sie die Initiative ergreifen und selbstständig handeln. Zu seinem wie zu ihrem Besten.

Der nahe liegende erste Schritt war, das Haus über einen Makler zum Verkauf anzubieten. Unabhängig davon, wie schlimm ihre Finanzmisere tatsächlich war, konnte es notwendig werden, das Haus zu verkaufen. Ob der Verkaufserlös ausreichen würde, wusste sie nicht. Er konnte das Problem allein lösen - oder auch nicht. Jedenfalls lag es nahe, als Erstes das Haus zu verkaufen.

Als in Pound Ridge lebende reiche Frau hatte Marilyn gute Verbindungen zur Immobilienbranche. Eine Sprosse tiefer auf der Statusleiter, wo die Frauen wohlhabend waren, ohne reich zu sein, arbeiteten viele bei Immobilienmaklern. Sie hatten Teilzeitjobs, die sie als eine Art Hobby hinzustellen versuchten, als interessierten sie sich

mehr für Einrichtungsfragen als für bloßen Kommerz. Marilyn fielen sofort vier Freundinnen ein, die sie anrufen konnte. Ihre Hand lag auf dem Telefonhörer, während sie sich noch überlegte, für welche sie sich entscheiden sollte. Ihre Wahl fiel auf eine Frau namens Sheryl, die sie von allen vieren am wenigsten kannte, aber für die fähigste Maklerin hielt. Sie nahm die Sache mit dem Hausverkauf ernst, und das erwartete sie auch von ihrer Maklerin. Sie wählte die Nummer.

»Marilyn«, antwortete Sheryl. »Wie nett, mal wieder von dir zu hören. Was kann ich für dich tun?«

Marilyn holte tief Luft.

»Wir wollen vielleicht das Haus verkaufen«, sagte sie.

»Und damit kommst du zu mir? Marilyn, ich danke dir. Aber wieso um Himmels willen denkt ihr ans Verkaufen? Ihr wohnt dort draußen so

herrlich. Wollt ihr etwa wegziehen?«

Marilyn holte erneut tief Luft. »Ich fürchte, Chester steht kurz vor der Pleite. Ich möchte nicht weiter darüber reden, aber ich denke, es wird höchste Zeit, einen Notfallplan auszuarbeiten.«

Am anderen Ende gab es keine Pause. Kein Zögern, keine Verlegenheit.

»Das ist sehr klug gehandelt«, meinte Sheryl. »Die meisten Leute klammern sich viel zu lange an ihren Besitz und müssen ihn dann überstürzt verschleudern.«

»Die meisten Leute? Kommt das oft vor?«

»Soll das ein Witz sein? Solche Fälle erleben wir ständig. Lieber rechtzeitig der Wahrheit ins Auge sehen und den realen Wert erzielen. Glaub mir, du machst das richtig. Aber Frauen tun das meist, Marilyn, weil wir mit solchen Dingen besser klarkommen als Männer, stimmt's?«

Marilyn atmete erleichtert auf und lächelte ins Telefon. Hatte das Gefühl, das Rechte zu tun und mit Sheryl die richtige Wahl getroffen zu haben.

»Ich nehme es sofort in unsere Liste auf«, sagte Sheryl. »Ich schlage vor, einen Dollar unter zwei Millionen zu verlangen und eins Komma neun Millionen anzustreben. Das ist erzielbar, und bei diesem Preis müsste sich schnell ein Interessent finden.«

»Wie schnell?«

»Auf dem heutigen Markt?«, sagte Sheryl. »In eurer Wohnlage? Sechs Wochen? Ja, ich denke, wir können praktisch garantieren, dass innerhalb von sechs Wochen ein Angebot auf dem Tisch liegt.«

Dr. McBannerman blieb weiter ängstlich, was Verstöße gegen die ärztliche Schweigepflicht betraf, und obwohl sie ihnen die Adresse von Mr.

und Mrs. Hobie gab, wollte sie die Telefonnummer der beiden Alten nicht herausrücken. Jodie konnte darin keine Logik erkennen, aber da es die Ärztin zufrieden zu stellen schien, bestand sie nicht weiter darauf. Sie schüttelte McBannerman nur die Hand und hastete dann durch den Wartebereich und zu ihrem Wagen, sodass Reacher Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten.

»Bizarr«, sagte sie zu ihm. »Hast du all diese Leute gesehen?«

»Klar«, antwortete Reacher. »Alte Leute, halb tot.«

»So hat Dad gegen Ende auch ausgesehen. Genauso schlimm. Und ich vermute, dass es mit dem alten Mr. Hobie genauso ist. Was können sie gemeinsam ausgeheckt haben, dass deswegen jetzt Leute umgebracht werden?«

Sie setzten sich in den Bravada, und Jodie griff vom Beifahrersitz aus nach links, um ihr

Autotelefon aus der Halterung zu nehmen. Reacher ließ den Motor an, damit die Klimaanlage ansprang. Sie rief die Auskunft an. Die Hobies lebten nördlich von Garrison in Brighton, der nächsten Kleinstadt an der Bahnstrecke. Sie notierte sich die Telefonnummer auf einem Stück Papier aus ihrer Handtasche und wählte sie anschließend. Das Telefon klingelte endlos lange, dann meldete sich eine Frauenstimme.

»Ja?«, sagte diese zögernd.

»Mrs. Hobie?«, fragte Jodie.

»Ja?«, wiederholte die zitternde Stimme. Jodie stellte sich eine gebrechliche Greisin vor, weißhaarig, mager, vermutlich in einem geblümten Morgenrock, die in einem dunklen, alten Haus, in dem es nach abgestandenem Essen und Möbelpolitur roch, einen uralten Telefonhörer umklammert hielt.

»Mrs. Hobie, ich bin Jodie Garber, Leon Garbers

Tochter.«

»Ja?«, wiederholte die Frau.

»Ich muss Ihnen leider sagen, dass mein Vater letzte Woche gestorben ist.«

»Ja, ich weiß«, sagte die alte Frau. Das klang betrübt. »Die Sprechstundenhilfe hat's uns erzählt, als wir gestern bei Dr. McBannerman waren. Das hat mir sehr leidgetan. Er war ein feiner Mensch und sehr nett zu uns. Er hat uns geholfen. Und er hat uns von Ihnen erzählt. Sie sind Anwältin, nicht wahr? Mein herzliches Beileid.«

»Danke«, erwiderte Jodie. »Aber können Sie mir sagen, wobei er Ihnen geholfen hat?«

»Nun, das spielt jetzt keine Rolle mehr, oder?«

»Nein? Warum nicht?«

»Nun, weil Ihr Vater gestorben ist«, sagte die



Frau. »Er war wirklich unsere letzte Hoffnung, wissen Sie.«

Das klang aufrichtig. Sie sprach leise. Ihre Stimme ging am Satzende resigniert nach unten.

»Vielleicht doch nicht«, sagte sie. »Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Am andern Ende herrschte Schweigen. Jodie hörte nur ein leises Summen.

»Nun, das glaube ich nicht«, erklärte die Frau. »Das ist eine Sache, mit der Rechtsanwälte normalerweise nichts zu tun haben, wissen Sie.«

»Worum geht's denn überhaupt?«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr, glaube ich«, wiederholte Mrs. Hobie.

»Können Sie's mir nicht wenigstens so ungefähr sagen?«

»Nein, das ist jetzt vorbei, denke ich«, sagte die alte Frau, traurig.

Danach herrschte wieder Schweigen. Jodie sah durch die Windschutzscheibe zu McBannermans Praxis hinüber. »Aber wie hat mein Vater Ihnen helfen können? Durch spezielle Kenntnisse, die nur er besaß? Weil er bei der Army gewesen ist? Hängt's damit zusammen? Vermute ich richtig, dass es irgendwas mit der Army zu tun hatte?«

»Nun, ja, das war's. Deswegen fürchte ich, dass Sie als Anwältin uns nicht helfen könnten. Wir haben's schon mit Anwälten versucht, wissen Sie. Wir brauchen jemanden, der Verbindungen zur Army hat. Trotzdem vielen Dank für Ihr Angebot. Das war sehr nett von Ihnen.«

»Es gibt noch jemanden«, bemerkte Jodie rasch. »Er sitzt gerade neben mir. Er hat in der Army lange mit meinem Vater zusammengearbeitet. Er wäre bereit, Ihnen zu helfen, wenn er kann.«

Schweigen. Nur das leise Summen und die Atemzüge der alten Frau. Als denke sie angestrengt nach. Als brauche sie Zeit, um sich auf eine veränderte Situation einzustellen.

»Er heißt Major Reacher«, sagte Jodie in die Stille hinein. »Vielleicht hat mein Vater von ihm gesprochen? Die beiden waren viele Jahre gemeinsam beim Militär. Mein Vater hat nach ihm geschickt, als ihm klar wurde, dass er nicht mehr lange würde weitermachen können.«

»Er hat nach ihm geschickt?«, wiederholte die Frau.

»Ja, ich denke, mein Vater hat sich vorgestellt, er könnte kommen und ihn sozusagen ablösen, Sie wissen schon, Ihnen weiter behilflich sein.«

»War dieser neue Mann auch bei der Militärpolizei?«

»Ja. Ist das wichtig?«

»Weiß ich nicht genau«, sagte Mrs. Hobie.

Sie verstummte wieder. Aus dem Hörer drangen nur schwere Atemzüge.

»Kann er uns hier besuchen?«, fragte sie plötzlich.

»Wir kommen beide«, antwortete Jodie. »Wär's Ihnen recht, wenn wir sie gleich besuchen?«

Wieder eine Pause. Mrs. Hobie atmete, dachte nach.

»Mein Mann hat gerade seine Medizin eingenommen«, sagte sie. »Er schläft jetzt. Er ist sehr krank, wissen Sie.«

Jodie nickte am Telefon. Öffnete und schloss frustriert ihre freie Hand.

»Mrs. Hobie, können Sie uns nicht erzählen, worum es bei dieser Sache geht?«

Schweigen. Atmen, nachdenken.

»Das soll Ihnen lieber mein Mann sagen. Ich denke, er kann's besser erklären als ich. Das ist eine lange Geschichte, und ich bringe sie manchmal durcheinander.«

»Okay, wann ist er wieder wach?«, fragte Jodie.  
»Sollen wir etwas später vorbeischaun?«

Erneut eine Pause.

»Er schläft meistens durch, wenn er seine Medizin genommen hat«, erklärte die alte Frau.  
»Eigentlich ein Segen. Kann der Freund Ihres Vaters gleich morgen früh kommen?«

Hobie benutzte die Spitze seines Hakens, um die Sprechaste der Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch zu drücken. Beugte sich nach vorn und sprach mit dem Rezeptionisten. Er redete den Kerl

mit seinem Vornamen an, was eine für Hobie ungewöhnliche Vertraulichkeit war, die im Allgemeinen durch Stress verursacht wurde.

»Tony«, sagte er. »Wir müssen miteinander reden.«

Tony kam von der Empfangstheke im Vorzimmer herein und setzte sich Hobie gegenüber aufs mittlere Sofa.

»Garber war der Kerl, der nach Hawaii geflogen ist«, sagte er.

»Weißt du das bestimmt?«, fragte Hobie ihn.

Tony nickte. »American Airlines. White Plains nach Chicago, Chicago nach Honolulu, fünfzehnter April. Rückflug am nächsten Tag, sechzehnter April, gleiche Route. Mit American Express bezahlt. Ist alles in ihrem Computer.«

»Aber was hat er dort gewollt?«, fragte Hobie,

fast als spreche er mit sich selbst.

»Das wissen wir nicht«, murmelte Tony. »Aber wir können es uns denken, oder?«

Danach herrschte sorgenvolles Schweigen. Tony beobachtete die unverbrannte Hälfte von Hobies Gesicht, wartete auf eine Reaktion.

»Ich habe aus Hanoi gehört«, sagte Hobie in die Stille hinein.

»Mein Gott, wann?«

»Vor zehn Minuten.«

»O Gott, Hanoi!«, sagte Tony »Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

»Dreißig Jahre«, meinte Hobie. »Und jetzt ist's passiert.«

Tony stand auf und trat ans Fenster. Spreizte seine

Finger, um zwei Lamellen der Jalousie auseinander zu drücken. Ein Streifen Nachmittagssonne fiel in den Raum.

»Jetzt musst du wirklich abhauen. Die Sache ist viel zu gefährlich geworden.«

Hobie sagte nichts. Er umklammerte den Haken mit den Fingern der linken Hand.

»Du hast's versprochen«, sagte Tony drängend. »Schritt eins, Schritt zwei. Und sie sind passiert. Jetzt sind beide Schritte passiert, verdammt nochmal!«

»Sie werden trotzdem einige Zeit brauchen«, wandte Hobie ein. »Hab ich Recht? Im Augenblick wissen sie noch gar nichts.«

Tony schüttelte den Kopf. »Garber war kein Idiot. Er hat irgendetwas gewusst. Für seine Hawaiireise muss er gute Gründe gehabt haben.«



Hobie setzte die Muskeln seines linken Arms ein, um den Haken an sein Gesicht zu führen. Er ließ den glatten, kalten Stahl über das Narbengewebe gleiten. Manchmal konnte diese Berührung das schmerzhaft Jucken etwas lindern.

»Was ist mit diesem Reacher?«, fragte er.  
»Irgendwelche Fortschritte?«

Tony starrte mit zusammengekniffenen Augen durch den Lamellenspalt.

»Ich habe in St. Louis angerufen«, sagte er.  
»Reacher war ebenfalls bei der Militärpolizei, hat fast dreizehn Jahre unter Garber gedient. Vor zehn Tagen hat sich schon mal jemand nach ihm erkundigt. Ich tippe auf Costello.«

»Aber warum?«, fragte Hobie. »Die Familie Garber bezahlt Costello dafür, dass er einen alten Kumpel aus der Army aufspürt? Weshalb? Was zum Teufel steckt dahinter?«

»Keine Ahnung«, sagte Tony »Der Kerl ist ein Rumtreiber. Er hat dort unten Swimmingpoollöcher gegraben.«

Hobie nickte vage. Er dachte angestrengt nach.

»Ein Militärpolizist«, sagte er wie zu sich selbst.  
»Der sich jetzt in der Welt herumtreibt.«

»Du solltest abhauen«, wiederholte Tony

»Ich mag die Militärpolizei nicht«, sagte Hobie.

»Ich weiß.«

»Was hat dieser Hundesohn von einem Schnüffler also hier zu suchen?«

»Du solltest abhauen«, sagte Tony zum dritten Mal.

Hobie nickte.

»Ich bin flexibel«, entgegnete er. »Das weißt du.«

Tony nahm die Hand aus dem Lamellenspalt. Der Raum wurde wieder dunkel. »Ich verlange nicht, dass du flexibel bist. Ich will, dass du ausführst, was du schon immer geplant hast.«

»Ich habe meinen Plan geändert. Ich will bei Stone noch abkassieren.«

Tony ging um den Schreibtisch herum und ließ sich wieder aufs Sofa fallen. »Du darfst nichts riskieren. Verdammt, jetzt sind beide Anrufe eingegangen - Vietnam und Hawaii.«

»Das weiß ich«, sagte Hobie. »Deshalb habe ich den Plan nochmals geändert.«

»Zurück zum ursprünglichen Plan?«

Hobie zuckte mit den Schultern, dann schüttelte er den Kopf. »Zu einer Kombination aus beiden. Wir verschwinden, das ist klar, aber erst nachdem ich

Stone abkassiert habe.«

Tony ließ seufzend seine Hände auf die Sitzpolster fallen. »Sechs Wochen sind viel zu lange. Garber war schon auf Hawaii, verdammt noch mal! Bei der Militärpolizei soll er ein ganz gerissener Ermittler gewesen sein. Und er muss irgendwas herausgefunden haben, denn warum wäre er sonst hingeflogen?«

Hobie nickte langsam. »Er hat irgendwas gewusst, das akzeptiere ich. Aber er ist krank geworden und gestorben. Und er hat sein Wissen mit ins Grab genommen. Warum würde seine Tochter sich sonst mit einem zweitklassigen Privatdetektiv und einem arbeitslosen Rumtreiber verbünden?«

»Was hast du also vor?«

Hobie ließ den Haken unter die Schreibtischkante sinken, legte sein Kinn in die linke Hand und glitt mit den gespreizten Fingern nach oben über seine

Narben. Das war eine Haltung, die er unbewusst einnahm, wenn er kompromissbereit und nicht bedrohlich wirken wollte.

»Auf Stones Millionen kann ich nicht verzichten«, sagte er. »Das siehst du doch ein, oder? Sie liegen praktisch auf der Straße, warten nur darauf, dass jemand sie aufhebt. Würde ich auf sie verzichten, müsste ich mir für den Rest meines Lebens Vorwürfe machen. Das wäre Feigheit. Abzuhauen ist clever, das gestehe ich dir zu, aber zu früh abzuhauen, bevor man wirklich verschwinden muss, wäre Feigheit. Und ich bin kein Feigling, Tony. Das weißt du genau.«

»Was hast du also vor?«, wiederholte Tony

»Wir tun beides, aber beschleunigt. Ich stimme dir zu, dass sechs Wochen zu lang wären. Wir müssen schon früher verschwinden. Aber wir wollen Stones Millionen mitnehmen, deshalb bringen wir die ganze Sache schneller zum Ende.«

»Okay, wie?«

»Ich werfe die Aktien noch heute auf den Markt«, sagte Hobie. »Sie werden anderthalb Stunden vor Börsenschluss verkauft. Die Zeit müsste reichen, um die Banken zu alarmieren. Morgen früh wird Stone fuchsteufelswild hier aufkreuzen. Ich bin morgen nicht da, also erzählst du ihm, was wir von ihm wollen - und was wir tun werden, wenn wir's nicht bekommen. In spätestens drei, vier Tagen gehört der ganze Krempel uns. Für die Grundstücke auf Long Island suche ich schon vorher einen Käufer, damit dort draußen keine Verzögerung eintritt. Und du machst inzwischen hier den Laden dicht.«

»Okay, wie?«, fragte Tony nochmals.

Hobie sah sich in seinem dunklen Büro um.

»Wir lassen hier einfach alles stehen und liegen. Damit vergeuden wir fünf Monatsmieten, aber was soll's? Die beiden Arschlöcher, die ich auf

Costello angesetzt hatte, sind kein Problem. Der eine legt heute Nacht den anderen um, und du arbeitest mit ihm zusammen, bis er mir diese Mrs. Jacob gebracht hat, und liquidierst dann sie und ihn gemeinsam. Wir verkaufen das Boot, verkaufen die Autos, hauen ab und verschwinden spurlos. Das dauert höchstens eine Woche. Nur eine Woche. So viel Zeit haben wir noch, stimmt's?«

Tony nickte. Beugte sich nach vorn, war bei der Aussicht, dass sich etwas bewegte, erleichtert.

»Was ist mit diesem Reacher? Der kann uns noch Schwierigkeiten machen.«

Hobie zuckte mit den Schultern. »Für ihn habe ich einen eigenen Plan.«

»Den Kerl finden wir nicht«, sagte Tony. »Nicht in einer Woche. Wir haben einfach nicht die Zeit, ihn lange zu suchen.«

»Wir brauchen ihn nicht zu finden.«

Tony starrte ihn an. »Doch, das müssen wir, Boss. Sonst macht er uns später Schwierigkeiten.«

Hobie schüttelte den Kopf. Dann nahm er die Hand vom Kinn und legte seinen Haken wieder auf die Schreibtischplatte. »Ich weiß eine bessere Methode. Kein Grund, Energie für die Suche nach ihm zu vergeuden. Ich lasse mich von ihm finden. Und das tut er. Ich weiß, wie Militärpolizisten sind.«

»Und was passiert dann?«

Hobie grinste.

»Dann lebt er weiter glücklich und zufrieden«, sagte er. »Noch mindestens dreißig Jahre.«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Reacher,

Sie standen noch immer auf dem Parkplatz vor



McBannermans Praxis, der Motor lief im Leerlauf, und die Klimaanlage kämpfte gegen die Hitze an. Im Augenblick war Reacher ein glücklicher Mann, für den sich ein alter Wunsch erfüllte. In der Vergangenheit hatte er sich oft ausgemalt, wie es sein würde, sie wieder zu treffen, wenn sie erwachsen war. Er hatte nicht damit gerechnet, sie wiederzusehen, und geglaubt, seine Gefühle für sie würden im Lauf der Zeit erkalten. Aber jetzt saß er neben Jodie, atmete ihren Duft ein und bewunderte heimlich ihre ausgestreckten langen Beine. »Da gibt's ein Problem«, sagte sie. »Ich kann morgen unmöglich zu den Hobies fahren und schon wieder einen Tag blaumachen. Wir haben dringende Termine, und ich muss meine Stunden ableisten.«

Fünfzehn Jahre. War das eine lange oder eine kurze Zeit? Konnte sie einen Menschen verändern? Reacher kam diese Zeit kurz vor. Er fühlte sich nicht viel anders als vor fünfzehn Jahren. Er war derselbe Mensch, hatte die gleichen Gedanken, besaß dieselben Fähigkeiten wie früher. In diesen

Jahren hatte er sich einen Schatz an Erfahrungen angeeignet, war älter, abgeklärter, aber noch immer derselbe Mann. Aber Jodie musste sich verändert haben. Ihre fünfzehn Jahre bedeuteten einen größeren Sprung, hatten mehr Veränderungen mit sich gebracht. Highschool, College, Law School, Heirat, Scheidung, Karriere. Deshalb hatte er das Gefühl, sich auf unbekanntem Terrain zu bewegen, und wusste nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. In seinem Kopf konkurrierten drei verschiedene Vorstellungen von ihr miteinander: die von dem Mädchen Jodie, das er vor fünfzehn Jahren gekannt hatte, dann von der Frau, zu der sie sich seiner Meinung nach entwickeln würde, und zuletzt von der Person, die sie tatsächlich geworden war. Er kannte das Mädchen. Er kannte die Erwachsene, die er in seiner Phantasie erfunden hatte. Aber die Realität kannte er nicht, und das machte ihn unsicher, weil er plötzlich das Bedürfnis hatte, im Umgang mit ihr dumme Fehler zu vermeiden.

»Du wirst allein rausfahren müssen«, sagte sie.  
»Ist das okay?«

»Klar«, entgegnete er. »Aber darum geht's hier nicht. Du musst dich in Acht nehmen.«

Sie nickte. Steckte die Hände in die Ärmel ihres Sweatshirts und drückte sie an den Oberkörper. Er wusste nicht, warum.

»Ich komme schon zurecht, denke ich.«

»Wo ist dein Büro?«

»Wall Street und Lower Broadway«

»Dort wohnst du, stimmt's? Lower Broadway?«

Sie nickte. »Dreizehn Blocks. Ich gehe meist zu Fuß.«

»Morgen nicht«, sagte er. »Ich fahre dich hin.«

Sie wirkte überrascht. »Das tust du?«

»Unbedingt!«, sagte er. »Dreizehn Blocks zu Fuß? Kommt nicht in Frage, Jodie. Zu Hause kann dir nicht viel passieren, aber sie könnten dich auf der Straße entführen. Was ist mit deinem Büro? Ist es sicher?«

Sie nickte wieder. »Dort kommt niemand ohne Anmeldung und ohne sich auszuweisen hinein.«

»Okay«, sagte er. »Ich übernachte also bei dir, und morgen früh fahre ich dich von Tür zu Tür. Dann komme ich hierher zurück, um mit dem Ehepaar Hobie zu reden, und du kannst im Büro bleiben, bis ich dich wieder abhole und nach Hause bringe, okay?«

Sie äußerte sich nicht dazu. Er ließ sich durch den Kopf gehen, was er eben gesagt hatte.

»Ich meine, du hast doch bestimmt ein Gästezimmer, oder nicht?«

»Klar«, sagte sie.

»Dann kann ich also bei dir übernachten?«

Sie nickte wortlos.

»Okay, was machen wir jetzt?«, wollte er wissen. Jodie wandte sich ihm auf dem Beifahrersitz zu und musterte ihn von oben bis unten. Dann lächelte sie.

»Wir sollten einkaufen gehen.«

»Einkaufen? Was denn? Was brauchst du?«

»Nichts«, sagte sie. »Aber du brauchst was.«

Er runzelte besorgt die Stirn. »Was denn?«

»Klamotten«, erklärte Jodie. »Du kannst diese alten Leute doch nicht in diesem Aufzug besuchen.«

Sie beugte sich vor und berührte die Schmachspur an seinem Hemd mit einer Fingerspitze.

»Und wir sollten eine Apotheke suchen. Du brauchst etwas für deine Brandwunde.«

»Was, zum Teufel, machen Sie?«, brüllte der Finanzdirektor.

Er stand an der Tür zu Chester Stones Büro, zwei Etagen über seinem, hielt sich mit beiden Händen am Türrahmen fest und keuchte vor Zorn und Anstrengung. Er hatte nicht erst auf den Aufzug gewartet, sondern war die Feuertreppe hinaufgerannt. Stone starrte ihn verständnislos an.

»Sie Idiot!«, kreischte der andere. »Ich habe Sie davor gewarnt, das zu tun.«

»Wovor gewarnt?«, fragte Stone.

»Aktien zu verkaufen!«, rief der Finanzdirektor,  
»Davor habe ich Sie ausdrücklich gewarnt.«

»Ich habe nichts dergleichen getan«, erwiderte Stone. »Von uns sind keine Aktien auf dem Markt.«

»Doch, verdammt noch mal«, fluchte der andere.  
»Ein Riesenpaket, das einfach nur daliegt. Die Leute machen einen weiten Bogen darum, als sei es radioaktiv verseucht oder sonst was.«

»Was?«

Der Finanzmensch holte tief Luft. Starrte seinen Arbeitgeber an. Sah einen kleinen Mann in einem lächerlichen englischen Anzug zusammengesunken an einem Schreibtisch sitzen, der jetzt allein um einiges mehr wert war als das gesamte Unternehmen.

»Sie Arschloch, ich habe Sie davor gewarnt, das zu tun! Warum schalten Sie nicht einfach eine Anzeige im Wall Street Journal und geben bekannt:

He, Leute, mein Unternehmen ist bloß noch Scheiße wert?«

»Wovon reden Sie überhaupt?«, fragte Stone.

»Bei mir ruft eine Bank nach der anderen an«, schimpfte der Finanzdirektor. »Sie verfolgen, was an der Börse passiert. Vor einer Stunde ist ein großes Paket Stone-Aktien auf den Markt geworfen worden, und der Kurs fällt schneller, als die verdammten Computer mithalten können. Die Aktien sind unverkäuflich. Sie haben diesen Leuten eine klare Botschaft übermittelt, verdammt noch mal. Sie haben ihnen gesagt, dass Sie pleite sind. Sie haben ihnen gesagt, dass Sie ihnen sechzehn Millionen Dollar gegen Sicherheiten schulden, die keine verdammten sechzehn Cent wert sind.«

»Ich habe keine Aktien auf den Markt geworfen«, beteuerte Stone.

Der Finanzdirektor nickte sarkastisch.



»Natürlich nicht. Aber wer, zum Teufel, sonst?  
Die böse Fee aus dem Märchen?«

»Hobie«, sagte Stone. »Der muss es gewesen sein. Gott, warum nur?«

»Hobie?«, wiederholte der andere.

Stone nickte.

»Hobie?«, fragte der Finanzmensch ungläubig.  
»Scheiße, Sie haben ihm Aktien gegeben?«

»Das musste ich«, sagte Stone. »Sonst hätte ich das Darlehen nicht bekommen.«

»Scheiße«, sagte der andere wieder. »Merken Sie, worauf er's anlegt?«

Stone machte ein verständnisloses Gesicht, dann nickte er besorgt. »Was können wir dagegen tun?«

Der Finanzdirektor nahm die Hände vom

Türrahmen und kehrte Stone den Rücken zu.

»Wir tun überhaupt nichts. Mit mir ist Schluss. Ich kündige fristlos. Ich bin ab sofort nicht mehr da. Sie können selbst sehen, wie Sie zurechtkommen.«

»Aber Sie haben mir den Kerl empfohlen!«, rief Stone.

»Ich habe Ihnen nicht empfohlen, ihm Aktien zu geben, Sie Arschloch!«, brüllte der Finanzmensch. »Was sind Sie eigentlich? Unzurechnungsfähig? Hätte ich Ihnen einen Besuch im Aquarium bei den Piranhas empfohlen, würden Sie dann Ihren verdammten Finger ins Becken halten?«

»Sie müssen mir helfen«, flehte Stone ihn an.

Der andere schüttelte den Kopf. »Damit müssen Sie allein fertig werden. Ich kündige fristlos. Ich rate Ihnen, in mein ehemaliges Büro runterzugehen. Auf meinem ehemaligen Schreibtisch stehen

mehrere Telefone, die alle klingeln. Ich rate Ihnen, mit dem anzufangen, das am lautesten läutet.«

»Warten Sie!«, rief Stone. »Ich brauche Ihre Hilfe!«

»Gegen Hobie?«, fragte der Finanzdirektor. »Ich bin doch nicht verrückt, Mann!«

Dann war er fort. Er wandte sich einfach ab, ging durchs Vorzimmer und verschwand. Stone kam hinter seinem Schreibtisch hervor, blieb an der Tür stehen und sah ihm nach. In der Bürosuite war es still. Seine Sekretärin war schon gegangen. Früher als sonst. Die Verkaufsabteilung rechts war verlassen, die Werbeabteilung links ebenso. Die Fotokopierer schwiegen. Er fuhr mit dem Aufzug die beiden Stockwerke hinunter. Die Suite des Finanzdirektors war leer. Schubladen standen offen. Persönliche Dinge waren mitgenommen worden. Er ging ins große Büro. Die italienische Schreibtischlampe brannte. Der Computer war

ausgeschaltet. Die Telefonhörer lagen auf der Schreibtischplatte aus Rosenholz. Er griff wahllos nach einem davon.

»Hallo?«, sagte er in den Hörer. »Hier Chester Stone.«

Das wiederholte er zweimal, dann meldete sich eine Frauenstimme, die ihn bat, am Apparat zu bleiben. Er hörte ein Klicken und Summen. Sekundenlang beruhigende Musik.

»Mr. Stone?«, fragte eine andere Stimme. »Hier ist die Insolvenzabteilung.«

Stone schloss die Augen und umklammerte den Hörer.

»Bitte bleiben Sie am Apparat, der Direktor möchte Sie sprechen.«

Dann wieder Musik.

»Mr. Stone?«, fragte eine tiefe Stimme. »Hier ist der Direktor.«

»Hallo«, sagte Stone nur. Er wusste nicht, was er sonst hätte sagen sollen.

»Wir ergreifen Maßnahmen«, erklärte die Stimme. »Sie werden unsere Position sicher verstehen.«

»Okay«, erwiderte Stone. Was für Maßnahmen?, dachte er. Schadensersatzklagen? Haftstrafen?

»Morgen früh bei Geschäftsbeginn müssten wir über den Berg sein«, sagte die Stimme.

»Über den Berg? Wie denn?«

»Wir verkaufen unsere Forderungen natürlich.«

»Verkaufen?«, wiederholte Stone leise. »Das verstehe ich nicht.«

»Wir wollen sie nicht mehr«, sagte die Stimme. »Dafür haben Sie sicher Verständnis. Dieses Engagement hat sich in eine Richtung entwickelt, die nicht mehr mit unseren Geschäftsprinzipien vereinbar ist. Deshalb verkaufen wir unsere Forderungen. Das ist ganz normal, nicht wahr? Leute, die etwas besitzen, das sie nicht mehr haben wollen, verkaufen es meistbietend.«

»An wen verkaufen Sie Ihre Forderungen?«, fragte Stone beklommen.

»An eine Treuhandgesellschaft auf den Cayman Islands. Sie hat uns ein Angebot gemacht.«

»Was bedeutet das für unsere Geschäftsbeziehungen?«

»Unsere Geschäftsbeziehungen?«, wiederholte die Stimme verständnislos. »Die sind ab sofort beendet. Sie haben uns gegenüber keine Verpflichtungen mehr. Es gibt auch keine Geschäftsbeziehungen mehr. Ich kann Ihnen nur

raten, nicht zu versuchen, sie wieder zu beleben. Damit würden Sie alles nur noch schlimmer machen.«

»Wer ist also jetzt mein Gläubiger?«

»Die Treuhandgesellschaft auf den Cayman Islands«, sagte die Stimme geduldig. »Ich denke, dass die Leute, die hinter ihr stehen, sich sehr bald mit einem Tilgungsvorschlag bei Ihnen melden werden.«

Jodie fuhr wieder. Reacher stieg aus, ging um die Motorhaube herum und stieg rechts ein. Sie rutschte über die Mittelkonsole und ließ ihren Sitz nach vorn gleiten. Fuhr an den im Glanz der Sonne liegenden Stauseen bei Croton vorbei nach Süden in Richtung White Plains. Reacher sah sich immer wieder um, suchte die Straße hinter ihnen ab. Keine Verfolger. Nichts Verdächtiges. Nur ein sonniger, zum Faulenzen einladender

Juninachmittag auf dem Land. Er musste die Brandblase unter seinem Hemd berühren, um sich daran zu erinnern, dass überhaupt etwas passiert war.

In White Plains steuerte sie auf ein großes Einkaufszentrum zu: ein Riesengebäude von der Größe eines Stadiums, kaum niedriger als die Hochhäuser, die es umgaben, im Schnittpunkt mehrerer belebter Straßen. Sie wechselte mehrmals die Spur und folgte dann einer weit geschwungenen Abfahrt in die Tiefgarage hinunter. Dort herrschte trübes Halbdunkel, aber in der Ferne war ein Eingang aus Messing und Glas zu erkennen, der direkt in eine Ladenpassage führte und strahlend hell erleuchtet war. Jodie fand knapp fünfzig Meter davon entfernt eine Parklücke. Sie stellte den Wagen ab, stieg aus, ging zum Parkautomaten und kam mit einem kleinen Schein zurück, den sie so aufs Instrumentenbrett legte, dass die Parkzeit durch die Windschutzscheibe zu lesen war.



»Okay«, sagte sie. »Womit fangen wir an?«

Reacher zuckte mit den Schultern. In den vergangenen zwei Jahren hatte er jede Menge Kleidung gekauft, weil er sich angewöhnt hatte, sich neue Sachen anzuschaffen, statt das alte Zeug zu waschen. So brauchte er sich nicht mit irgendwelchem Gepäck abzumühen - und vor allem nicht zu lernen, wie man Wäsche wusch. Er wusste, dass es Waschsalons und chemische Reinigungen gab, schreckte aber davor zurück, ganz allein in einem Waschsalon zu stehen und keine Ahnung zu haben. Und Sachen in die Reinigung zu bringen, bedeutete, dass man später wieder in diesen Laden zurückkommen musste. Am einfachsten war es, neue Dinge zu kaufen und die alten wegzuwerfen. Also hatte er sich Klamotten gekauft, ohne darauf zu achten, aus welchem Geschäft sie stammten.

»In Chicago bin ich mal in einem Laden gewesen«, sagte er. »Das war eine Ladenkette,

glaube ich, irgendein kurzer Name. Hole? Gap? Etwas in dieser Art. Dort hatten sie die richtigen Größen.«

Jodie lachte. Hängte sich bei ihm ein.

»Du meinst Gap«, sagte sie. »Eine Gap-Filiale gibt's auch hier.«

Die Tür aus Messing und Glas führte direkt in ein Kaufhaus. Die klimatisierte Luft roch aufdringlich nach Seifen und Parfüms. Sie durchquerten die Kosmetikabteilung und gelangten zu Wühltischen mit pastellfarbenen Sommerkleidern. Dann traten sie in die Fußgängerzone des Einkaufszentrums hinaus. Sie war oval wie eine Rennbahn und von kleinen Geschäften umgeben; diese Anordnung wiederholte sich auf zwei weiteren Ebenen über ihnen. Der Boden war mit Teppichboden ausgelegt, aus Lautsprechern kam Musik, überall herrschte Gedränge.

»Die Gap-Filiale liegt eine Ebene höher, glaube

ich«, sagte Jodie.

Reacher roch Kaffee. Genau gegenüber lag ein Coffee Shop, der als italienisches Straßencafé eingerichtet war.

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte er.

Jodie schüttelte den Kopf. »Erst kaufen wir ein, dann trinken wir Kaffee.«.

Sie führte ihn zu einer Rolltreppe. Reacher lächelte. Er wusste genau, was sie empfand. So hatte er sich vor fünfzehn Jahren ebenfalls gefühlt. Damals hatte sie ihn nervös und zögerlich auf einem Rundgang durchs Militärgefängnis Manila begleitet. Für ihn war das ein Routinebesuch auf vertrautem Terrain gewesen, wirklich nichts Besonderes. Aber neu und fremdartig für sie. Es hatte ihm Spaß gemacht, sie herumzuführen und ihr alles zu zeigen. Diesmal hatte sie den Spaß dabei, und er war jetzt ein Fremder auf ihrem Terrain.

»Wie wär's mit diesem Laden hier?«, fragte sie.

Das war keine Gap-Filiale, sondern ein Geschäft für Designerklamotten, das sich mit verwitterten Schindeln und grob behauenen Balken aus einer alten Scheune einen rustikalen Anstrich gab. Die aus schwerem Baumwollstoff angefertigten Sachen in gedämpften Farben waren kunstvoll auf den Ladeflächen alter Pferdewagen drapiert.

Er zuckte mit den Schultern. »Sieht okay aus, finde ich.«

Sie nahm ihn an der Hand. Ihre Hand in seiner fühlte sich gut an. Jodie führte ihn hinein, strich sich ihr Haar hinter die Ohren und machte sich daran, das Angebot zu begutachten. Sie stellte verschiedene Kombinationen zusammen. Eine Hose, noch zusammengefoldet, wurde unten an ein Hemd gelegt. Seitlich darüber kam ein leichtes Sakko, unter dem Hemd und Hose aber noch zu sehen waren. Halb geschlossene Augen, nach vorn

geschobene Lippen. Ein Kopfschütteln. Ein anderes Hemd. Dann ein Nicken. Das war richtiges Einkäufen.

»Was hältst du davon?«, fragte sie.

Sie hatte eine Khakihose ausgesucht. Dazu ein unauffällig grünbraun kariertes Hemd und ein dunkelbraunes Leinensakko, das hervorragend zu Hemd und Hose passte.

»Sieht okay aus, finde ich«, wiederholte er.

Die Preise standen auf handgeschriebenen kleinen Preisschildern, die an einem Stück Schnur an den Kleidungsstücken hingen. Er schnippte eines davon mit dem Fingernagel an.

»O Gott«, sagte er. »Kommt nicht in Frage.«

»Das Zeug ist's wert«, meinte sie. »Gute Qualität.«

»Ich kann's mir nicht leisten, Jodie.«

Allein das Hemd kostete mehr, als Reacher jemals für eine vollständige Kombination ausgegeben hatte. Wollte er sich in diesem Laden einkleiden, musste er dafür einen Tageslohn als Swimmingpool-Ausschachter hinblättern. Zehn Stunden, vier Tonnen Sand, Kies und Erde.

»Ich schenk's dir.«

Er stand mit dem Hemd in der Hand da, zögerte.

»Erinnerst du dich an die Halskette?«, fragte sie.

Allerdings, Reacher nickte. Damals in Manila hatte Jodie ihr Herz an eine Halskette gehängt, die sie bei einem Juwelier entdeckt hatte. Eine schlichte Goldkette, wie ein Seil geflochten, ägyptisch angehaucht. Nicht wirklich teuer, aber für sie unerschwinglich. Leon, der sich gerade einbildete, sie müsse Selbstdisziplin lernen, war nicht bereit, sie ihr zu kaufen. Also hatte Reacher

es getan. Nicht zum Geburtstag oder dergleichen, sondern nur weil er Jodie gern hatte und sie sich diese Kette wünschte.

»Ich dachte, ich müsste vor Glück platzen«, sagte sie. »Ich hab sie noch immer, trage sie noch immer. Also lass mich sie dir zurückzahlen, okay?«

Er dachte darüber nach. Nickte.

»Okay«, sagte er.

Sie konnte es sich leisten. Sie war Anwältin. Verdiente bestimmt ein Vermögen. Und das war ein fairer Tausch, wenn man die Kosten in Bezug zum Einkommen setzte und fünfzehn Jahre Inflation berücksichtigte.

»Okay«, sagte er nochmals. »Danke, Jodie.«

»Du brauchst auch Socken und so, stimmt's?«

Sie suchten ein Paar khakifarbene Socken und

weiße Boxershorts aus. Dann ging Jodie an die Kasse und bezahlte alles mit einer goldenen Karte. Reacher verschwand mit den Sachen in einer Umkleidekabine, riss die Preisschilder ab und zog sich um. Er steckte das Geld in eine Tasche der neuen Hose und warf die alten Klamotten in einen Abfalleimer. Das neue Zeug war noch ein bisschen steif, aber der Spiegel zeigte ihm, dass es ziemlich gut zu seiner Sonnenbräune passte. Er trat wieder aus der Kabine.

»Hübsch«, sagte Jodie. »Jetzt zur Apotheke.«

Er erstand einen Rasierer und eine Dose Rasierschaum, eine Zahnbürste und Zahncreme. Und eine kleine Tube Brandsalbe. Zahlte alles selbst und klemmte es sich in einer braunen Papiertüte unter den Arm. Auf dem Weg zur Apotheke waren sie an einem Steakrestaurant vorbeigekommen, aus dem es appetitlich duftete.

»Komm, gehen wir statt ins Cafe lieber zum



Essen«, schlug er vor. »Ich lade dich ein.«

»Okay«, sagte sie und hakte sich wieder unter.

Das Abendessen für zwei Personen kostete so viel wie das neue Hemd, was er nicht zu teuer fand. Sie ließen sich bei Nachtsch und Kaffee Zeit, und als sie aus dem Restaurant kamen, schlossen einige der kleineren Geschäfte bereits.

»Okay, nach Hause«, sagte er. »Und ab jetzt verhalten wir uns wirklich vorsichtig.«

Sie gingen durchs Kaufhaus. Reacher ließ Jodie in der Nähe der Tür aus Messing und Glas warten, während er in die Garage vorausging. Dass ihnen hier jemand auflauerte, war unwahrscheinlich, aber immerhin möglich. Sie gingen zu dem Bravada, wo Jodie sich wieder ans Steuer setzte. Er stieg neben ihr ein.

»Wie würdest du normalerweise zurückfahren?«

»Von hier aus? Über den FDR Drive.«

»Gut«, sagte er, »fahr in Richtung LaGuardia, dann kommen wir über Brooklyn rein. Über die Brooklyn Bridge.«

Sie hob die Augenbrauen. »Ist das dein Ernst? Willst du den Touristen spielen?«

»Regel Nummer eins«, sagte er. »Voraussehbare Dinge sind gefährlich. Gibt's eine Route, die du normalerweise fahren würdest, nehmen wir heute eine andere.«

»Im Ernst?«

»Allerdings. Schließlich habe ich früher von Personenschutz für VIPs gelebt.«

»Ich bin jetzt eine VIP?«

»Allerdings«, wiederholte er.

Eine Stunde später war es bereits Nacht, die beste Zeit für eine Fahrt über die Brooklyn Bridge. Reacher kam sich tatsächlich wie ein Tourist vor, als sie die bogenförmige Rampe hinauffuhren, über den erhöhten Mittelteil der Brücke rollten und plötzlich Lower Manhattan mit seinen Millionen Lichtern vor sich hatten. Eine der größten Sehenswürdigkeiten der Welt, fand er - und er hatte schon viele gesehen.

»Fahr ein paar Blocks weit nach Norden«, sagte er. »Wir holen etwas weiter aus. Falls uns jemand auflauert, rechnet er damit, dass wir auf dem kürzesten Weg zurückkommen.«

Sie fuhr rechts ab und auf der Lafayette Street nach Norden. Bog zweimal links ab und war nun auf dem Broadway nach Süden unterwegs. Die Ampel an der Leonard Street stand auf Rot. Reacher suchte den im Neonlicht vor ihnen

liegenden Broadway ab.

»Drei Blocks«, sagte Jodie.

»Wo parkst du sonst?«

»Tiefgarage unter dem Gebäude.«

»Okay, dann biegst du eine Straße vorher ab«, sagte er. »Ich sehe mich dort um. Du kommst wieder vorbei und sammelst mich auf. Warte ich nicht auf dem Gehsteig, fährst du zu den Cops.«

Sie bog nach rechts in die Thomas Street ein, hielt dort und ließ ihn aussteigen. Reacher schlug mit der flachen Hand leicht aufs Wagendach, und sie fuhr weiter. Er ging um die Ecke und fand das Gebäude, in dem sie wohnte. Es war ein großes quadratisches Haus mit renoviertem Eingangsbereich, schwerer Glastür, Sicherheitsschloss und fünfzehn senkrecht übereinander angeordneten Klingelknöpfen, neben denen Namensschilder in kleinen Plastikhülsen

steckten. Auf dem Schild von Apartment zwölf stand Jacob/Garber, als wohnten darin zwei Personen. Auf der Straße befanden sich Leute, die in kleinen Gruppen beieinander standen oder langsam vorbeischlenderten, aber niemand, der verdächtig aussah. Die Einfahrt zur Tiefgarage lag etwas weiter den Gehsteig entlang. Dort führte eine Rampe steil ins Halbdunkel. Er ging hinunter. Die Tiefgarage war still und schlecht beleuchtet. Hier unten gab es zwei Reihen zu je acht Stellplätzen, insgesamt fünfzehn, weil die Rampe zur Straße hinauf dort lag, wo der sechzehnte Platz gewesen wäre. Elf Wagen waren geparkt. Er überzeugte sich davon, dass niemand irgendwo lauerte. Dann lief er die Rampe hinauf und zur Thomas Street zurück, schlängelte sich durch den Verkehr, überquerte die Straße und wartete auf der anderen Seite. Jodie kam in südlicher Richtung über die Kreuzung auf ihn zu. Sie sah ihn, hielt am Randstein und ließ ihn einsteigen.

»Alles klar«, sagte er.

Sie fuhr weiter, bog dann rechts ab und rollte die Rampe hinunter. Ihre Scheinwerfer hüpfen und schwankten. Sie hielt in der Mitte zwischen den beiden Reihen und parkte den Bravada rückwärts ein. Stellte den Motor ab, schaltete die Scheinwerfer aus.

»Wie kommen wir zu dir rauf?«, fragte er.

Sie deutete nach vorn. »Tür zum Eingangsbereich.«

Eine Metalltreppe mit fünf oder sechs Stufen führte zu einer Brandschutztür hinauf, die zusätzlich mit einer Stahlplatte verstärkt war. In dieser Tür war das gleiche Sicherheitsschloss wie in der Glastür zur Straße eingelassen. Sie stiegen aus und sperrten das Auto ab. Reacher trug Jodies Reisetasche. Sie gingen die wenigen Stufen zur Tür hinauf. Jodie schloss auf, und er öffnete die Tür. Die Eingangshalle war leer. Der Lift befand sich gegenüber.

»Ich wohne im dritten Stock«, sagte sie.

Er drückte auf vier.

»Wir kommen von oben die Treppe herunter«, sagte er. »Für alle Fälle.«

Sie benutzten die Feuertreppe und erreichten den dritten Stock. Reacher ließ Jodie auf dem Absatz warten, während er auf den Flur hinausspähte. Der menschenleere Korridor war hoch und schmal. Apartment zehn lag links, elf rechts und zwölf geradeaus vor ihm.

»Also los«, sagte er.

Ihre massive Wohnungstür war schwarz lackiert. Spion in Augenhöhe, zwei Sicherheitsschlösser. Jodie sperrte auf und ließ ihn eintreten. Sie schloss hinter ihnen ab und legte eine breite Stahlstange, die an einem Ende beweglich gelagert war, vor die Tür. Reacher drückte sie fester in ihre Halterung. War diese Stahlstange vorgelegt, kam hier niemand

herein. Er stellte die Reisetasche ab. Jodie knipste das Licht an und wartete an der Tür, während er einen Rundgang durch die Wohnung machte. Diele, Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer, Bad, Gästezimmer, Bad, Einbauschränke. Große Räume, alle sehr hoch. Nirgends ein Mensch. Er kam ins Wohnzimmer zurück, ließ sein neues Sakko von den Schultern gleiten, warf es auf einen Sessel und drehte sich entspannt lächelnd zu Jodie.

Aber sie war nicht entspannt, wich seinem Blick aus. Sie stand an der Tür des Wohnzimmers und trat nervös von einem Bein aufs andere. Er hatte keine Ahnung, was plötzlich in sie gefahren war.

»Alles in Ordnung?«, wollte er wissen.

»Ich gehe jetzt unter die Dusche«, sagte sie, »und dann sofort in die Falle.«

»Verdammt anstrengender Tag, was?«

»Unglaublich.«



Jodie ging auf ihrem Weg durch den Raum seitlich um ihn herum und achtete darauf, Abstand zu halten. Sie bedachte ihn mit einem schüchternen Winken.

»Wann müssen wir aufstehen?«, fragte er.

»Sieben Uhr reicht«, antwortete sie.

»Okay«, sagte er. »Gute Nacht, Jodie.«

Sie nickte und verschwand in den Flur. Reacher starrte ihr überrascht nach. Er hörte, wie ihre Schlafzimmertür geöffnet und geschlossen wurde. Dann ließ er sich aufs Sofa fallen und zog seine Schuhe aus. Er war viel zu überdreht, um gleich schlafen zu können, deshalb wanderte er auf Socken herum und besichtigte das Apartment.

Es war nicht wirklich ein Loft, sondern nur eine Wohnung in einem alten Gebäude mit sehr hohen Räumen. Vermutlich eine ehemalige Fabrik, die in Apartments umgewandelt worden war. Die

Außenmauern bestanden aus sandgestrahlten Ziegeln, die Innenwände waren weiß verputzt, die Fenster riesig.

Teile der Wände hatten ihre warme Ziegelfarbe behalten, aber alles andere außer dem Fußboden aus hellen Marmorstreifen war weiß. Der Raum wirkte kühl und neutral wie eine Galerie. Nichts ließ darauf schließen, dass hier jemals mehr als ein Mensch gelebt hatte. Nirgends Anzeichen für unterschiedliche Geschmacksrichtungen. Alles sehr einheitlich durchgestylt. Weiße Sofas, weiße Sessel, weiß lackierte Bücherregale. Dicke Heizungsrohre und hässliche Radiatoren, ebenfalls weiß gestrichen.

Der einzige farbige Akzent im Wohnzimmer war die Kopie eines Gemäldes von Mondrian, die an der Wand über dem größten Sofa hing. Eine ausgezeichnete Kopie, von Hand mit Ölfarben auf Leinwand gemalt und in den richtigen Farbtönen gehalten. Keine grellen Rot-, Gelb- und Blautöne,

sondern die gedämpften Farben des Originals mit authentischen Haarrissen und kleinen Sprüngen in dem Weiß, das fast ein helles Grau war. Er blieb lange davor stehen und starrte es bewundernd an. Piet Mondrian war sein absoluter Favorit unter den Malern und genau dieses Gemälde sein Lieblingsbild. Es trug den Titel Komposition mit Rot, Gelb und Blau. Mondrian hatte es 1930 gemalt, und Reacher hatte es in Zürich ausgestellt gesehen.

Gegenüber dem kleinsten Sofa stand ein hohes Wandregal - ebenfalls weiß lackiert. Es enthielt einen kleinen Fernseher, einen Videorekorder, eine Kabelbox und eine Stereoanlage mit CD-Player und Kopfhörer. Daneben ein kleiner Stapel CDs, hauptsächlich Jazz aus den fünfziger Jahren - Musik, die Reacher mochte.

Die Wohnzimmerfenster führten auf den Lower Broadway hinaus. Von unten drangen das stetige Rauschen des Großstadtverkehrs, der grelle

Lichtschein der Neonreklamen und manchmal das an- und abschwellende Heulen einer Sirene herauf. Er öffnete die Lamellen der Jalousie mit dem Plexiglasstab und sah auf den Gehsteig hinunter. Noch immer dieselben Leute, die in kleinen Gruppen beisammenstanden. Nichts, was ihn hätte nervös machen können. Er drehte den Stab in Gegenrichtung, um die Jalousie wieder zu schließen.

Die Küche war riesig und ebenso hoch wie die anderen Räume. Alle Möbel bestanden aus weiß lackiertem Holz, und die Haushaltsgeräte waren aus Edelstahl. Reacher hatte den Eindruck, in Löchern gehaust zu haben, die kleiner gewesen waren als Jodies Kühlschrank. Als er dessen Tür aufzog, entdeckte er ein Dutzend Flaschen des Mineralwassers, an dem er auf den Keys Geschmack gefunden hatte. Er öffnete eine Flasche und nahm sie mit ins Gästezimmer.

Auch das Gästezimmer war ganz in Weiß

gehalten. Die Holzmöbel schienen ursprünglich eine andere Farbe gehabt zu haben, aber jetzt waren sie ebenso weiß wie die Wände. Reacher stellte die Mineralwasserflasche auf den Nachttisch und ging ins Bad. Weiße Fliesen, weißes Waschbecken, weiße Badewanne, weißes Duschbecken, überall altes Email und weiße Kacheln. Zurück im Zimmer, schloss er die Jalousie, zog sich aus und hängte seine neuen Sachen an die Kleiderhaken an der Tür. Schlug die Decke zurück, kroch ins Bett und geriet ins Grübeln.

Illusion und Wirklichkeit. Was machten neun Jahre schon aus? Vermutlich viel, als sie fünfzehn und er vierundzwanzig gewesen war - aber jetzt? Er war achtunddreißig und sie neunundzwanzig oder dreißig, das wusste er nicht genau. Wo lag also das Problem? Warum unternahm er nicht etwas? Vielleicht lag es nicht am Altersunterschied, sondern daran, dass sie Leons Tochter war, dass er sie immer so sehen würde -

eine Mischung aus kleiner Schwester und Nichte. Dieses Gefühl war offenbar sehr hemmend, aber warum? Sie war doch nur die Verwandte eines alten, jetzt toten Freundes. Warum hatte er ein so schlechtes Gewissen, wenn er sie ansah und sich vorstellte, wie er ihr das Sweatshirt auszog und den Gürtel ihrer Jeans löste? Warum tat er's nicht einfach? Was zum Teufel machte er im Gästezimmer, statt auf der anderen Seite der Wand mit ihr im Bett zu liegen? Wie er sich's in der Vergangenheit in vielen schlaflosen Nächten immer ausgemalt hatte?

Weil ihre Vorstellung von ihm wahrscheinlich ähnlich war. Man brauchte nur kleine Schwester und Nichte durch großer Bruder und Onkel zu ersetzen. Lieblingsonkel, das stand fest, denn er wusste, dass sie ihn mochte. Ihre Zuneigung war nicht zu übersehen. Aber das machte alles nur noch schlimmer. Lieblingsonkel hatten eine spezifische Funktion. Sie waren dazu da, mit ihren Nichten einkaufen zu gehen und sie zu verwöhnen. Sie

waren nicht dazu da, einem Avancen zu machen. Dieser abscheuliche Verrat hätte Jodie wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Abstoßend, unwillkommen.

Sie ist auf der anderen Seite der Wand. Aber daran konnte er nichts ändern. Nichts. Es würde nie dazu kommen. Er wusste, dass dieser Gedanke ihn zum Wahnsinn treiben würde, deshalb zwang er sich, an etwas anderes zu denken. An Dinge, die wirklich existierten, nicht bloß Illusionen waren. Zum Beispiel an die beiden Kerle, wer sie auch sein mochten. Sie würden inzwischen Jodies Adresse herausgefunden haben und konnten in diesem Moment unten vor dem Haus stehen. Reacher ging das Gebäude in Gedanken durch. Glastür zur Straße, abgesperrt. Tür zur Tiefgarage, abgesperrt. Wohnungstür, abgesperrt und verbarrikadiert. Fenster und Jalousien, alle geschlossen. Heute Nacht konnte ihnen nichts mehr passieren. Aber der kommende Morgen würde gefährlich werden. Vielleicht sehr gefährlich.

Während Reacher einschlief, konzentrierte er sich in Gedanken auf die beiden Männer. Ihren Wagen, ihre Anzüge, ihren Körperbau, ihre Gesichter.

In genau diesem Augenblick hatte jedoch nur mehr einer der beiden Männer ein Gesicht. Sie waren miteinander zu einer Stelle zehn Meilen südlich von dem Gebäude, in dem Reacher lag, in die dunklen Gewässer des New Yorker Hafens hinausgefahren, hatten gemeinsam den Reißverschluss des Leichensacks aus gummiertem Gewebe aufgezo-gen und die starre Leiche der Sekretärin in die ölige Atlantikdü-nung gleiten lassen. Der eine Kerl hatte sich mit einer flapsigen Bemerkung nach dem anderen umgedreht, der ihm mit einer Beretta mit Schalldämpfer mitten ins Gesicht schoss. Dann noch mal und noch mal. Durch sein langsames Zusammensacken trafen alle drei Schüsse verschiedene Stellen. Sein Gesicht war eine einzige tödliche Wunde, schwarz in der



Dunkelheit. Sein rechter Arm wurde über die Mahagonireling gezogen, die Hand mit einem aus einem Restaurant gestohlenen Hackbeil abgetrennt. Dafür waren fünf Hiebe nötig - eine blutige, brutale Arbeit. Die Hand kam in eine Plastiktüte, und die Leiche glitt keine zwanzig Meter von der Stelle entfernt, wo die Sekretärin bereits versank, lautlos ins nachtschwarze Wasser.

An diesem Morgen wachte Jodie früh auf, was für sie ungewöhnlich war. Normalerweise schlief sie fest, bis ihr Wecker klingelte, dann kroch sie langsam und verschlafen aus dem Bett und schleppte sich ins Bad. Aber an diesem Morgen war sie schon eine Stunde vor dem Wecker wach.

Das Schlafzimmer war weiß wie alle Räume ihrer Wohnung. Ein großes französisches Bett mit weißem Holzgestell stand mit dem Kopfende an der Wand gegenüber dem Fenster. Das Gästezimmer war ebenso, aber spiegelbildlich eingerichtet. Das bedeutete, dass sein Kopf nicht mal einen halben Meter von ihrem entfernt lag. Nur durch eine Wand von ihrem getrennt.

Sie wusste, woraus diese Zwischenwand bestand. Sie hatte das Apartment vor der Fertigstellung gekauft und war monatelang dort ein und aus

gegangen, um den Umbau zu überwachen. Die Wand zwischen den beiden Schlafzimmern war eine hundert Jahre alte Originalwand. Auf dem Fußboden lag ein massiver Tragbalken, über dem eine Ziegelwand bis zur Decke hochgezogen war. Die damaligen Maurer hatten die Ziegel einfach ausgebessert, wo ein Stück fehlte, und sie nach europäischer Manier beidseitig verputzt. Der Architekt hatte ihr geraten, die Originalwand stehen zu lassen, weil sie feuerhemmender und schalldämmender als eine Gasbetonwand war. Aber so bildete sie eine dreißig Zentimeter dicke Trennwand aus Putz und Ziegeln und Putz zwischen Reacher und ihr.

Sie liebte ihn. Das stand für sie außer Zweifel. Völlig außer Zweifel. Sie hatte ihn schon immer geliebt, von Anfang an. Aber war das richtig? War es okay, ihn zu lieben, wie sie es tat? Diese Frage hatte sie schon oft gequält. Vor vielen, vielen Jahren hatte sie deswegen nächtelang wach gelegen. Sie hatte sich ihrer Gefühle geschämt. Der

neunjährige Altersunterschied zwischen ihnen war obszön. Schändlich. Das wusste sie. Eine Fünfzehnjährige durfte einen Offizierskameraden ihres Vaters nicht lieben. Nach dem in der Army herrschenden Kodex war das praktisch inzestuös. Nicht anders, als liebte sie einen Onkel. Nicht viel anders, als begehrte sie ihren eigenen Vater. Aber sie liebte ihn. Das stand fest.

Sie war mit ihm zusammen, wann immer sie konnte, redete mit ihm, berührte ihn. Sie besaß einen Abzug des Selbstausröserfotos aus Manila, auf dem sie seine Taille mit einem Arm umschlang. Dieses Foto bewahrte sie seit fünfzehn Jahren in einem Buch auf. Hatte es sich unzählige Male angesehen, hatte jahrelang das Gefühl genossen, ihn umarmt, sich vor der Kamera an ihn gedrängt zu haben. Sie wusste immer noch, wie er sich angefühlt hatte. Erinnernte sich an seinen Geruch, an seinen muskulösen Körper.

Diese Empfindungen waren nie ganz verblasst.

Dabei hatte sie es sich gewünscht und gehofft, sie würde eines Tages erkennen, dass dies nur eine Teenagerschwärmerei gewesen war. Aber das war es nicht. Das erkannte sie daran, wie ihre Gefühle die Zeit überdauert hatten. Er war verschwunden, sie war erwachsen geworden und hatte sich weiterentwickelt, aber die Empfindungen hatten nie aufgehört, waren aber im Lauf der Zeit zu einer Realität geworden, die parallel zu ihrem Alltagsleben existierte. Immer gegenwärtig, immer stark, aber nicht mehr so sehr in ihr gewöhnliches Leben hineinwirkend. Ein vergangener Traum, der nichts mit der gegenwärtigen Realität zu tun hatte.

Gestern hätte der schlimmste Tag ihres Lebens sein müssen. Sie hatte ihren Vater begraben. Sie war von Männern mit Schusswaffen überfallen worden. Sie hätte vor Trauer und Schock wie gelähmt sein müssen. Gestern war der schönste Tag ihres Lebens gewesen. Reacher war wie eine Vision auf der Treppe hinter der Garage erschienen, angestrahlt von der Mittagssonne.

Jodie hatte das Herz bis zum Hals geschlagen, und die alten Gefühle waren schlagartig zurückgekehrt, heftiger und stärker als je zuvor.

Aber das war alles nur Zeitverschwendung. Damit musste sie sich abfinden. In seinen Augen war sie so etwas wie eine Nichte oder eine jüngere Schwester. Als zählten die neun Jahre Altersunterschied noch immer. Was nicht mehr der Fall war. Es gab unzählige Paare, bei denen der Altersunterschied größer war. Aber für Reacher spielte das anscheinend noch immer eine Rolle. Oder vielleicht hatte er sich einfach daran gewöhnt, sie immer nur als Leons Tochter, die Tochter seines Kommandeurs zu betrachten. Anstandsregeln und militärischer Kommand hatten ihn davon abgehalten, sie auch anders zu sehen. Das hatte sie damals wie heute erbittert. Leons Zuneigung zu ihm und seine Art, ihn für sich in Beschlag zu nehmen, hatten ihn Jodie weggenommen.

Sie hatten gestern Nachmittag wie Bruder und Schwester oder wie Onkel und Nichte verbracht. Dann war er ganz ernst geworden, als sei er ihr Leibwächter und für sie verantwortlich. Das war's dann. Mehr würde daraus nicht werden. Und sie konnte nichts dagegen tun. Nichts. Sie hatte schon Männer angesprochen, die ihr gefielen. Alle Frauen in ihrem Alter taten das. Das war zulässig, es wurde akzeptiert, galt sogar als normal. Aber was hätte sie zu ihm sagen sollen? Was konnte eine Schwester zu ihrem Bruder oder eine Nichte zu ihrem Onkel sagen, ohne Empörung und Abscheu zu wecken? Also würde nichts daraus werden.

Sie streckte ihre Hände über den Kopf, legte die Handflächen leicht an die Trennwand und ließ sie dort ruhen. Wenigstens schlief er unter ihrem Dach, und wenigstens konnte sie träumen.

Der Kerl bekam weniger als drei Stunden Schlaf,

nachdem er das Motorboot an seinen Liegeplatz zurückgebracht, die Persenning darüber gezogen hatte und quer durch die Stadt in seine Wohnung zurückgefahren war. Er stand um sechs Uhr auf und war um zwanzig nach sechs wieder auf der Straße - ungeduscht und ohne Frühstück. Die Hand steckte in der Plastiktüte, war in die Post vom Vortag eingewickelt und lag in einer Tragetasche von Zabar's, in der er neulich sein Abendessen heimgetragen hatte.

Er schlängelte sich mit dem schwarzen Tahoe durch den morgendlichen Lieferverkehr und kam rasch voran. Dann parkte er in der Tiefgarage und fuhr in den siebenundachtzigsten Stock hinauf. Tony saß schon hinter der Empfangstheke aus Eiche und Messing, Aber die Stille zeigte dem Kerl, dass sonst noch niemand da war. Er hielt die Tragetasche von Zabar's wie eine Trophäe hoch.

»Das hier ist für den Hook«, sagte er.



»Der Hook ist heute nicht hier«, erwiderte Tony

»Großartig«, sagte der Kerl mürrisch.

»Steck's in den Kühlschrank«, meinte Tony

Aus dem Empfangsbereich gelangte man in eine kleine Teeküche. Sie war so eng und unordentlich, wie es Büroküchen häufig sind. Kaffeeringe auf der Arbeitsplatte, schmutzige Kaffeebecher, Der Kühlschrank war nur eine kleine Box unter der Arbeitsfläche. Der Kerl schob Milch und einen Sechserpack beiseite und stopfte die Tragetasche in den so entstandenen Raum.

»Heute nehmen wir uns die Jacob vor«, erklärte Tony von der Küchentür aus. »Wir wissen, wo sie wohnt. Lower Broadway, nördlich von der City Hall. Acht Blocks von hier. Die Nachbarn sagen, dass sie das Haus jeden Morgen um zwanzig vor acht verlässt und zu Fuß ins Büro geht.«

»Das wo genau liegt?«, fragte der Kerl.

»Wall Street und Broadway«, antwortete Tony  
»Ich fahre, und du schnappst sie dir.«

Chester Stone war zur gewohnten Zeit heimgekommen und hatte Marilyn nichts erzählt. Er wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Der plötzliche Zusammenbruch seines Unternehmens hatte ihn verwirrt. Innerhalb von nur vierundzwanzig Stunden war seine gesamte Welt aus den Fugen geraten. Er bekam die veränderte Situation einfach nicht in den Griff. Deshalb wollte er sie bis zum nächsten Morgen ignorieren und dann Hobie aufsuchen, um ihn irgendwie zur Vernunft zu bringen. Tief im Innersten konnte er nicht glauben, dass es ihm nicht gelingen würde, sich zu retten. Das Unternehmen war neunzig Jahre alt, verdammt noch mal. Drei Generationen von Chester Stones. Es besaß einfach zu viel Substanz, um über Nacht zu verschwinden. Deshalb sagte er nichts und rettete sich irgendwie über den Abend.

Auch Marilyn Stone erzählte Chester nichts. Er sollte noch nicht erfahren, dass sie die Initiative ergriffen hatte, ihr Haus zu verkaufen. Dieses Gespräch musste unter den genau richtigen Umständen stattfinden. Marilyn ging es darum, sein Ego nicht zu beschädigen. Deshalb gab sie vor, sehr beschäftigt zu sein, schnitt nur unverfängliche Themen an und versuchte dann zu schlafen, während er wach neben ihr lag und die Zimmerdecke anstarrte.

Als Jodie ihre Handflächen an die Trennwand zwischen ihren Zimmern legte, stand Reacher schon unter der Dusche. Er hatte sich drei Duschroutinen zurechtgelegt und entschied sich jeden Morgen für eine davon. Die erste bestand darin, dass er nur duschte, sonst nichts. Das dauerte fünf Minuten. Die zweite bestand aus Duschen und Rasieren, fünfzehn Minuten. Die dritte war ein Spezialverfahren, das er nur selten

anwandte. Dabei duschte er erst, rasierte sich dann und duschte noch einmal. Das dauerte zwanzig Minuten, hatte jedoch den Vorteil, dass der Haut Feuchtigkeit zugeführt wurde. Irgendeine Freundin hatte ihm einmal erklärt, die Rasur falle besser aus, wenn die Haut zuvor gründlich angefeuchtet sei. Und sie hatte gesagt, es könne nicht schaden, sich die Haare zweimal zu waschen.

Diesmal wandte er das Spezialverfahren an. Duschen, Rasieren, Duschen. Das war angenehm. Das Gästebad war geräumig, und der Duschkopf war so hoch angebracht, dass er darunter aufrecht stehen konnte. Auf dem Regal neben der Dusche standen säuberlich aufgereiht mehrere Flaschen Shampoo. Er hatte den Verdacht, dass Jodie diese Shampoos ausprobiert, nicht gemocht und ins Gästezimmer verbannt hatte. Aber das war ihm egal. Er fand eines für besonders trockenes, von der Sonne geschädigtes Haar. Genau das brauchte er vermutlich. Er nahm reichlich davon und schäumte sein Haar ein. Benutzte ein gelbes

Duschgel und spülte alles gründlich ab. Tropfte die Fliesen nass, als er sich am Waschbecken rasierte. Das tat er sorgfältig - das Kinn, den Unterkiefer entlang, die Oberlippe, aufwärts, abwärts, seitwärts. Dann erneut unter die Dusche.

Er verbrachte fünf Minuten damit, sich die Zähne mit seiner neuen Zahnbürste zu putzen. Die harten Borsten schienen wirklich gut zu sein. Dann frottierte er sich ab, zog nur die Hose an und schlenderte in die Küche hinaus, um sich etwas zum Frühstück zu suchen.

Jodie war in der Küche. Auch sie kam eben aus der Dusche. Ihr noch feuchtes Haar war dunkel und hing gerade herunter. Sie trug ein großes, dünnes T-Shirt, das einige Zentimeter über den Knien endete. Ihre Beine waren lang und glatt, ihre Füße nackt. Trotz ihrer Schlankheit besaß sie an den richtigen Stellen eine gewisse Üppigkeit. Dieser Anblick verschlug ihm fast den Atem.

»Morgen, Reacher«, sagte sie.

»Morgen, Jodie«, antwortete er

Sie betrachtete ihn prüfend. Ihr Blick glitt über seinen Oberkörper. Auf ihrem Gesicht stand ein Ausdruck, den er nicht recht deuten konnte.

»Deine Brandwunde«, sagte sie. »Sieht schlimmer aus.«

Er sah nach unten. Sie war tatsächlich rot, entzündet und angeschwollen.

»Hast du die Salbe aufgetragen?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

»Vergessen«, erwiderte er.

»Hol sie«, sagte Jodie.

Reacher ging ins Gästebad zurück und fand die

Salbe in der braunen Papiertüte. Brachte sie mit in die Küche. Jodie nahm sie ihm aus der Hand, schraubte die Verschlusskappe ab, durchstieß das Metallsiegel mit dem Plastikdorn und drückte eine erbsengroße Menge Brandsalbe auf die Spitze ihres Zeigefingers. Sie konzentrierte sich darauf, ließ ihre Zungenspitze zwischen den Lippen sehen. Sie trat vor ihn, berührte sanft die Brandwunde und rieb die Salbe mit der Fingerspitze ein. Reacher starrte angestrengt über ihren Kopf hinweg. Jodie stand dicht vor ihm. Unter ihrem T-Shirt nackt. Rieb seine nackte Brust mit einer Fingerspitze. Er wollte sie in seine Arme nehmen und an sich drücken. Sie zart auf den Nacken, auf den Mund küssen. Ihr Zeigefinger beschrieb sanfte kleine Kreise auf seiner Brust. Er konnte ihr feuchtes, glänzendes Haar riechen, ihre Haut. Er holte tief Luft und ballte seine Hände zu Fäusten. Jodie trat einen Schritt zurück.

»Tut's weh?«, fragte sie.

»Was?«

»Hab ich dir wehgetan?«

Er sah ihre Fingerspitze von der Salbe glänzen.

»Ein bisschen.«

Sie nickte.

»Tut mir Leid«, sagte sie. »Aber das war nötig.«

Diesmal nickte er.

»Wahrscheinlich«, sagte er.

Dann war die Krise überstanden. Jodie schraubte die Verschlusskappe wieder zu, und Reacher ging zum Kühlschrank und holte eine Flasche Mineralwasser heraus. Nahm sich eine Banane aus der Obstschale auf dem Tisch. Sie legte die Brandsalbe auf den Küchentisch.



»Ich zieh mich schnell an«, erklärte sie. »Wir müssen bald los.«

»Okay«, sagte er. »Ich bin gleich fertig.«

Sie verschwand wieder in ihrem Schlafzimmer. Er trank sein Wasser und aß die Banane. Ging in sein Zimmer, zog Hemd, Socken und Schuhe an und schlüpfte in das Sakko. Kam dann ins Wohnzimmer zurück, um auf sie zu warten. Er zog die Jalousie ganz auf, entriegelte das Fenster und schob es hoch. Dann beugte er sich hinaus und inspizierte die Straße, die drei Stockwerke unter ihm lag.

Am frühen Morgen sah sie völlig anders aus. Das Licht der Leuchtreklamen war erloschen, dafür spitzte die Sonne über die Gebäude auf der anderen Straßenseite und erhellte schon den Gehsteig. Auch die Nachtschwärmer waren verschwunden. Jetzt strebten Büroangestellte mit Pappbechern voller Kaffee und in Papierservietten gehaltenen Muffins eilig in verschiedene

Richtungen. Taxis drängelten sich durch den Verkehr und hupen vor den Ampeln, als würden diese dann schneller auf Grün schalten. Eine leichte Brise trug den Geruch des Flusses herüber.

Das Gebäude, in dem Jodie wohnte, stand auf der Westseite des Lower Broadway. Um wie üblich zu Fuß in die Kanzlei zu kommen, wäre Jodie aus dem Haus getreten, hätte sich nach rechts gewandt und wäre parallel zum Verkehr nach Süden gegangen. Sie hätte den rechten Gehsteig benutzt, um in der Sonne zu sein. Nach etwa acht Blocks hätte sie den Broadway an einer Ampel überquert, die letzte Teilstrecke auf dem linken Gehsteig zurückgelegt und wäre an der Wall Street links abgebogen, um ins Büro zu gelangen.

Wie würden sie also versuchen, Jodie zu schnappen? Dazu musste er wie die beiden Kerle denken. Sie waren skrupellos, brutal, gewaltbereit und gefährlich, aber keine Profis. Wahrscheinlich würden sie in einer Querstraße etwa drei Blocks

südlich von hier in einem viertürigen Wagen warten, der so am rechten Randstein geparkt war, dass sie sofort losfahren und nach rechts auf den Broadway abbiegen konnten. Dort würden beide schweigend auf den Vordersitzen hocken und den Fußgängerübergang vor sich beobachten, damit rechnend, Jodie über die Straße hasten oder an der Ampel stehen zu sehen. Sie würden noch einen Augenblick warten, dann losfahren und rechts abbiegen. Langsam weiterfahren. Sie einholen. Zu ihr aufschließen. Zwei Meter Vorfahren. Dann würde der Beifahrer herausspringen, sich Jodie schnappen, die hintere Tür aufreißen, sie hineinstoßen und sich hinter ihr in den Wagen zwängen. Eine primitive Methode, aber sehr effektiv. Garantiert erfolgreich - je nachdem, um wen es sich bei der Zielperson handelte und ob sie sich der ihr drohenden Gefahr bewusst war. Reacher hatte mit dieser Methode schon oft bei Menschen Erfolg gehabt, die größer, stärker und wachsamer als Jodie gewesen waren. Einmal hatte dabei sogar Leon den Wagen gefahren.

Er beugte sich nach vorn und streckte den ganzen Oberkörper aus dem Fenster. Drehte seinen Kopf nach rechts und sah den Broadway entlang. Konzentrierte sich auf die Einmündungen der zweiten, dritten und vierten Querstraße südlich von hier. Eine davon würde es sein.

»Fertig!«, rief Jodie hinter ihm.

Sie fuhren die neunundachtzig Stockwerke in die Tiefgarage hinunter. Gingen übers Parkdeck und zu den Abstellplätzen, die Hobie samt seiner Bürosuite gemietet hatte.

»Wir sollten den Suburban nehmen«, sagte der Kerl. »Größer.«

»Okay«, stimmte Tony zu. Er sperrte den Wagen auf und glitt hinters Lenkrad. Der Kerl stieg neben ihm ein, warf einen Blick nach hinten auf die leere Ladefläche. Tony ließ den Motor an und fuhr

langsam in Richtung Ausfahrtsrampe.

»Wie machen wir's also?«, wollte Tony wissen.

Der Kerl grinste. »Ganz einfach. Sie geht den Broadway nach Süden entlang. Wir warten im Auto in einer Querstraße, bis sie auftaucht. Ein paar Blocks südlich ihrer Wohnung. Wir sehen sie auf dem Fußgängerübergang, fahren um die Ecke, halten neben ihr, und das war's dann, richtig?«

»Falsch«, sagte Tony »Wir machen's anders.«

Der Kerl sah ihn an. »Warum?«

Tony ließ den großen Geländewagen mit quietschenden Reifen die Rampe hinauf ins Sonnenlicht rasen.

»Weil du nicht besonders helle bist«, sagte er. »Wäre das deine Methode, muss es eine bessere geben, oder? Du hast in Garrison Scheiße gebaut. Du würdest hier wieder Scheiße bauen. Sie hat

wahrscheinlich diesen Kerl, diesen Reacher, bei sich. Er war dir dort über, er wäre dir hier über. Deshalb ist alles, was du als beste Methode vorschlägst, genau das, was wir garantiert nicht tun werden.«

»Wie wollen wir's also machen?«

»Pass gut auf, dann erklär ich's dir«, sagte Tony  
»Ich will versuchen, mich möglichst einfach auszudrücken.«

Reacher zog das Fenster wieder zu, verriegelte es und ließ die Jalousie herunter. Jodie stand hinter ihm in der Diele - mit noch leicht feuchtem Haar, in einem schlichten ärmellosen Leinenkleid, ihre nackten Füße in Sandalen. Das Kleid hatte die gleiche Farbe wie ihr feuchtes Haar. Sie trug eine Handtasche und einen Pilotenkoffer. Jetzt stellte sie ihn ab und bückte sich nach der Reisetasche, die unter dem Spiegel stand, wo Reacher sie am

Vorabend abgestellt hatte. Sie zog den Umschlag mit Leons Testament heraus, ließ die Schlösser des Pilotenkoffers aufschnappen und steckte den Umschlag hinein.

»Soll ich ihn tragen?«, fragte er.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

»Das lässt die Gewerkschaft nicht zu«, sagte sie.  
»In New York dürfen Leibwächter kein Gepäck tragen.«

»Sieht ziemlich schwer aus«, sagte er.

»Ich bin jetzt schon ein großes Mädchen«, meinte sie und sah zu ihm auf.

Er nickte. Hob die Stahlstange aus der Halterung und ließ sie senkrecht stehen. Jodie beugte sich vor und sperrte die Schlösser auf. Wieder ihr Parfüm, dezent und feminin.

»Welche Art Recht hast du da drin?«, fragte er.

»Wirtschaftsrecht«, erwiderte sie.

Reacher öffnete langsam die Tür. Sah hinaus. Der Korridor war leer. Die Liftanzeige ließ erkennen, dass jemand aus dem zweiten Stock nach unten unterwegs war.

»Was für Wirtschaftsrecht?«

Sie gingen zum Aufzug, und er drückte auf den Rufknopf.

»Vor allem Umschuldungen«, antwortete sie. »Ich bin eigentlich mehr Vermittlerin als Anwältin. Mehr Beraterin oder Schlichterin, weißt du?«

Er wusste es nicht. Er hatte noch nie Schulden gehabt. Nicht aus Tugendhaftigkeit, sondern weil sich keine Gelegenheit dazu geboten hatte. Was er zum Leben brauchte, hatte alles die Army gestellt. Kleidung, ein Dach über dem Kopf, das Essen auf



dem Teller. Er hatte nie nach mehr gestrebt. Doch er kannte Kameraden, die in finanzielle Schwierigkeiten gekommen waren. Sie kauften Häuser mit Hypothekenfinanzierung und Autos auf Raten. Manchmal gerieten sie mit ihren Zahlungen in Rückstand. Dann griff der Stabszahlmeister ein. Verhandelte mit der Bank, zog die Monatsraten gleich vom Sold des Betreffenden ab. Aber er vermutete, dass das Peanuts im Vergleich zu den Summen waren, mit denen sie umging.

»Millionen Dollar?«, fragte er.

Der Aufzug kam. Die Türen gingen auf.

»Mindestens«, sagte Jodie. »Meistens zweistellige Millionenbeträge, manchmal Hunderte von Millionen.«

Der Aufzug war leer. Sie traten in die Kabine.

»Spaß dabei?«, fragte er.

Der Aufzug surrte nach unten.

»Klar«, sagte sie. »Wer arbeiten muss, kann kaum einen besseren Job kriegen.«

Der Aufzug hielt mit einem leichten Ruck.

»Bist du in deinem Beruf gut?«

Sie nickte.

»Ja«, sagte sie einfach. »Die Beste in der Wall Street, ganz ohne Zweifel.«

Er lächelte. Sie war Leons Tochter, unverkennbar.

Die Aufzugtüren öffneten sich. Ein leeres Foyer, die ins Schloss fallende Eingangstür, eine dicke Frau, die langsam die Stufen zum Gehsteig hinunterwatschelte.

»Autoschlüssel?«, fragte er.

Jodie hielt sie in der Hand. Ein großer Schlüsselbund an einem Messingring.

»Okay, du wartest hier«, sagte er. »Ich fahre bis an die Treppe. Dauert nur eine Minute.«

Von der Eingangshalle aus ließ sich die Tür zur Tiefgarage mit einem Bügelgriff öffnen. Er schloss sie hinter sich, ging die Stahltreppe hinunter und suchte dabei das Halbdunkel vor sich ab. Niemand zu sehen. Er hielt zielsicher auf den falschen Wagen zu, einen schwarzen Grand Cherokee, der zwei Plätze hinter Jodies Geländewagen stand. Er bückte sich tief und sah unter den beiden Fahrzeugen hindurch. Niemand, der auf dem Garagenboden kauerte. Reacher stand wieder auf und quetschte sich an der Motorhaube des Chryslers vorbei. Auch an der des nächsten Wagens. Er bückte sich zwischen der Hecktür des Bravadas und der Garagenwand eingeklemmt nochmals tief hinunter und suchte Drähte, wo keine Drähte sein sollten. Alles klar. Keine Sprengfalle.

Er schloss auf und setzte sich ans Steuer. Ließ den Motor an, fuhr auf die Mittelspur hinaus und bis zur Treppe. Beugte sich im Wagen nach rechts und stieß die Beifahrertür auf, als Jodie aus der Eingangshalle herunterkam. Sie war mit wenigen Schritten beim Wagen, stellte Handtasche und Pilotenkoffer in den Fußraum und stieg rasch ein. Während sie ihre Tür zuknallte, fuhr Reacher los: rechts auf die Rampe, dann rechts auf den Broadway hinaus.

Die im Osten stehende Morgensonne blendete ihn kurz, bevor er Richtung Süden fuhr. Die erste Querstraße lag fünfzig Meter vor ihnen. Der Verkehr floss langsam. Als die Ampel auf Rot schaltete, war Reacher noch drei Autos von der Kreuzung entfernt. Von seinem Platz in der rechten Spur aus hatte er keinen Einblick in die Querstraße. Aber er sah, dass die von rechts nach links fahrenden Autos sich zu stauen schienen, als gebe es dort ein Hindernis. Vielleicht ein parkendes Auto. Vielleicht ein Viertürer, der dort

auf etwas wartete. Dann sprang die Ampel für den Broadway auf Grün.

An der Kreuzung drehte er den Kopf zur Seite und warf hastig einen Blick nach rechts. Nichts von Bedeutung. Kein geparkter Viertürer. Das Hindernis war eine Absperrung um ein offenes Loch. Fünf Meter weiter parkte ein Fahrzeug eines Elektrizitätsunternehmens am Randstein. Auf dem Gehsteig standen ein paar Arbeiter, die sich unterhielten und Cola aus Dosen tranken. Der Verkehr kroch weiter. Kam an der nächsten Ampel erneut zum Stehen. Jetzt hatten sie vier Autos vor sich.

Dies war nicht die richtige Querstraße, der Verkehr vor ihm floss nach Westen, von links nach rechts. Reacher konnte fünfzig Meter weit in die andere Straße hineinsehen. Dort parkte kein Wagen. Aber bestimmt in der nächsten Querstraße.

Eigentlich hätte er gern mehr getan, als einfach an

den beiden Kerlen vorbeizufahren. Besser wäre es gewesen, einmal um den Block zu kurven und sich ihnen von rückwärts zu nähern. Den Bravada hundert Meter entfernt abzustellen und zu Fuß weiterzugehen. Sie würden sich nach vorn konzentrieren, den Fußgängerübergang beobachten. Also konnte er sie sich in aller Ruhe ansehen, sogar zu ihnen in den Wagen steigen. Die hinteren Türen würden natürlich nicht verschlossen sein. Er konnte unbemerkt einsteigen und ihre Köpfe zusammenknallen wie ein Militärmusiker seine Becken. Das konnte er ein paar Mal tun, bis die Kerle anfangen, ihm ein paar grundlegende Fragen zu beantworten.

Aber so würde er nicht vorgehen. Konzentration auf den jeweiligen Auftrag, das war seine Devise. Heute lautete sein Auftrag, Jodie heil und gesund ins Büro zu bringen. Als Leibwächter musste er defensiv agieren. Begann er, offensiv zu werden, vernachlässigte er beides. Er hatte sich sein Geld als Leibwächter verdient, und er war dafür

ausgebildet. Sehr gut ausgebildet und sehr erfahren. Also würde er defensiv bleiben und es als großen Erfolg ansehen, wenn er sie unversehrt in ihrem Büro ablieferte. Und er würde Jodie nicht erzählen, wie groß die Gefahr war, in der sie schwebte. Er wollte nicht, dass sie sich Sorgen machte. Diese rätselhafte Sache, auf die sich Leon eingelassen hatte, sollte ihr kein Kopfzerbrechen bereiten. Das hätte Leon nicht gewollt. Leon hätte gewollt, dass er alles in die Hand nahm. Und genau das würde er tun.

Die Ampel zeigte Grün. Der erste Wagen fuhr an, dann der zweite. Dann der dritte. Reacher gab langsam Gas. Achtete auf ausreichend Abstand, bevor er nach rechts sah. Wo waren sie? Die Querstraße war schmal. Nur zwei Spuren, auf denen Autos vor der Ampel warteten. Kein in der rechten Spur geparktes Fahrzeug. Sie waren nicht da. Er fuhr langsam über die Kreuzung und blickte immer wieder nach rechts. Dort stand niemand. Er atmete aus, entspannte sich und schaute wieder

nach vorn. Dann ein gewaltiger metallischer Knall. Ein ohrenbetäubend lauter Schlag von hinten. Zerberstendes Blech, sofortige heftige Beschleunigung. Der Bravada schoss vorwärts, rammte den Wagen vor ihnen und wurde ruckartig abgebremst. Die Airbags explodierten. Er sah, wie Jodie auf dem Beifahrersitz erst nach vorn geschleudert wurde, bevor der Sicherheitsgurt ihren Oberkörper arretierte, während ihr Kopf weiter nach vorn flog. Dann prallte er von dem Airbag ab, wurde zurückgeworfen und knallte mit voller Wucht an die Kopfstütze. Ihm fiel auf, dass er ihr Gesicht neben sich weiterhin scharf sah, während er das Wageninnere verschwommen wahrnahm, weil sein Kopf genau die gleichen Bewegungen wie ihrer machte.

Der zweifache Aufprall hatte ihm das Lenkrad aus den Händen gerissen. Vor ihm fiel sein Airbag in sich zusammen. Er schaffte es, einen Blick in den Rückspiegel zu werfen, und sah eine riesige schwarze Motorhaube, die sich ins Heck des



Bravadas gebohrt hatte. Und den verbogenen oberen Rand eines glänzend verchromten Kühlergrills. Irgendein klobiger Geländewagen. Hinter der getönten Windschutzscheibe war der Fahrer zu sehen. Niemand, den er kannte. Die nachfolgenden Autos hupten, während andere auf die linke Spur wechselten und an der Unfallstelle vorüberfuhren. Gesichter wandten sich ihnen zu, starrten sie neugierig an. Von irgendwoher war ein lautes Zischen zu hören. Vielleicht Dampf aus einem geplatzten Kühler oder bloß ein Klingeln in seinen Ohren als Folge des gewaltigen Knalls. Der Kerl hinter ihm kletterte aus seinem Geländewagen. Hob seine Hände, als wolle er sich entschuldigen, und machte ein besorgtes, ängstliches Gesicht. Er kam nach vorn auf Reachers Fenster zu und begutachtete im Vorbeigehen das demolierte Heck des Bravadas. Aus der Limousine vor ihnen stieg eine Frau, die benommen und wütend aussah. Um sie herum geriet der Verkehr ins Stocken. Die Luft flimmerte von der Wärme überhitzter Motoren und dröhnte

von einem vielstimmigen Hupkonzert. Jodie saß aufrecht auf dem Beifahrersitz und tastete mit den Fingern einer Hand vorsichtig ihren Nacken ab.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sie dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie.

»Nichts passiert«, sagte sie. »Dir?«

»Auch nichts.«

Sie stocherte fasziniert mit einem Zeigefinger in dem zusammengefallenen Airbag herum.

»Diese Dinger funktionieren tatsächlich, weißt du das?«

»Ich hatte noch nie gesehen, wie sich einer aufbläst«, stellte er fest.

»Ich auch nicht.«

Dann klopfte jemand ans Fahrerfenster. Der Mann, der auf sie aufgefahren war, stand dort und hämmerte mit den Fingerknöcheln an die Scheibe. Reacher starrte ihn an. Der Kerl bedeutete ihm, er solle das Fenster öffnen, als habe er ihm dringend etwas zu sagen.

»Scheiße!«, brüllte Reacher.

Er trat das Gaspedal durch. Der Bravada fuhr an und schob die demolierte Limousine der Frau vor sich her. Während Metall kreischte, schaffte er nach links schleudernd etwa einen Meter.

»Verdammt, was machst du?«, schrie Jodie.

Der Kerl hatte eine Hand auf dem Türgriff. Mit der anderen griff er in seine Jackentasche.

»Runter mit dir!«, schrie Reacher.

Er stellte den Automatikhebel auf R, schoss mit aufheulendem Motor den einen Meter wieder

zurück und knallte in den großen Geländewagen hinter ihnen. Dieser neue Aufprall brachte einen weiteren Viertelmeter. Reacher wählte D, schlug das Lenkrad links ein und gab Gas. Rammte die linke Heckseite der Limousine in einem weiteren Regen aus Glassplittern. Der Verkehr hinter ihm wich erneut hupend aus. Bei einem Blick nach rechts erkannte er einen der Kerle, die er in Key West und Garrison gesehen hatte, mit einer Hand am Griff von Jodies Tür. Er gab Vollgas, stieß mit dem Bravada zurück und schlug dabei wieder das Lenkrad ein. Der Kerl hielt eisern den Türgriff fest, wurde am Arm mitgerissen und verlor durch diese ruckartige Bewegung den Boden unter den Füßen. Reacher knallte erneut gegen den schwarzen Geländewagen, fuhr wieder an, ließ den Motor aufheulen und riss sein Lenkrad nach links. Der Kerl war wieder auf den Beinen, hielt weiter den Türgriff umklammert, wollte die Tür aufreißen und schlug dabei mit seinem freien Arm und den Beinen um sich, als sei er ein Cowboy und das Auto ein wilder Stier, den er zu Boden zu ringen

versuchte. Reacher trat das Gaspedal durch, schrammte an der linken Heckkante der demolierten Limousine vorbei und streifte den Kerl am Kofferraum ab. Die Stoßstange erwischte ihn an den Knien, so dass er hochflog und mit dem Kopf voraus auf die Heckscheibe knallte. Im Rückspiegel sah Reacher ein Gewirr aus um sich schlagenden Armen und Beinen, als sein Schwung ihn übers Autodach katapultierte. Dann war er verschwunden, hinter der Limousine auf den Gehsteig geklatscht.

»Vorsicht!«, kreischte Jodie.

Der Fahrer des schwarzen Geländewagens war noch immer neben ihm. Reacher hatte die Spur gewechselt, aber der Verkehr floss so langsam, dass der Mann nur neben ihm herzutrabten brauchte, während er sich weiter bemühte, etwas aus seiner Tasche zu ziehen. Reacher lenkte ruckartig nach links, hielt auf einen Lieferwagen in der Nebenspur zu. Der Kerl trabte weiter halb zur Seite gewandt

neben ihnen her, hielt den Türgriff umklammert und brachte jetzt einen Gegenstand zum Vorschein. Mit einem energischen Ruck nach links knallte Reacher ihn an die Breitseite des Lieferwagens. Er hörte einen dumpfen Schlag, als der Kopf des Kerls ans Blech schlug, dann war dieser verschwunden. Der Kastenwagen machte eine Vollbremsung, die Reacher nutzte, um sich vor ihm auf die Spur zu drängen.

Der Broadway war ein einziges Meer aus Fahrzeugen. Er riss das Lenkrad wieder nach links, fuhr über einen Fußgängerübergang und scheuchte Passanten auseinander, deren Ampel Grün zeigte. Der Bravada ruckte und stotterte und zog nach rechts. Die Nadel des Kühlwasserthermometers klebte am Rand der Skala. Durch die seitlichen Lücken der gestauchten Motorhaube stieg kochender Dampf auf. Der in sich zusammengefallene Airbag hing über seine Knie. Reacher fuhr noch dreißig Meter weiter, bog erneut links ab und lenkte den Wagen in eine Einfahrt, in

der sich die Abfälle eines Restaurants türmten. Massenhaft Kartons, leere Speiseölbüchsen, ein Lattenverschlag mit verdorbenem Gemüse. Er vergrub den Wagenbug in einem Stapel Kartons. Sie fielen über die demolierte Motorhaube, prallten gegen die Windschutzscheibe. Er stellte den Motor ab und zog den Zündschlüssel heraus.

Er war so dicht an die Wand gefahren, dass sich Jodies Tür nicht öffnen ließ. Er schnappte sich ihre Handtasche und den Pilotenkoffer, warf sie aus der Tür, zwängte sich aus dem Wagen und drehte sich nach Jodie um. Sie kletterte schon über die Mittelkonsole auf ihn zu. Ihr Kleid rutschte hoch. Er fasste sie um die Taille und hob sie aus dem Wagen. Jodie klammerte sich an ihn, schlang ihre nackten Beine um ihn. Er trug sie ein paar Meter, setzte sie ab und lief zurück, um ihre Taschen zu holen. Als er zurückkam, strich Jodie ihr Kleid über den Oberschenkeln glatt. Sie atmete schwer. Ihr feuchtes Haar war zerzaust.

»Wie hast du das gewusst?«, keuchte sie, »dass das kein Unfall war?«

Er gab ihr die Handtasche, während er den schweren Pilotenkoffer trug. Nahm sie an der Hand, führte sie aus der Einfahrt auf die Straße und musste dabei selbst nach Luft ringen.

»Reden können wir unterwegs«, sagte er.

Sie wandten sich nach links und gingen in Richtung Lafayette Street nach Osten, die Morgensonne im Gesicht. Hinter sich konnten sie den Verkehrslärm auf dem Broadway hören. So gingen sie fünfzig Meter weiter, atmeten tief durch, beruhigten sich allmählich wieder.

»Wie hast du das gewusst?«

»Reine Statistik, vermute ich. Wie hoch war das Risiko, ausgerechnet an dem Morgen, an dem wir damit gerechnet haben, dass Kerle uns auflauern würden, einen Unfall zu haben? Bestenfalls eine



Million zu eins.«

Sie nickte und lächelte. Kopf erhoben, gestraffte Schultern, fast wieder erholt. Sie war unverkennbar Leons Tochter.

»Großartig«, sagte sie, »wie schnell du reagiert hast.«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, das war Scheiße«, erwiderte er. »Ich war absolut dämlich. Ein Fehler nach dem anderen. Sie haben einen Mann ausgewechselt. Irgendein neuer Typ war der Boss. An diese Möglichkeit habe ich gar nicht gedacht. Ich habe mir überlegt, was die beiden ursprünglichen Arschlöcher tun könnten, bin nicht darauf gekommen, dass ein intelligenterer Kerl den Befehl übernehmen könnte. Und dieser Neue war ziemlich clever. Ein guter Plan, der beinahe geklappt hätte. Ich war völlig ahnungslos. Und als es dann passiert ist, habe ich beschissen viel Zeit damit vergeudet, mit dir über das

Funktionieren der Airbags zu reden.«

»Mach dir deswegen keine Vorwürfe«, meinte sie.

»Doch. Leon hatte eine Grundregel: Alles richtig machen. Gott sei Dank, dass er dieses Fiasko nicht miterlebt hat. Er hätte sich für mich geschämt.«

Er sah einen Schatten über Jodies Gesicht huschen. Merkte, was er gesagt hatte.

»Entschuldige. Ich kann einfach noch immer nicht glauben, dass er tot ist.«

Sie kamen zur Lafayette Street. Jodie blieb am Randstein stehen, hielt Ausschau nach einem Taxi.

»Nun, das ist er«, sagte sie leise. »Daran werden wir uns gewöhnen müssen.«

Er nickte. »Und mir tut's Leid um deinen Wagen. Ich hätte voraussehen müssen, was passieren

würde.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Der ist nur geleast. Ichnehm mir genau den gleichen Wagen, diesmal vielleicht in Rot. Jetzt weiß ich wenigstens, dass er einen Unfall aushält, stimmt's?«

»Du solltest ihn als gestohlen melden«, riet er ihr. »Du rufst die Cops an und sagst, dass er heute Morgen aus der Garage verschwunden ist.«

»Das wäre Betrug«, entgegnete sie.

»Nein, das wäre clever. Du weißt, dass ich nicht riskieren darf, wegen dieser Sache von den Cops vernommen zu werden. Ich habe nicht mal einen Führerschein.«

Jodie dachte darüber nach. Dann lächelte sie. Wie eine kleine Schwester lächelt, wenn sie ihrem großen Bruder irgendeine Dummheit verzeiht, dachte er.

»Okay«, sagte sie. »Ich rufe sie vom Büro aus an.«

»Vom Büro aus? Du gehst nicht in dein verdammtes Büro.«

»Warum nicht?«, fragte sie überrascht.

Er deutete vage nach Westen, wo hinter ihnen der Broadway lag. »Nachdem das dort passiert ist? Ich will dich im Auge behalten können, Jodie.«

»Ich muss wieder arbeiten, Reacher«, wandte sie ein. »Und denk doch mal logisch. Das Büro ist nicht unsicher geworden, nur weil das dort passiert ist. Es liegt ganz woanders und hat nichts damit zu tun. Und du warst ursprünglich damit einverstanden, dass ich hingehge - was hat sich also verändert?«

Er starrte sie an. Alles hat sich verändert, hätte er am liebsten gesagt. Denn was immer Leon mit dem alten Ehepaar aus McBannermans Wartezimmer

ausgeheckt hatte, hatte jetzt halbwegs kompetente Profis auf den Plan gerufen. Am liebsten hätte er gesagt: Ich liebe dich, und du bist in Gefahr, und ich will nicht, dass du dich irgendwo aufhältst, wo ich nicht auf dich aufpassen kann. Aber das war nicht möglich, weil er sich vorgenommen hatte, alles von ihr fern zu halten. Alles - die Liebe und die Gefahr. Deshalb zuckte er nur mit den Schultern.

»Du solltest mich begleiten«, sagte er.

»Wozu? Um dir zu helfen?«

Er nickte. »Ja, hilf mir bei diesen alten Leuten. Mit dir reden sie, weil du Leons Tochter bist.«

»Ich soll dich begleiten, weil ich Leons Tochter bin?«

Er nickte erneut. Sie sah ein freies Taxi und winkte es heran.

»Falsche Antwort, Reacher«, sagte sie.

Er versuchte mit ihr zu diskutieren, aber vergebens. Ihr Entschluss stand fest, und sie ließ sich nicht mehr umstimmen. Er konnte nur erreichen, dass sie sein unmittelbares Problem löste, indem sie mit ihrer Goldkarte und ihrem Führerschein einen Leihwagen für ihn mietete. Sie fuhren mit dem Taxi nach Midtown und fanden eine Hertz-Filiale. Er wartete eine Viertelstunde in der warmen Sonne, dann kam sie mit einem fabrikneuen Taurus um die Ecke. Jodie fuhr auf dem Broadway bis ganz nach Downtown zurück. Sie kamen an ihrem Apartmentgebäude vorbei und drei Blocks südlich vom Ort des provozierten Auffahrunfalls. Die beschädigten Fahrzeuge hatte man bereits abgeschleppt. Auf dem Asphalt waren ein paar Ölflecken zu sehen, und der Rinnstein lag voller Glassplitter, aber das war alles. Sie fuhr nach Süden weiter und hielt gegenüber ihrem

Bürogebäude neben einem Hydranten.

»Okay«, sagte sie. »Du holst mich hier gegen sieben ab?«

»So spät?«

»Ich fange spät an, also höre ich spät auf.«

»Bleib im Gebäude, ja?«

Er wartete, bis Jodie im Haus verschwand. Vorher drehte sie sich noch einmal um und winkte ihm lächelnd zu. Das Gebäude war ein Hochhaus mit etwa sechzig Stockwerken, in dem es Hunderte von Bürosuiten gab, die an Hunderte von Firmen vermietet waren. Aber es schien ziemlich gut bewacht zu sein. Unmittelbar hinter der Drehtür lag eine breite Empfangstheke, an der uniformierte Wachleute Dienst taten. Die hohe Glastrennwand zum eigentlichen Foyer vor den Aufzügen hatte nur eine Tür, die von der Theke aus entriegelt werden konnte. So kam niemand hinein, den die Wachleute

nicht einlassen wollten. Vielleicht war sie dort wirklich sicher. Das würde vom Pflichtbewusstsein des Wachpersonals abhängen. Er sah Jodie mit einem Wachmann reden. Dann ging sie zur Tür in der Trennwand, und, als diese geöffnet wurde, weiter zu den Aufzügen. Sie trat rückwärts in die Kabine. Die Tür schloss sich wieder.

Reacher stellte den Motor ab, betätigte die Zentralverriegelung und schlängelte sich durch den Verkehr auf die andere Straßenseite. Er betrat das Gebäude durch die Drehtür und ging Richtung Empfang, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Suchte sich den ältesten der Wachleute aus. Die waren meist die Nachlässigsten. Die jüngeren Leute hofften noch, durch Dienstfeier aufzufallen und befördert zu werden.

»Spencer Gutman erwartet mich«, sagte er mit einem Blick auf seine Armbanduhr.



»Name?«, fragte der Alte.

»Lincoln«, antwortete Reacher.

Der Mann war grauhaarig und wirkte müde, aber er hielt sich an seine Vorschriften. Er zog ein Klemmbrett aus einem Schlitz in der Theke und studierte eine Liste.

»Haben Sie einen Termin?«

»Sie haben mich gerade angepiepst«, erwiderte Reacher. »Irgendwas Dringendes, schätze ich.«

»Lincoln wie das Auto?«

»Wie der Präsident«, sagte Reacher.

Der Alte nickte und fuhr mit seinem dicken Zeigefinger eine lange Namenliste hinunter.

»Sie stehen nicht auf meiner Liste«, sagte er. »Ich kann Sie nicht reinlassen.«

»Ich arbeite für Costello«, sagte Reacher. »Oben brauchen sie mich dringend.«

»Ich könnte raufrufen«, sagte der Mann. »Wer hat Sie angepiepst?«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Mr. Spencer, vermute ich. Mit dem habe ich meistens zu tun.«

Der Wachmann machte ein beleidigtes Gesicht. Steckte das Klemmbrett in seinen Schlitz zurück.

»Mr. Spencer ist schon zehn Jahre tot«, sagte er. »Wenn Sie hier reinwollen, lassen Sie sich einen richtigen Termin geben, okay?«

Reacher nickte. Das Gebäude wurde gut bewacht. Er machte auf dem Absatz kehrt und ging zu seinem Wagen zurück.

Marilyn Stone wartete, bis Chesters Mercedes

außer Sicht war, lief dann ins Haus zurück und machte sich an die Arbeit. Als vernünftige Frau wusste sie, dass in dem bis zu sechs Wochen langen Zeitraum zwischen Angebot und Vertragsabschluß einiges an Arbeit zu leisten war.

Als Erstes rief sie eine Firma für Gebäudereinigung an. Das Haus war bereits tadellos sauber, aber sie wollte einige Möbelstücke entfernen. Ihrer Ansicht nach machte ein Haus mit wenig Mobiliar einen geräumigeren Eindruck. Und einem potentiellen Käufer wurde nicht suggeriert, was darin gut aussah und was nicht.

Wollte sie also Möbel entfernen, benötigte sie die Gebäudereiniger, damit sie etwa verfärbte Stellen auf Teppichböden und Wänden entfernten. Außerdem brauchte sie eine Spedition, um die überzähligen Möbel irgendwo einzulagern. Dann rief sie die Gärtner und auch den Swimmingpool-Service an. Diese Leute sollten bis auf Weiteres

jeden Morgen für eine Stunde kommen. Sie wollte, dass Pool und Garten absolut top aussahen. Selbst in dieser Preisklasse war der erste Eindruck vom Gartenzaun aus entscheidend.

Dann versuchte sie sich an weitere Dinge zu erinnern, von denen sie gelesen oder gehört hatte. Blumen, natürlich, überall Vasen mit Blumen. Sie rief die Floristin an. Ihr fiel ein, dass jemand mal gesagt hatte, Untertassen mit Fensterputzmittel neutralisierten all die kleinen unerwünschten Gerüche, die es in jedem Haus gab. Das hatte irgendwas mit dem Ammoniakgehalt zu tun. Und eine Hand voll Kaffeebohnen in einem heißen Backofen erzeuge einen wunderbar heimeligen Duft. Also deponierte sie in ihrer Krimskramsschublade in der Küche eine frische Packung. Legte sie jedes Mal ein paar Bohnen in den Backofen, wenn Sheryl anrief, um zu sagen, sie sei mit Interessenten unterwegs, musste das aromamäßig hinkommen.

Chester Stones Tag begann auf normale Weise. Er fuhr zur gewohnten Zeit ins Büro. Die Sonne schien, wie man's im Juni erwarten konnte. Seine Fahrt in die Stadt verlief normal. Normaler Verkehr, nicht mehr, nicht weniger. Die üblichen Straßenhändler mit Rosen oder Zeitungen auf den Plätzen vor den Mautstationen. Der relativ flüssige Verkehr die ganze Halbinsel Manhattan hinunter, der ihm bewies, dass er genau den richtigen Zeitpunkt erwischte hatte, wie meist. Er parkte auf seinem gemieteten Stellplatz in der Tiefgarage und fuhr mit dem Aufzug in sein Büro. Dann hörte sein Tag auf, normal zu sein.

Die Büros waren verlassen. Als ob sein Unternehmen über Nacht zu existieren aufgehört hätte. Die Angestellten waren alle verschwunden - wie Ratten von einem sinkenden Schiff. Auf einem entfernten Schreibtisch klingelte ein Telefon.

Niemand nahm ab. Alle Computer waren ausgeschaltet, die Monitore stumpfgraue Quadrate, in denen sich die Leuchtstoffröhren an der Decke spiegelten. In seinem Chefbüro war es immer ruhig, aber als er es heute betrat, schien darin Totenstille zu herrschen.

»Ich bin Chester Stone«, sagte er in die Stille hinein, nur um einen Laut zu hören, aber es gab kein Echo, weil der hochflorige Teppichboden und die Raufasertapete den Schall verschluckten. Seine Stimme verlor sich einfach im Nichts.

»Scheiße«, sagte er.

Er war wütend. Vor allem auf seine Sekretärin. Sie hatte viele Jahre lang bei ihm gearbeitet, und von ihr hätte er erwartet, dass sie loyal war. Aber sie hatte ihn im Stich gelassen wie alle anderen. Sie hatte die Gerüchte aus der Finanzabteilung gehört, die Firma sei pleite, ihre Gehaltsschecks würden platzen, und ein paar alte Akten aus einem

Karton gekippt, die Fotos ihrer Neffen in den billigen Messingrahmen, ihre schäbige alte Grünlilie von ihrem Schreibtisch und ihren Ramsch aus den Schubladen eingepackt und alles mit der U-Bahn in ihre hübsche kleine Wohnung transportiert, wo immer die sich auch befand. In ihre hübsche kleine Wohnung, die sie in besseren Zeiten von seinen Gehaltsschecks gekauft und eingerichtet hatte. Dort würde sie jetzt im Bademantel sitzen, Kaffee trinken und in den Stellenanzeigen der Zeitungen blättern, um sich einen neuen Job zu suchen und nie mehr zu ihm zurückzukehren.

»Scheiße«, sagte er noch mal.

Er machte auf dem Absatz kehrt, stürmte durchs Vorzimmer hinaus und zum Aufzug. Fuhr ins Erdgeschoss und ging mit großen Schritten in den Sonnenschein hinaus. Wandte sich nach Westen und begann vor Wut kochend und mit wild pochendem Herzen loszumarschieren. Die gewaltigen Twin

Towers ragten hoch über ihm auf. Er lief schweißgebadet über die Plaza und zu den Aufzügen im Innern. In der Eingangshalle drang die Kälte der klimatisierten Luft durch sein Jackett. Er fuhr mit einem Expressaufzug in den siebenundachtzigsten Stock hinauf, trat aus der Kabine und ging den schmalen Korridor entlang. Dann betrat er zum zweiten Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden Hobies mit Eiche und Messing ausgestatteten Empfangsbereich,

Der Rezeptionist saß hinter der Theke. Auf der anderen Seite des Foyers kam ein stämmiger Mann in einem teuren Anzug mit zwei Bechern in der Hand aus einer kleinen Küche. Stone roch Kaffee. Er sah von einem der Männer zum anderen.

»Ich muss Hobie sprechen«, sagte er.

Sie ignorierten ihn. Der Stämmige trat an die Theke und stellte dem Mann dahinter einen der Becher hin. Dann postierte er sich so, dass er dem



Ausgang näher war als Stone. Der Rezeptionist drehte den Kaffeebecher sorgfältig etwas nach rechts, bis sich der Henkel genau dort befand, wo er ihn bequem fassen konnte.

»Ich muss Hobie sprechen«, wiederholte Stone, ohne jemanden anzusehen.

»Mein Name ist Tony«, sagte der Rezeptionist.

Stone wandte sich ihm zu und starrte ihn ausdruckslos an. Der Kerl hatte auf der Stirn eine große rote Beule, die wie eine Prellung aussah. Sein Haar war frisch gekämmt, aber über der linken Schläfe feucht, als habe er sich ein nasses Handtuch an den Kopf gehalten.

»Ich muss Hobie sprechen«, sagte Stone zum dritten Mal.

»Mr. Hobie ist heute nicht im Büro«, erwiderte Tony »Für Ihre Angelegenheiten bin vorläufig ich zuständig. Wir haben einiges zu besprechen, nicht

wahr?«

»Ja, das haben wir«, sagte Stone.

»Gehen wir also hinein?«, fragte Tony und stand auf.

Er nickte dem anderen Kerl zu, der um die Theke herumging und sich auf seinen Platz setzte. Tony kam hinter der Theke hervor und ging zur Tür von Hobies Büro. Er hielt sie auf, und Stone trat ein. Die Lamellenjalousien waren wie am Tag zuvor geschlossen. Tony bewegte sich lautlos durchs Dunkel zu Hobies Schreibtisch und setzte sich in den Drehsessel. Stone folgte ihm, blieb dann jedoch stehen, um sich zu überlegen, auf welches Sofa er sich setzen sollte.

»Sie bleiben stehen«, sagte Tony

»Wie bitte?«, fragte Stone.

»Sie bleiben für die Dauer dieser Unterredung

stehen.«

»Wie bitte?«, wiederholte Stone verblüfft.

»Genau hier vor dem Schreibtisch.«

Stone stand einfach nur da, brachte kein Wort heraus.

»Arme anlegen«, sagte Tony »Brust raus, Schultern zurücknehmen.«

Das sagte er ruhig, halblaut, in nüchternem Tonfall, ohne sich dabei zu bewegen. Danach herrschte Stille. Seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Er konnte die Kratzer sehen, die Hobies Haken auf der Schreibtischplatte hinterlassen hatte. Sie bildeten ein tief ins Holz eingegrabenes, wirres Muster. Die Stille brachte ihn durcheinander. Er hatte keine Ahnung, wie er auf diese Situation reagieren sollte. Es war demütigend, hier zu stehen. Entwürdigend, weil der Befehl dazu von einem verdamnten

Rezeptionisten kam. Ihm war bewusst, dass er sich hätte wehren, sich auf eines der Sofas setzen sollen. Den Kerl ignorieren. Tu 's einfach. Setz dich hin und zeig ihm, wer hier der Boss ist. Setz dich, verdammt noch mal, forderte er sich selbst auf. Aber seine Beine wollten ihm nicht gehorchen. Er war wie gelähmt, starr vor Empörung und Demütigung. Und vor Angst.

»Sie tragen Mr. Hobies Jackett«, sagte Tony.  
»Würden Sie es bitte ausziehen?«

Stone glotzte ihn an. Dann sah er auf sein Jackett. Es gehörte zu seinem Anzug aus der Savile Row. Er stellte fest, dass er das erste Mal in seinem Leben denselben Anzug wie am Tag zuvor trug.

»Das ist mein Jackett«, entgegnete er.

»Nein, es gehört Mr. Hobie.«

Stone schüttelte den Kopf. »Ich habe diesen Anzug in London gekauft. Das ist eindeutig mein

Jackett.«

Tony lächelte in der Dunkelheit.

»Sie kapieren's nicht, was?«, meinte er.

»Was kapieren?«, fragte Stone verständnislos.

»Dass Sie jetzt Mr. Hobie gehören. Mit Haut und Haar. Und alles, was Sie besitzen, gehört ihm.«

Stone starrte ihn weiter an.

»Ziehen Sie also Mrs. Hobies Jackett aus«, sagte Tony ruhig.

Stone machte den Mund auf und zu, brachte aber keinen Ton heraus.

»Ziehen Sie's aus«, forderte Tony ihn erneut auf.  
»Sie sollten nicht ein Jackett tragen, das einem anderen Mann gehört.«

Obwohl seine Stimme ruhig klang, war ihr drohender Unterton unüberhörbar. Stones Gesicht war schreckensstarr, aber dann begannen seine Arme sich plötzlich zu bewegen, als würden sie nicht mehr von seinem Bewusstsein gesteuert. Er riss sich das Jackett vom Leib und hielt es dem Kerl hin.

»Legen Sie's bitte auf den Schreibtisch«, sagte Tony.

Stone tat, wie ihm geheißen. Tony zog es näher zu sich heran und leerte systematisch die Taschen. Dann stapelte er ihren Inhalt zu einem kleinen Haufen, knüllte das Jackett zusammen und warf es lässig über den Schreibtisch aufs linke Sofa.

Er griff nach dem Montblanc-Füller, schob anerkennend die Unterlippe vor und steckte ihn in seine Hemdtasche. Danach nahm er sich die Schlüssel vor, breitete sie vor sich auf der Schreibtischplatte aus und begutachtete einen nach

dem anderen. Pickte den Autoschlüssel heraus und hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger hoch.

»Mercedes?«

Stone nickte.

»Modell?«

»Fünfhundert SEL«, murmelte Stone.

»Neu?«

Stone zuckte mit den Schultern. »Ein Jahr alt.«

»Farbe?«

»Dunkelblau.«

»Wo?«

»In meinem Bürogebäude«, murmelte Stone. »Auf dem Stellplatz in der Tiefgarage.«

»Den holen wir später ab«, erklärte Tony

Er zog die Mittelschublade auf, ließ die Schlüssel hineinfallen. Schloss die Schublade wieder und griff nach der Geldbörse. Er hielt sie verkehrt herum und kippte den Inhalt aus. Als sie leer war, warf er sie unter den Schreibtisch. Stone hörte, wie sie scheppernd im metallenen Abfallbehälter landete. Tony sah sich flüchtig das Foto von Marilyn an, bevor er es ebenfalls in den Abfallbehälter schmiss. Dann schichtete er die Kreditkarten auf und schob sie mit drei Fingern wie ein Croupier beiseite.

»Ein Typ, den wir kennen, gibt uns hundert Bucks dafür«, sagte er.

Anschließend schob er die Geldscheine zusammen und sortierte sie nach Wert. Er schrieb die Gesamtsumme auf einen Zettel, den er mit einer Büroklammer an dem Packen befestigte. Auch das Bargeld wanderte in die mittlere Schublade.



»Was wollt ihr eigentlich von mir?«, wollte Stone wissen.

Tony sah ihn an.

»Ich möchte, dass Sie Mr. Hobies Krawatte abnehmen«, sagte er.

Stone zuckte hilflos mit den Schultern.

»Nein, im Ernst, was wollt ihr von mir?«

»Siebzehn Komma eins Millionen Dollar. So viel schulden Sie uns.«

Stone nickte. »Ja, ich weiß. Die bekommen Sie.«

»Wann?«, fragte Tony.

»Nun, dafür werde ich etwas Zeit brauchen«, antwortete Stone.

Tony nickte. »Okay, Sie haben eine Stunde Zeit.«

Stone schüttelte den Kopf. »Nein, ich brauche mehr als eine Stunde.«

»Mehr als eine Stunde gibt's nicht.«

»In einer Stunde kann ich's nicht schaffen.«

»Ich weiß, dass Sie das nicht können«, sagte Tony. »Sie können es weder in einer Stunde noch in einem Tag, noch in einer Woche, einem Monat oder einem Jahr, weil Sie ein Versager sind, der sich nicht mal aus einer nassen Papiertüte befreien könnte, stimmt's?«

»Was?«

»Sie sind eine Schande für Ihre Familie, Stone. Sie haben eine Firma übernommen, für die Ihr Großvater geschuftet und die Ihr Vater ausgebaut hat, und in den Ruin getrieben, weil Sie ein Vollidiot sind.«

Stone zuckte hilflos mit den Schultern. Dann

schluckte er trocken.

»Okay, ich habe einige Male Pech gehabt«, sagte er. »Aber was hätte ich tun sollen?«

»Runter mit der Krawatte!«, brüllte Tony

Stone fuhr zusammen und riss die Hände hoch. Mühte sich mit dem Knoten ab.

»Runter damit, Scheißkerl!«, brüllte Tony wieder.

Stone zerrte die Krawatte herunter. Warf sie auf den Schreibtisch.

»Danke, Mr. Stone«, sagte Tony ruhig.

»Was wollt ihr von mir?«, flüsterte Stone.

Tony zog eine andere Schublade auf und nahm ein mit der Hand beschriebenes Blatt heraus. Es war gelb und in fast unleserlicher Schrift vollgekritzelt. Eine Liste mit unten aufaddierten Zahlen.

»Wir besitzen neununddreißig Prozent Ihres Unternehmens«, sagte er. »Nach dem Stand von heute Morgen. Wir wollen weitere zwölf Prozent.«

Stone glotzte ihn an. Rechnete die Zahlen im Kopf zusammen. »Eine Mehrheitsbeteiligung?«

»Genau«, erwiderte Tony. »Wir halten neununddreißig Prozent, zwölf dazu ergeben einundfünfzig, was tatsächlich eine Mehrheitsbeteiligung wäre.«

Stone schluckte erneut, schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Nein, die kriegen Sie nicht.«

»Okay, dann wollen wir binnen einer Stunde siebzehn Komma eins Millionen Dollar.«

Stone stand einfach nur da und blickte verwirrt um sich. Die Tür ging auf, und der stämmige Mann in dem teuren Anzug kam lautlos über den Teppich und baute sich mit verschränkten Armen links

neben Tony auf.

»Ihre Uhr, bitte«, fuhr Tony fort.

Stone warf einen Blick auf sein linkes Handgelenk. Seine Uhr war eine Rolex. Sie sah wie Stahl aus, war aber aus Platin. Er hatte sie in Genf gekauft. Er nahm sie ab, legte sie auf den Schreibtisch. Tony nickte und ließ sie in die Schublade zu den Schlüsseln fallen.

»Ziehen Sie jetzt Mr. Hobies Hemd aus.«

»Sie können mich nicht dazu bringen, Ihnen mehr Aktien zu überlassen«, sagte Stone.

»Ich denke schon. Runter mit dem Hemd, okay?«

»Hören Sie, ich lasse mich nicht einschüchtern«, erwiderte Stone so selbstbewusst wie möglich.

»Sie sind schon eingeschüchtert«, meinte Tony.  
»Sie sind kurz davor, in Mr. Hobies Hose zu

machen. Was übrigens ein großer Fehler wäre, weil wir Sie zwingen würden, sie wieder zu säubern.«

Stone sagte nichts. Er starrte nur zwischen den beiden Männern hindurch ins Leere.

»Zwölf Prozent des Stammkapitals«, sagte Tony freundlich. »Warum nicht? Es ist schließlich nichts wert. Und Sie hätten noch immer neunundvierzig Prozent.«

»Ich muss mit meinen Anwälten sprechen«, sagte Stone.

»Okay, tun Sie das.«

Stone sah sich verzweifelt in dem verdunkelten Raum um. »Wo ist das Telefon?«

»Hier drin gibt's kein Telefon«, sagte Tony »Mr. Hobie mag keine Telefone.«

»Wie also?«

»Sie müssen rufen«, antwortete Tony »Rufen Sie richtig laut, vielleicht hören Ihre Anwälte Sie dann.«

»Was?«

»Rufen«, wiederholte Tony »Sie sind wirklich begriffsstutzig, Mr. Stone? Zählen Sie zwei und zwei zusammen, ziehen Sie einen Schluss daraus. Hier gibt's kein Telefon, Sie können den Raum nicht verlassen. Sie wollen mit Ihren Anwälten sprechen, also müssen Sie rufen.«

Stone starrte ausdruckslos ins Leere.

»Plärren Sie schon, Sie wertloses Stück Scheiße!«, brüllte Tony

»Nein, ich kann nicht«, sagte Stone hilflos. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Ziehen Sie das Hemd aus!«, kreischte Tony

Stone zitterte wie Espenlaub. Zögerte mit halb erhobenen Armen.

»Runter damit, Sie Scheißkerl!«, schrie Tony

Stones Hände führen hoch und knöpften das Hemd hastig auf. Er riss es sich vom Leib, stand dann mit dem Hemd in der Hand da und bebte vor Angst.

»Legen Sie's bitte ordentlich zusammen«, forderte Tony ihn auf. »Mr. Hobie mag seine Sachen gern ordentlich.«

Stone tat sein Bestes. Dann legte er es sorgsam auf sein Jackett auf dem linken Sofa.

»Rücken Sie die zwölf Prozent raus«, befahl Tony

»Nein«, sagte Stone und ballte die Hände zu Fäusten.



Danach herrschte wieder Stille. Schweigen und Dunkelheit.

»Effizienz«, begann Tony wieder. »Darauf legen wir hier großen Wert. Sie hätten mehr auf Effizienz achten sollen, Mr. Stone. Dann wäre Ihr Unternehmen jetzt vielleicht nicht pleite. Was ist in Ihrem Fall also die effizienteste Methode für uns?«

Stone zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Dann will ich's Ihnen erklären«, sagte Tony »Wir wollen, dass Sie einwilligen. Wir wollen Ihre Unterschrift auf einem Stück Papier. Wie bekommen wir die am schnellsten?«

»Die kriegen Sie nie, Sie Schwein!«, rief Stone. »Vorher melde ich Konkurs an. Beantrage Gläubigerschutz. Von mir bekommen Sie nichts. Überhaupt nichts! Meinetwegen verklagen Sie mich. Dann können Sie sich auf einen fünfjährigen Rechtsstreit gefasst machen.«

Tony schüttelte den Kopf wie ein Lehrer, der zum x-ten Mal die falsche Antwort hört.

»Machen Sie, was Sie wollen«, sagte Stone.  
»Meine Firma kriegen Sie jedenfalls nicht.«

»Wir könnten Ihnen wehtun«, warnte Tony ihn.

Stone senkte den Kopf. Sein Blick fiel auf den Schreibtisch. Dort lag noch immer seine Krawatte.

»Ziehen Sie Mr. Hobies Hose aus!«, brüllte Tony

»Nein, das werde ich nicht tun, verdammt noch mal!«, kreischte Stone ebenso laut.

Der Kerl neben Tony griff unter seine linke Schulter. Stone glotzte ihn ungläubig an, als er eine kleine schwarze Pistole herauszog. Er hob sie mit einer ausgestreckten Hand bis in Augenhöhe und ging um den Schreibtisch herum auf Stone zu. Stones weit aufgerissene Augen fixierten die

Waffe. Sie zielte auf sein Gesicht. Er zitterte und schwitzte. Der Kerl kam immer näher, bis die Mündung der Waffe Stones Stirn berührte. Die Mündung war hart und kalt. Stone wich zurück, um den Druck zu verringern. Stolperte, bemerkte nicht, dass der Mann seine andere Hand zur Faust ballte. Sah ihn nicht ausholen. Der Kerl verpasste ihm einen Magenhaken, und Stone klappte zusammen, sich windend, keuchend und würgend.

»Runter mit der Hose, Sie Scheißkerl!«, brüllte Tony wieder.

Der andere Mann verpasste ihm einen Tritt in die Rippen. Stone schrie auf, rang nach Atem und riss an seinem Gürtel. Er bekam ihn endlich auf. Fummelte an den Knöpfen und dem Reißverschluss herum, ehe er die Hose abstreifen konnte.

»Stehen Sie auf, Mr. Stone«, sagte Tony ruhig.

Stone rappelte sich auf, stand nach vorn gebeugt schwankend da: mit gesenktem Kopf, laut

keuchend, die Hände auf den Knien. Sein Magen rebellierte. Dünne weiße, unbehaarte Beine ragten aus seinen Boxershorts, und die schwarzen Socken und Schuhe an seinen Füßen wirkten lächerlich.

»Wir könnten Ihnen wehtun«, wiederholte Tony  
»Das wissen Sie jetzt, nicht wahr?«

Stone nickte japsend. Er hielt beide Arme an seinen Magen gedrückt. Würgte und keuchte.

»Das wissen Sie jetzt, nicht wahr?«, sagte Tony noch einmal.

Stone zwang sich zu einem weiteren Nicken.

»Sprechen Sie's aus, Mr. Stone«, verlangte Tony  
»Sagen Sie, dass wir Ihnen wehtun könnten.«

»Sie könnten mir wehtun«, keuchte Stone.

»Aber das tun wir nicht. Das ist nicht die Methode, die Mr. Hobie bevorzugt.«

Stone hob eine Hand, wischte sich Tränen aus den Augen und sah hoffnungsvoll auf.

»Mr. Hobie zieht es vor, den Ehefrauen wehzutun«, sagte Tony »Effizienz, wissen Sie? Das führt rascher zum Erfolg. Deshalb sollten Sie jetzt wirklich an Marilyn denken.«

Der gemietete Taurus war niedrig, wendig und viel schneller als der Bravada. Er hatte eine gute Straßenlage, zog sicher durch Kurven und war leise.

Er war auf der Route 9 nach Norden unterwegs und hatte auf dem Beifahrersitz die Straßenkarte von Hertz ausgebreitet. Brighten lag auf halber Strecke zwischen Peekskill und Poughkeepsie direkt am Fluss. Daneben hatte er die Adresse des alten Ehepaars auf einem Notizblockzettel aus Dr. McBannermans Praxis liegen. Er fuhr konstant fünfundsechzig Meilen.

Nach einer Stunde befand er sich wieder auf Höhe von Garrison und hatte vor, weiter nach Norden bis zu der großen Fernstraße zu fahren, die seiner Erinnerung nach den Fluss nach Westen in Richtung Newburgh überquerte. Bog er kurz vor dem Hudson River von dieser Straße ab, musste er Brighton von Norden erreichen. Dann brauchte er nur noch die Adresse zu finden, was schwierig werden konnte.

Aber es war ganz einfach, denn die Straße, auf der er von der großen Ost-West-Verbindung kommend nach Brighton hineinfuhr, trug denselben Namen wie die in der Adresse des alten Ehepaars angegebene. Reacher fuhr langsam nach Süden weiter und hielt Ausschau nach Briefkästen und Hausnummern. Die Briefkästen waren in Abständen von einigen hundert Metern zu Sechsergruppen zusammengefasst, die keine Verbindung zu den jeweiligen Häusern erkennen ließen. Tatsächlich waren überhaupt nur sehr

wenige Häuser zu sehen. Zu allen schienen kleine, mit Kies bestreute oder schlecht asphaltierte Zufahrten zu führen, die links und rechts wie Tunnels in den Wald abzweigten.

Reacher fand den richtigen Briefkasten. Er war auf einem Holzpfeiler montiert, den Wind und Wetter verrotten und allmählich nach vorn kippen ließen. Kräftige grüne Schlinggewächse und Dornenranken umwucherten ihn, als wollten sie ihn stützen. Der große Metallkasten war mattgrün gestrichen und trug auf den Seiten in verblasster, aber tadelloser Handschrift die Hausnummer. Seine Klappe stand offen, weil er von Post überquoll. Reacher nahm sie heraus und legte sie neben sich auf den Beifahrersitz. Drückte die Klappe wieder zu und las darauf einen verblassten Namen in der gleichen sauberen Schrift: Hobie.

Um dem Zusteller Arbeit zu ersparen, befanden sich alle Briefkästen auf der rechten Straßenseite, aber die Einfahrten zweigten links und rechts von

der Straße ab. Von den Briefkästen aus waren vier zu sehen: zwei links und zwei rechts. Reacher entschied sich für die erste, die nach rechts in Richtung Fluss führte.

Das war die falsche Zufahrt. Dort unten lagen zwei Häuser. Eines davon hatte an beiden Torsäulen ein Namensschild: Kozinsky. Vor dem anderen stand ein knallroter Pontiac Firebird unter einem neuen Basketballring im Giebelfeld der Garage. Auf dem Rasen dahinter lagen zwei Kinderfahrräder. Das alles ließ nicht gerade darauf schließen, dass in diesem Haus ein altes, gebrechliches Ehepaar lebte.

Auch die erste Zufahrt links führte nicht zum Ziel. Das richtige Haus fand er am Ende der zweiten Zufahrt links, die, halb zugewachsen, parallel zum Fluss nach Süden verlief. Am Tor stand ein verrosteter alter Briefkasten aus der Zeit, als der Zusteller noch ans Haus gekommen war. Ebenfalls mattgrün, aber schon ziemlich verblichen. Mit



demselben Namen in geisterhaft verblasster Schrift: Hobie. Darüber eine Stromleitung und ein Telefonkabel, von dem Ranken herabhingen. Reacher lenkte den Taurus in die Einfahrt, auf der sein Wagen von Büschen gestreift wurde, und hielt hinter einem alten Chevy, der schräg auf einem Stellplatz stand. Die alte Limousine war riesig - Motorhaube und Kofferraum glichen Flugdecks - und nahm bereits den stumpfen Branton an, den alle ungepflegten alten Wagen aufweisen.

Reacher stellte den Motor ab, nahm den Stapel Post vom Nebensitz und stieg aus. Das Haus war ein niedriger Bungalow, der sich vor ihm nach Westen in Richtung Fluss erstreckte. Sein Schindeldach und die Holzverkleidung hatten denselben Branton angenommen wie der alte Wagen. Der verwahrloste Garten vor dem Haus war völlig überwuchert. Der breite Weg, der vom Autostellplatz zur Haustür geführt hatte, war jetzt mit Büschen zugewachsen und schmal wie ein Pfad. Hier würde ein Trupp mit Flammenwerfern

mehr ausrichten als ein halbes Dutzend Gärtner, dachte Reacher.

Er erreichte die Haustür durch knöchelhohes Gebüsch. Der Klingelknopf war eingerostet. Reacher klopfte ans Holz der alten Haustür und wartete. Keine Reaktion. Er klopfte erneut. Hinter sich konnte er das Sirren von Insekten hören. Der Taurus knackte, als der Motor abkühlte. Reacher klopfte erneut. Wartete. Dieses Mal knarrten im Haus Bodendielen. Dann hörte er näher kommende Schritte und eine dünne Frauenstimme.

»Wer ist da?«

»Reacher«, antwortete er. »General Garbers Freund.«

Seine Stimme war laut und kräftig. Ein Schloss wurde aufgesperrt und Riegel zurückgezogen. Die Haustür ging knarrend auf. Dahinter ungewisses Halbdunkel. Reacher trat in den Schatten des Dachvorsprungs und sah eine alte Frau: ungefähr

achtzig, spindeldürr, weißhaarig und von der Last der Jahre gebeugt. Sie trug ein ausgebleichtes geblümtes Kleid und darunter einen Petticoat. Solche Kleider kannte er von Gartenpartyfotos aus den fünfziger und sechziger Jahren, zu denen man lange weiße Handschuhe und einen breitrempigen Strohhut trug.

»Wir haben Sie erwartet«, sagte sie.

Sie machte einen Schritt zur Seite, um ihn einzulassen. Er nickte dankend und trat ein. Ihr Rock war so ausladend, dass er sich an ihr vorbeizwängen musste.

»Ich habe Ihre Post mitgebracht«, sagte er. »Ihr Briefkasten war voll.«

Er hielt den dicken Packen hoch und wartete.

»Oh, vielen Dank«, sagte sie. »Sehr freundlich von Ihnen. Der Weg zum Briefkasten ist weit, und wir halten nicht gern auf der Straße, um die Post

herauszuholen, weil wir fürchten, jemand könnte uns hinten drauffahren. Die Straße ist sehr belebt. Und alle Leute fahren schrecklich schnell, wissen Sie. Viel schneller als sie sollten, finde ich.«

Reacher nickte. Auf der Straße dort herrschte unglaublich wenig Verkehr. Er hielt noch immer die Post in der Hand. Die alte Dame interessierte sich nicht weiter dafür.

»Wo soll ich sie hintun?«

»Würden Sie sie in die Küche legen?«

Der Flur war mit dunklem Holz getäfelt und finster, genauso wie die Küche. Sie hatte nur ein winziges Fenster mit gelb getönter Einfachverglasung. Die Einrichtung bestand aus dunkel furnierten Steh- und Hängeschränken und altmodischen, auf niedrigen Beinen stehenden emaillierten Geräten in Grau und Pfefferminzgrün, Es roch nach altem Essen und warmem Backofen, aber die Küche war sauber und ordentlich

aufgeräumt. Über dem abgetretenen Linoleumboden lag ein Flickenteppich. Auf dem Küchentisch sah Reacher einen angeschlagenen Keramikbecher, in dem eine Brille mit dicken Gläsern steckte. Er legte den Briefstapel neben den Becher. Sobald der Besucher gegangen war und sie ihr bestes Kleid wieder in den Kleiderschrank mit den Mottenkugeln gehängt hatte, würde sie ihre Brille aufsetzen und ihre Post lesen.

»Darf ich Ihnen ein Stück Kuchen anbieten?«, fragte sie.

Er sah zum Herd hinüber, auf dem er eine mit einer Serviette bedeckte Kuchenplatte entdeckte. Mrs. Hobie hatte etwas für ihn gebacken.

»Und Kaffee?«

Neben dem Herd stand eine uralte Kaffeemaschine: minzgrünes Email, grüner Glasknopf auf dem Deckel, durch eine ausgefranzte Zuleitung mit der Steckdose verbunden. Er nickte.

»Kaffee und Kuchen wäre wunderbar«, antwortete er.

Sie lächelte sichtlich erfreut. Lief geschäftig durch die Küche, wobei ihr weiter Rock die Backofentür streifte. Ihre magere, zitternde Hand betätigte den Schalter der Kaffeemaschine. Das Gerät war schon gefüllt, betriebsbereit.

»Es dauert einen Augenblick«, sagte sie. Dann machte sie eine Pause und horchte. Die alte Kaffeemaschine begann laut zu blubbern. »Kommen Sie, bitte, ich möchte Sie meinem Mann vorstellen. Er ist jetzt wach und will Sie kennen lernen. In der Zwischenzeit kann der Kaffee durchlaufen.«

Sie führte ihn durch den Flur in das kleine nach hinten gelegene Wohnzimmer. Es war etwa fünf mal fünf Meter groß und mit schweren Polstermöbeln und brusthohen Glasvitrinen, in denen sich Porzellanfiguren befanden, vollgestopft.

In einem der Sessel saß ein alter Mann. Er trug einen blauen Anzug aus Serge, der an einigen Stellen abgetragen glänzte und für seinen ausgezehrten Körper viel zu groß war. Der Hemdkragen stand steif um seinen mageren Hals. Ein paar weiße Haarbüschel waren alles, was von seinem Haupthaar übrig geblieben war. Seine Handgelenke glichen dünnen Stöcken, die aus den Ärmeln des Jacketts ragten. Die dünnen, knochigen Hände lagen kraftlos auf den Sessellehnen. Durchsichtige Plastikschläuche, die sich über die Ohren schlängelten, führten in seine Nase. Hinter ihm befand sich auf einem Gestell mit Rädern eine Sauerstoffflasche. Er sah auf und nahm einen tiefen Atemzug, um genug Kraft zu haben, den Kopf zu heben.

»Major Reacher«, sagte er. »Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen.«

Reacher trat vor, ergriff die Hand und schüttelte sie. Sie war kalt und trocken und fühlte sich wie

die mit Stoff überzogene Hand eines Skeletts an. Der Alte machte eine Pause, sog noch mehr Sauerstoff ein und sprach dann weiter.

»Ich bin Tom Hobie, Major. Und diese reizende Dame hier ist meine Frau Mary«

Reacher nickte.

»Freut mich, Sie beide kennen zu lernen«, sagte er. »Aber ich bin kein Major mehr.«

Der Alte nickte ebenfalls.

»Sie haben gedient«, sagte er. »Deshalb steht Ihnen der Dienstgrad zu, finde ich.«

In die Mitte der Rückwand des Wohnzimmers war ein offener Natursteinkamin eingelassen. Auf dem Sims standen dicht an dicht Bilder in reich verzierten Silberrahmen. Die meisten dieser Farbfotos zeigten einen jungen Mann in verschiedenen Posen und Umgebungen.



Dazwischen befand sich eine ältere Schwarzweißaufnahme, die einen anderen Mann in Uniform zeigte: groß und aufrecht und lächelnd, einen Obergefreiten aus einer früheren Soldatengeneration. Vermutlich Mr. Hobie, bevor sein krankes Herz ihn zu einem Wrack gemacht hatte. Aber Reacher konnte keine Ähnlichkeit zwischen den beiden feststellen.

»Das bin ich«, bestätigte Hobie, der seinem Blick gefolgt war.

»Im Zweiten Weltkrieg?«, fragte Reacher.

Der Alte nickte. Sein Blick war traurig.

»Ich war nie in Übersee«, erklärte er. »Ich habe mich lange vor Einführung der Wehrpflicht freiwillig gemeldet, aber ich hatte schon damals ein schwaches Herz. Sie haben mich nicht gehen lassen. Also habe ich meine Zeit in einem Nachschublager in New Jersey abgedient.«

Reacher nickte. Hobie streckte eine Hand nach hinten aus, drehte am Ventil des Zylinders, vermehrte die Sauerstoffzufuhr.

»Ich bringe jetzt den Kaffee«, sagte die alte Dame. »Und den Kuchen.«

»Kann ich Ihnen dabei helfen?«, fragte Reacher.

»Danke, ich komme schon zurecht«, erwiderte sie und verließ raschelnd den Raum.

»Bitte nehmen Sie Platz, Major«, sagte Tom Hobie.

Reacher nickte und setzte sich schweigend in einen kleinen Sessel in der Nähe des Alten, um ihn mit seiner brüchigen Stimme besser verstehen zu können. Seine röchelnden Atemzüge klangen unnatürlich laut. Die einzigen anderen Geräusche waren das leise Zischen des Sauerstoffventils und das Klappern von Porzellan aus der Küche. Ruhige häusliche Geräusche. Vor dem Fenster hing eine

limonengrüne Jalousie mit Kunststofflamellen, die schräg gestellt waren, um die Sonne abzuhalten. Irgendwo dort draußen musste der Fluss sein, ungefähr dreißig Meilen stromaufwärts von Leon Garbers Haus.

»So, da wären wir!«, rief Mrs. Hobie vom Flur aus.

Sie kam mit einem Teewagen zurück, den sie vorsich her schob. Darauf stand Porzellangeschirr: je drei Teller, Tassen und Untertassen, ein Milchkännchen und eine Zuckerdose. Auf der Kuchenplatte sah Reacher einen Früchtekuchen mit gelblicher Glasur. Vielleicht Zitrone. Daneben stand die Kanne der alten Kaffeemaschine, aus der es appetitlich duftete.

»Wie mögen Sie ihn?«

»Ohne Milch, ohne Zucker«, antwortete Reacher.

Sie schenkte eine Tasse Kaffee ein, und er sah ihr

schmales Handgelenk vor Anstrengung zittern. Die Tasse klapperte auf der Untertasse, als Mrs. Hobie sie ihm reichte. Dann folgte ein Stück Kuchen. Auch der Teller zitterte. Die Sauerstoffflasche zischte. Der Alte probte seine Geschichte, teilte sie in Abschnitte auf und atmete genug Sauerstoff ein, um Kraft für jeweils einen aufzubringen.

»Ich war Drucker«, sagte er plötzlich. »Ich hatte meine eigene Druckerei. Mary hat bei einem meiner Großkunden gearbeitet. Wir haben uns kennen gelernt und im Frühjahr siebenundvierzig geheiratet. Unser Sohn ist im Juni achtundvierzig zur Welt gekommen.«

Er wandte sich ab und ließ seinen Blick über die gerahmten Fotos gleiten.

»Unser Sohn, Victor Truman Hobie.«

Im Wohnzimmer herrschte Schweigen wie bei einer Gedenkminute.

»Ich war pflichtbewusst«, fuhr der Alte fort. »Ich war für den aktiven Dienst untauglich, und das habe ich sehr bedauert. Zutiefst bedauert, Major. Aber ich war glücklich, meinem Land trotzdem dienen zu können, und genau das habe ich getan. Und wir haben unseren Sohn in diesem Sinn erzogen: sein Land zu lieben und ihm zu dienen. Er hat sich freiwillig nach Vietnam gemeldet.«

Der alte Mr. Hobie verstummte, nahm zwei tiefe Atemzüge, beugte sich nach rechts und hob eine abgewetzte Ledermappe vom Teppich auf. Er legte sie auf seine knöchigen Knie und schlug sie auf. Holte ein Foto heraus und hielt es seinem Gast hin. Reacher jonglierte mit Tasse und Teller, beugte sich nach vorn, um es aus der zitternden Hand zu nehmen. Das verblasste Farbfoto zeigte einen Jungen von neun oder zehn Jahren im Garten hinter einem Haus: untersetzt, sommersprossig, grinsend, mit einer Blechschüssel als Helm auf dem Kopf, einem geschulterten Spielzeuggewehr und in die Socken gestopften Jeans, die wie ein mit

Gamaschen getragener Arbeitsanzug aussehen sollten.

»Er wollte Soldat werden«, sagte Mr. Hobie.  
»Schon immer. Das war sein ganzer Ehrgeiz. Ich war damals natürlich damit einverstanden. Wir konnten keine weiteren Kinder haben, also war Victor, das Licht unseres Lebens, auf sich allein gestellt, und ich dachte, Soldat zu werden und seinem Land zu dienen sei ein erstrebenswertes Ziel für den einzigen Sohn eines patriotischen Vaters.«

Wieder eine Pause. Ein Hüsteln. Das Zischen des Ventils. Schweigen.

»Waren Sie mit Vietnam einverstanden, Major?«, fragte Hobie plötzlich.

Reacher zuckte mit den Schultern.

»Ich war noch zu jung, um eine eigene Meinung zu haben«, erwiderte er. »Aber aus heutiger Sicht

wäre ich nicht mit Vietnam einverstanden gewesen.«

»Warum nicht?«

»Falscher Ort«, sagte Reacher. »Falscher Zeitpunkt, falsche Gründe, falsche Methoden, falsche Taktik, falsche Führung. Keine wirkliche Unterstützung, kein wirklicher Siegeswille, keine überlegte Strategie.«

»Wären Sie hingegangen?«

Reacher nickte.

»Ja, ich wäre hingegangen«, sagte er. »Mir wäre nichts anderes übrig geblieben. Schließlich war auch ich der Sohn eines Soldaten. Aber ich wäre auf die Generation meines Vaters neidisch gewesen. In den Zweiten Weltkrieg zu ziehen war viel leichter.«

»Victor wollte Hubschrauber fliegen«, sagte

Hobie. »Das war sein großer Traum. Auch das war meine Schuld, fürchte ich. Ich habe ihn auf einen Jahrmarkt mitgenommen und fünf Dollar bezahlt, damit er seinen ersten Hubschrauberflug machen konnte. Mit einem zur Schädlingsbekämpfung eingesetzten alten Bell-Hubschrauber. Seit diesem Tag wollte er nur noch Hubschrauberpilot werden. Und er hat sich überlegt, dass das bei der Army am besten ging.«

Der Alte zog ein weiteres Foto aus der Ledermappe. Reichte es hinüber. Es zeigte denselben Jungen - jetzt doppelt so alt, hoch aufgeschossen, noch immer grinsend -, der in einem neuen Arbeitsanzug vor einem Hubschrauber der U. S. Army stand. Die Maschine war eine Hiller OH-23G Raven, ein alter Schulhubschrauber.

»Das war in Fort Wolters«, erklärte Hobie. »Ganz weit drunten in Texas. Hubschraubergrundschulung der U. S. Army«



Reacher nickte. »Er hat in Vietnam Hubschrauber geflogen?«

»Victor war der Zweitbeste seines Lehrgangs«, antwortete Hobie. »Uns hat das nicht überrascht. Schon in der Highschool war er immer ein ausgezeichneter Schüler. Vor allem in Mathematik begabt. Und er hat sich für Buchführung interessiert. Ich dachte, er würde studieren und dann mein Partner werden, die Buchhaltung übernehmen. Darauf habe ich mich schon gefreut. Ich war ein miserabler Schüler, Major. Kein Grund, das jetzt noch zu verheimlichen. Ich bin kein gebildeter Mann. Deshalb waren Victors Erfolge immer eine Freude für mich. Er war ein sehr intelligenter Junge. Und ein guter Junge. Sehr liebenswürdig, ein gutes Herz, ein vollkommener Sohn. Unser einziger Sohn.«

Die alte Dame hörte schweigend zu. Sie trank keinen Kaffee, aß keinen Kuchen.

»Sein Pilotenabzeichen hat er in Fort Rucker bekommen«, sagte Hobie. »In Alabama. Wir sind eigens hingefahren.«

Er gab Reacher die nächste Aufnahme. Ein Duplikat eines der Fotos auf dem Kaminsims. Gras und Himmel in verblassten Pastelltönen, ein großer Junge in Paradeuniform, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, einen Arm um eine hübsche, schlanke, ältere Frau in einem Kleid mit Blumenmuster gelegt. Das Foto war nicht ganz scharf, der Horizont leicht schief. Von einem aufgeregten, stolzen Ehemann und Vater aufgenommen.

»Das sind Victor und Mary«, sagte der Alte. »Sie hat sich seit damals überhaupt nicht verändert, stimmt's?«

»Nicht im Geringsten«, log Reacher.

»Wir haben diesen Jungen geliebt«, bemerkte die alte Dame leise. »Zwei Wochen nachdem dieses Bild aufgenommen wurde, ist er nach Vietnam

geschickt worden.«

»Juli achtundsechzig«, sagte Hobie. »Er war damals zwanzig.«

»Und dann?«, fragte Reacher.

»Er hat seine Dienstzeit abgeleistet«, sagte Hobie, »er wurde zweimal lobend erwähnt. Er ist mit einem Orden heimgekommen. Ich habe gleich gemerkt, dass die Idee, Buchhalter einer kleinen Druckerei zu sein, falsch war. Ich dachte, er würde nach dem Militär als Hubschrauberpilot zu Ölbohrinseln fliegen. Vielleicht drunten am Golf. Dort haben ehemalige Armpiloten gutes Geld verdient. Frühere Marine- und Luftwaffenpiloten natürlich auch.«

»Aber er ist wieder rübergegangen«, warf Mrs. Hobie ein. »Wieder nach Vietnam.«

»Er hat sich noch mal verpflichtet«, fuhr Hobie fort. »Das hätte er nicht tun müssen. Aber er hat

gesagt, das sei seine Pflicht. Er hat gesagt, der Krieg sei noch im Gange, und es sei seine Pflicht, daran teilzunehmen. Er hat gesagt, das verstehe er unter Patriotismus.«

»Was ist dann passiert?«, fragte Reacher.

Eine lange Pause.

»Er ist nicht zurückgekommen«, antwortete Hobie.

Das Schweigen lastete tonnenschwer im Raum. Irgendwo tickte eine Uhr. Ihr Ticken wurde lauter und lauter, bis es die Luft wie Hammerschläge erfüllte.

»Das hat mich zerstört«, sagte Hobie ruhig.

Er atmete keuchend.

»Es hat mich einfach vernichtet. Früher habe ich oft gesagt: Ich gäbe mein gesamtes restliches

Leben für einen einzigen weiteren Tag mit ihm.«

»Mein gesamtes restliches Leben«, wiederholte seine Frau, »für einen einzigen weiteren Tag mit ihm.«

»Und das war mein Ernst«, sagte Hobie. »Und ich tät's noch heute, Major. Sieht man mich so an, ist das kein verlockendes Angebot, stimmt's? Ich habe nicht mehr lange zu leben. Aber ich hab's damals gesagt, und ich hab's dreißig Jahre lang jeden Tag gesagt, und Gott ist mein Zeuge, dass ich's jedes Mal ernst gemeint habe. Mein gesamtes restliches Leben für einen einzigen weiteren Tag mit ihm.«

»Wann ist er gefallen?«, fragte Reacher leise.

»Er ist nicht gefallen«, sagte Hobie. »Er wurde gefangen genommen.«

»Gefangen genommen?«

Der Alte nickte. »Anfangs haben sie uns gesagt,

er sei vermisst. Wir haben gefürchtet, er sei tot, aber wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben. Er war als vermisst gemeldet, und dabei ist's geblieben. Er ist nie offiziell für tot erklärt worden.«

»Also haben wir gewartet«, sagte Mrs. Hobie. »Wir haben einfach Jahr für Jahr gewartet. Dann haben wir angefangen nachzufragen. Sie haben uns gesagt, Victor sei vermisst und vermutlich tot. Mehr wussten sie nicht. Sein Hubschrauber war über dem Dschungel abgeschossen, das Wrack nie gefunden worden.«

»Das haben wir dann akzeptiert«, erklärte Hobie. »Wir wussten, wie das war. Viele der Jungs sind gefallen, ohne dass man ihr Grab kannte. Im Krieg kommt das häufig vor.«

»Dann wurde das Vietnam-Denkmal errichtet«, sagte Mrs. Hobie. »Haben Sie's gesehen?«

»Die Mauer?«, fragte Reacher. »In Washington,

D. C.? Ja, ich hab sie gesehen. Sie hat mich sehr berührt.«

»Sie haben sich geweigert, seinen Namen draufzuschreiben«, sagte Hobie.

»Warum?«

»Keine Ahnung. Wir haben gefragt, und wir haben gebettelt, aber den wirklichen Grund dafür haben wir nie erfahren. Sie haben nur gesagt, er gelte nicht mehr als gefallen.«

»Also wollten wir wissen, als was er sonst gelte«, sagte Mrs. Hobie. »Sie haben gesagt, er gelte als vermisst.«

»Aber die anderen Vermissten stehen auf der Mauer«, sagte Hobie.

Danach herrschte wieder Schweigen. Nebenan hämmerte die Uhr weiter.

»Was hat General Garber dazu gesagt?«, fragte Reacher.

»Er hat's nicht verstanden«, erwidert Hobie.  
»Konnte es einfach nicht verstehen. Er war noch dabei, der Sache nachzugehen, als er gestorben ist.«

Wieder Schweigen. Der Sauerstoff zischte, die Standuhr hämmerte.

»Aber wir wissen, was passiert ist«, sagte Mrs. Hobie.

»Tatsächlich?«, fragte Reacher. »Was?«

»Es gibt nur eine logische Erklärung«, antwortete sie. »Er ist in Gefangenschaft geraten.«

»Und nie entlassen worden«, bemerkte Hobie.

»Deshalb versucht die Army, seinen Fall zu vertuschen«, sagte Mrs. Hobie. »Der Regierung ist



das peinlich. Tatsächlich sind einige unserer Jungs nie freigelassen worden. Die Vietnamesen haben sie als Geiseln behalten, um nach dem Krieg Wirtschaftshilfe, Handelsvergünstigungen und Kredite von uns zu bekommen. Durch Erpressung. Die Regierung hat dieses Spiel jahrelang mitgemacht, obwohl einige unserer Jungs noch als Gefangene dort drüben waren. Deshalb kann sie das jetzt nicht eingestehen. Also stellt sie sich weiter unwissend und weigert sich, darüber zu reden.«

»Aber wir können's jetzt beweisen«, meinte Hobie.

Er nahm wieder ein Foto aus der Ledermappe. Gab es Reacher. Diese Aufnahme war ein neueres Farbfoto. Mit einem Teleobjektiv durch tropische Vegetation gemacht. Auf dem Foto war Stacheldraht auf Zaunpfählen aus Bambus zu erkennen. Ein Asiate in brauner Uniform und einem um den Kopf geschlungenen Tuch. In seinen

Händen hielt er ein Gewehr, das eindeutig ein russisches AK-47 war. Und das Foto zeigte eine weitere Person: einen groß gewachsenen Weißen, ungefähr fünfzig, ausgezehrt, hager, gebeugt, grau, in einem zerschlissenen Arbeitsanzug. Der Mann sah halb von dem asiatischen Soldaten weg, schien vor ihm zurückzuweichen.

»Das ist Victor«, sagte Mrs. Hobie. »Das ist unser Sohn. Diese Aufnahme wurde letztes Jahr gemacht.«

»Wir haben dreißig Jahre lang ohne Erfolg nach ihm gesucht«, sagte Hobie. »Niemand wollte uns helfen. Dann haben wir einen Mann getroffen, der uns von diesen Geheimlagern erzählte. Es gibt nicht viele. Nur ein paar mit einer Hand voll Gefangenen. Die meisten sind inzwischen gestorben. Sie sind alt geworden und deshalb gestorben - oder sie sind verhungert. Dieser Mann ist nach Vietnam gereist, um für uns Nachforschungen anzustellen. Er ist nahe genug

herangekommen, um dieses Foto zu machen. Er hat sogar mit einem anderen Gefangenen durch den Stacheldraht gesprochen. Heimlich, bei Nacht. Das war sehr gefährlich für ihn. Er hat nach dem Namen des Gefangenen gefragt, den er tagsüber fotografiert hatte. Der Mann war Vic Hobie, Hubschrauberpilot der First Cavalry«

»Der Mann hatte kein Geld für ein Rettungsunternehmen«, sagte Mrs. Hobie. »Und wir hatten ihm schon alles, was wir besaßen, für die erste Reise bezahlt. Als wir dann General Garber bei Dr. McBannerman kennen lernten, haben wir ihm unsere Geschichte erzählt und ihn gebeten, sich dafür einzusetzen, dass die Regierung für die Rettung zahlt.«

Reacher starrte das Foto an. Starrte den hageren Mann mit dem grauen Gesicht an.

»Wer hat dieses Bild noch gesehen?«

»Nur General Garber«, antwortete Mrs. Hobie.

»Der Mann, der es aufgenommen hat, hat uns eingeschärft, es niemandem zu zeigen. Weil es politisch sehr heikel ist. Sehr gefährlich. Eine schreckliche Sache, die in der Geschichte unserer Nation begründet liegt. Aber wir mussten es General Garber zeigen, weil er in der Lage war, uns zu helfen.«

»Was soll ich nun also tun?«, wollte Reacher wissen.

In der Stille zischte der Sauerstoff. Die Lippen des Alten bewegten sich.

»Ich will ihn bloß zurückhaben«, sagte er. »Ich will ihn nur Wiedersehen, noch einen Tag sehen, bevor ich sterbe.«

Danach verstummten die beiden Alten, wandten sich ab und richteten ihre tränenfeuchten Blicke auf die auf dem Kaminsims aufgereihten Fotos. Reacher blieb zunächst schweigend sitzen. Dann drehte der Alte sich wieder zu ihm und hob mit

beiden Händen die Ledermappe von seinem Schoß, um sie ihm zu reichen. Reacher beugte sich vor und nahm sie entgegen. Zuerst glaubte er, der Alte gebe ihm die Mappe, damit er die drei Fotos zurücklege. Dann aber wurde ihm klar, dass dies eine Stabübergabe gewesen war. Eine feierliche symbolische Übergabe. Leon hatte sich ihre Sache zu eigen gemacht, und jetzt war die Reihe an ihm.

Die Ledermappe war dünn. Außer den drei Fotos, die Reacher schon kannte, enthielt sie nur die wenigen Briefe, die Victor Hobie seinen Eltern in unregelmäßigen Abständen geschrieben hatte, und amtliche Schreiben des Heeresministeriums. Und einen Paken Schriftstücke über die Liquidierung ihrer gesamten Ersparnisse und ihre Übersendung in Form eines von der Bank bestätigten Schecks an eine Adresse in der Bronx - zur Finanzierung einer Erkundung in Vietnam, die ein gewisser Rutter durchführen sollte.

Die Briefe des Jungen begannen mit kurzen

Mitteilungen aus verschiedenen Standorten in den Südstaaten, als er im Lauf seiner Ausbildung durch Dix und Polk, durch Wolters und Rucker, durch Belvoir und Benning kam. Dann folgte ein etwas längerer Brief aus Mobile, Alabama, wo er zu seiner einmonatigen Reise durch den Panamakanal und den Pazifik nach Indochina an Bord eines Truppentransporters ging. Aus Vietnam selbst kamen dann Brieftelegramme der U. S. Army auf dünnem Papier - acht in seiner ersten Verpflichtungszeit, sechs in der zweiten. Das dreißig Jahre alte Papier war steif und trocken wie Papyrus.

Er war kein sonderlich guter Briefschreiber gewesen. Die Briefe strotzten von den üblichen banalen Phrasen, die jeder junge Soldat nach Hause schreibt. Weltweit musste es Millionen von Eltern geben, die ähnliche Briefe wie einen Schatz hüteten - aus verschiedenen Zeiten, aus verschiedenen Kriegen, in verschiedenen Sprachen, aber mit den gleichen Inhalten: das

Wetter, die Verpflegung, die Latrinenparolen, die Beteuerungen, ihm werde schon nichts passieren.

Die Antworten aus dem Heeresministerium verkörperten drei Jahrzehnte bürotechnischen Fortschritts. Sie waren zuerst mit alten mechanischen Schreibmaschinen getippt - manche Buchstaben zu hoch oder zu tief, manche mit falschen Zwischenräumen, manche mit roten Rändern, wo sie ins Zweifarbenband hinaufgerutscht waren. Dann folgten die mit elektrischer Schreibmaschine geschriebenen, die sauberer und gleichmäßiger aussahen. Und zuletzt kamen Computerbriefe, die makellos auf besserem Papier ausgedruckt waren. Aber die Inhalte waren stets gleich. Keine Informationen. Vermisst, wahrscheinlich gefallen. Beileidsfloskeln.

Die Vereinbarung mit dem Kerl namens Rutter hatte die alten Leute völlig mittellos gemacht. Davor hatten sie einige Investmentzertifikate und ein kleines Sparguthaben besessen. In der Mappe

lag eine mit zittriger Hand - vermutlich von Mrs. Hobie - verfasste Aufstellung ihrer monatlichen Ausgaben, die immer mehr zusammengestrichen worden waren, bis sie den Schecks von der Sozialversicherung entsprachen. Die Investmentzertifikate waren vor anderthalb Jahren verkauft und mit dem Sparguthaben zusammengelegt worden; dann hatten sie ihr gesamtes Geld nach New York geschickt. Rutter hatte den Empfang quittiert und mit den Kosten einer Erkundungsreise verrechnet, die sofort angetreten werden sollte. Zugleich hatte er alle Informationen angefordert, die nützlich sein könnten - wie Dienstgrad, Stammnummer, letzte Einheit, letzter Einsatzort und sämtliche existierenden Fotos. Knapp ein Vierteljahr später hatte er in einem langen Brief von der Entdeckung des Geheimlagers, den riskanten heimlichen Fotos und dem flüsternd geführten Gespräch durch den Stacheldraht berichtet. Als Anlage hatte er einen sehr detaillierten Plan für ein Rettungsunternehmen beigelegt, das die Hobies wahrscheinlich



fünfundvierzigtausend Dollar kosten würde. Fünfundvierzigtausend Dollar, die sie nicht besaßen.

»Helfen Sie uns also?«, fragte die alte Dame ins Schweigen hinein. »Ist Ihnen alles klar? Müssen Sie sonst noch etwas wissen?«

Er sah sie an, klappte die Ledermappe zu, starrte auf das abgewetzte Leder. Im Augenblick interessierte ihn nur eine Frage: Warum, zum Teufel, hatte Leon diesen Leuten nicht die Wahrheit gesagt?

Marilyn Stone ließ das Mittagessen ausfallen, weil sie keine Zeit dafür hatte, aber das machte ihr nichts aus, weil sie sehr zufrieden damit war, wie das Haus auszusehen begann. Sie stellte fest, dass sie die ganze Sache ziemlich leidenschaftslos sah, was sie ein bisschen überraschte, denn schließlich war dies ihr Heim, das sie verkaufen wollte - ihr eigenes Haus, das sie vor nicht allzu vielen Jahren sorgfältig und überlegt ausgesucht hatte. Dies war ihr Traumhaus gewesen. Viel größer und luxuriöser, als sie sich jemals hatte träumen lassen. Beim Einzug war es für sie gewesen, als sei sie gestorben und in den Himmel gekommen. Jetzt betrachtete sie das Haus nur als Objekt, das einen möglichst guten Preis erzielen sollte. Sie sah keine Räume, die sie eingerichtet, in denen sie gewohnt und sich wohl gefühlt hatte. Keine bedauernden Blicke für Bereiche, in denen Chester und sie glücklich gewesen waren, in denen sie gelacht,

gegessen und geschlafen hatten. Da war nur eine energische Entschlossenheit, alles so zu perfektionieren, dass das Haus für einen potentiellen Käufer unwiderstehlich wurde.

Die Möbelpacker waren wie geplant als Erste gekommen. Marilyn ließ sie die Anrichte aus der Diele abtransportieren, dann folgte Chesters Lehnstuhl aus dem Wohnzimmer. Nicht etwa, weil der Stuhl schäbig war, sondern weil er dem Raum eine besondere Note verlieh. Dies war sein Lieblingsstuhl, den er ausgesucht hatte, wie Männer eben Möbel aussuchen: nach Bequemlichkeit, nicht unbedingt nach Eleganz und Kombinierbarkeit. Er war das einzige Möbelstück aus ihrem früheren Haus, und Chester hatte ihn leicht schräg zum Kamin aufgestellt. Er gefiel Marilyn, weil er dem Raum eine behagliche Atmosphäre verlieh. Und genau aus diesem Grund musste er weg.

Sie ließ die Möbelpacker auch den als

Arbeitstisch dienenden massiven Hackklotz aus der Küche mitnehmen. Über diesen Tisch hatte sie lange nachgedacht. Natürlich verlieh er der Küche die nüchterne Atmosphäre eines Arbeitsraums, in dem Mahlzeiten geplant und zubereitet wurden. Aber ohne ihn erstreckte sich der geflieste Küchenboden über zehn Meter weit bis zum Erkerfenster. Marilyn wusste, dass das durchs Fenster einfallende Licht sich auf den frisch geputzten Fliesen spiegeln und den Raum noch größer erscheinen lassen würde. Sie war in die Rolle eines möglichen Interessenten geschlüpft und hatte sich gefragt: Was würde dich mehr beeindrucken? Eine nüchterne Arbeitsküche? Oder eine imponierend geräumige Küche? Deshalb befand sich der Hackklotz im Möbelwagen.

Dort stand jetzt auch der Fernseher aus dem Arbeitszimmer, Chester hatte ein Problem mit Fernsehern. Die Videotechnik hatte dem Schmalfilmsektor seines Unternehmens den Todesstoß versetzt, und er war nicht gerade erpicht

darauf, die neuesten Produkte der Konkurrenz zu kaufen. Deshalb war ihr Fernseher ein uraltes Gerät ohne Videorekorder. Sein Bildschirm hatte eine scheußliche Chromumrahmung, aus der er sich hervorwölbte wie ein graues Goldfischglas. Marilyn hatte bessere Geräte auf dem Gehsteig gesehen, wo ausrangierte Modelle für jedermann zum Mitnehmen abgestellt wurden. Also ließ sie die Möbelpacker den Fernseher hinausschaffen und durch das Bücherregal aus dem Gästezimmer ersetzen. Sie fand, der Raum sehe nun viel besser aus. Mit dem Bücherregal, der Sitzgarnitur aus Leder und den dunklen Lampenschirmen wirkte er kultiviert. Ein zum Nachdenken anregender Raum. Als erwerbe der Käufer hier einen Lebensstil, nicht nur ein Haus.

Sie verbrachte einige Zeit damit, die Bücher auszuwählen, die scheinbar zufällig auf den Couchtischen liegen sollten. Dann kam die Floristin, die flache Kartons voller Blumen brachte. Marilyn zeigte ihr, wo die Vasen standen,

drückte ihr eine französische Zeitschrift in die Hand und gab ihr den Auftrag, die Blumenarrangements zu kopieren. Ein Mann, den Sheryl geschickt hatte, brachte das Schild zu verkaufen, und sie ließ es ihn auf dem Rasen vor dem Haus aufstellen. Als die Möbelpacker wegfahren wollten, trafen die Gärtner ein, was einiges Rangieren in der Einfahrt erforderte. Sie machte mit dem Vorarbeiter einen Rundgang durch den Garten, um ihm zu zeigen, welche Arbeiten zu erledigen waren, und verschwand dann wieder im Haus, bevor die Rasenmäher zu knattern begannen. Der junge Mann, der den Swimmingpool säubern sollte, traf gleichzeitig mit den Gebäudereinigern ein. Marilyn stand zwischen ihnen und wusste im ersten Augenblick nicht recht, mit wem sie anfangen sollte. Aber dann nickte sie entschlossen, wies die Gebäudereiniger an, kurz zu warten, ging mit dem jungen Mann zum Pool und erklärte ihm, was zu tun sei. Als sie danach ins Haus zurücklief, verspürte sie plötzlich Hunger, freute sich jedoch über das, was sie an diesem Vormittag geleistet

hatte.

Die beiden schafften es bis zur Haustür, um Reacher zu verabschieden. Der Alte erhöhte die Sauerstoffzufuhr, bis es ihm gelang, sich aus seinem Sessel hochzustemmen; dann schob er das Wägelchen mit der Sauerstoffflasche langsam vor sich her, stützte sich darauf und benutzte es als Gehhilfe. Seine Frau ging vor ihm her, wobei ihr Rock über dem Petticoat an beiden Seiten des schmalen Korridors entlangstreifte. Reacher folgte ihnen mit der abgewetzten Ledermappe unter dem Arm. Während Mrs. Hobie die Haustür aufschloss, stand ihr Mann keuchend da und hielt die Griffe seines Wägelchens umklammert. Dann ging die Tür auf und ließ wohltuend frische Luft herein.

»Leben in Brighton noch welche von Victors alten Freunden?«, fragte Reacher.

»Ist das wichtig, Major?«

Reacher zuckte mit den Schultern. Aus Erfahrung wusste er, dass man Leute am besten dadurch auf schlechte Nachrichten vorbereiten konnte, wenn man von Anfang an sehr gründlich vorging. Die Leute hörten einem aufmerksamer zu, wenn sie glaubten, man habe alle Möglichkeiten ausgeschöpft.

»Ich brauche nur ein paar Hintergrundinformationen«, sagte er.

Sie starrten ihn verständnislos an, schienen aber doch bereit zu sein, darüber nachzudenken, weil er ihre letzte Hoffnung war. Er hielt das Leben ihres Sohns buchstäblich in seinen Händen.

»Ed Steven, glaub ich, in der Eisenwarenhandlung«, sagte Mr. Hobie schließlich. »Vom Kindergarten bis zur zwölften Klasse dick mit Victor befreundet. Aber das war



vor fünfunddreißig Jahren, Major. Kann mir nicht vorstellen, dass das jetzt noch wichtig sein soll.«

Reacher nickte, weil das tatsächlich nicht mehr wichtig war.

»Ich habe Ihre Telefonnummer«, sagte er. »Ich rufe Sie an, sobald ich etwas weiß.«

»Wir verlassen uns auf Sie«, meinte die alte Dame.

Reacher nickte erneut.

»Es war mir ein Vergnügen, Sie beide kennen zu lernen«, sagte er. »Vielen Dank für den Kaffee und den Kuchen. Und ich bedaure Ihre Situation sehr.«

Sie äußerten sich nicht dazu. Reacher war es peinlich, das gesagt zu haben. Dreißig Jahre voller Qualen, und er bedauerte ihre Situation! Er schüttelte ihre Hände, wandte sich ab und trat auf den fast zugewachsenen Weg hinaus. Marschierte

mit der Ledermappe unter dem Arm zu seinem Taurus und blickte dabei entschlossen nach vorn.

Er fuhr rückwärts aus der Zufahrt und bog, als er die Asphaltstraße erreichte, rechts ab auf die ruhige Straße, die er verlassen hatte, um das Haus zu finden. Vor ihm, in südlicher Richtung, tauchte die Kleinstadt Brighton auf. Die Straße wurde breiter und war weniger holprig. Er sah eine Tankstelle und das Feuerwehrhaus. Einen kleinen Stadtpark mit einem Little-League-Spielfeld. Einen Supermarkt mit großem Parkplatz, eine Bank und etwas von der Straße zurückversetzt eine Ladenzeile mit mehreren kleinen Geschäften.

Der Parkplatz des Supermarkts schien der geografische Mittelpunkt der Kleinstadt zu sein. Er fuhr langsam daran vorbei und erkannte eine Gärtnerei mit langen Reihen von Stauden unter einer Berieselungsanlage, über der sich in der Sonne kleine Regenbogen bildeten. Dann kam eine in stumpfem Rot gestrichene niedrige Halle auf

einem eigenen Grundstück: Steven's Hardware. Er bog von der Straße ab und parkte hinter der Halle bei der Schnittholzabteilung.

Der Eingang war eine unscheinbare Tür in der rückwärtigen Wand der Halle. Dahinter lag ein Labyrinth aus schmalen Gängen zwischen Regalen, die mit Dingen vollgestopft waren, die Reacher nie hatte kaufen müssen: Nägel, Schrauben, Dübel, Muttern, Werkzeug, Elektrowerkzeug, Mülltonnen, Briefkästen, Glasscheiben, Dachfenster, Türelemente, Lacke und Farben. Das Labyrinth führte zu einem Kern, in dem vier Ladentheken unter hellen Neonleuchten ein Quadrat bildeten. In diesem Viereck standen ein Mann und zwei Jungen, alle in Jeans, karierten Hemden und roten Leinenschürzen. Der Mann war klein und schlank, ungefähr fünfzig, und die ihm sehr ähnlichen Jungen von etwa achtzehn und zwanzig Jahren schienen seine Söhne zu sein.

»Ed Steven?«, fragte Reacher.

Der Mann nickte, hielt den Kopf leicht schief und zog die Augenbrauen hoch wie jemand, der dreißig Jahre Erfahrung im Umgang mit den Fragen von Kunden und Vertretern hat.

»Kann ich mit Ihnen über Victor Hobie reden?«

Der andere wirkte ein paar Sekunden lang verblüfft; dann sah er aus dem Augenwinkel zu seinen Söhnen, als gehe er in Gedanken durch ihr ganzes Leben und noch viel weiter bis zu einer Zeit zurück, in der er Victor Hobie gekannt hatte.

»Der ist in Vietnam gefallen, stimmt's?«, fragte er.

»Ich brauche ein paar Hintergrundinformationen.«

»Stellen Sie auch Nachforschungen im Auftrag seiner Eltern an?« Das klang nicht erstaunt, aber ein gewisser Überdruß war nicht zu überhören. Als seien die Probleme der Hobies in Brighton allgemein bekannt und würden auch toleriert, ohne

noch Mitgefühl hervorzurufen.

Reacher nickte. »Ich möchte wissen, was für eine Person er war. Und Sie sollen ihn ziemlich gut gekannt haben.«

Steven zuckte mit den Schultern. »Na ja, das stimmt schon. Aber wir waren damals noch Kinder. Nach der Highschool habe ich ihn nur einmal wiedergesehen.«

»Wollen Sie mir von ihm erzählen?«

»Im Moment geht's nicht, weil ich einen Wagen abladen muss.«

»Wenn ich Ihnen dabei helfe, könnten wir bei der Arbeit reden.«

Steven wollte gewohnheitsmäßig nein sagen, aber dann betrachtete er Reacher genauer, sah seine Muskeln und grinste wie ein Arbeiter, dem die kostenlose Benutzung eines Gabelstaplers

angeboten wird.

»Okay«, sagte er. »Hinten raus.«

Er kam zwischen den Ladentheken hervor und führte Reacher zu einem Hinterausgang. Dort stand neben einem offenen Wellblechschuppen ein staubiger Pick-up. Das Fahrzeug war mit Zementsäcken beladen. Die Regale in dem offenen Schuppen waren leer, Reacher zog sein Sakko aus und legte es auf den Fahrersitz des Wagens.

Die Zementsäcke bestanden aus mehreren Lagen Kraftpapier. Aus seiner Zeit als Swimmingpoolausschachter wusste er, dass sie zusammenklappten und rissen, wenn man sie mit zwei Händen in der Mitte packte. Am besten fasste man nur eine Ecke und hob den Sack mit einer Hand hoch. Da die Säcke fünfundvierzig Kilo wogen, nahm er in jede Hand einen und balancierte sie so vor dem Körper, dass seine Kleidung sauber blieb. Steven beobachtete ihn so fasziniert wie

einen Zirkusartisten.

»Erzählen Sie mir von Victor Hobie«, grunzte Reacher.

Steven zuckte mit den Schultern. Er lehnte im Schatten unter dem Vordach am Türpfosten.

»Alles schon lange her«, sagte er. »Was kann ich Ihnen erzählen? Unsere Väter waren in der Industrie- und Handelskammer beisammen. Seiner war Drucker. Meiner hat dieses Geschäft geführt, damals nur eine Holzhandlung. Victor und ich waren in unserer ganzen Schulzeit zusammen. Wir sind am selben Tag in den Kindergarten gekommen, haben am selben Tag die Highschool abgeschlossen. Danach habe ich ihn nur noch einmal gesehen, bei einem Heimaturlaub. Er war ein Jahr in Vietnam gewesen und wollte wieder dorthin zurück.«

»Was für ein Mensch war er also?«

Steven zuckte nochmals mit den Schultern. »Mir ist nicht recht wohl dabei, wenn ich mich dazu äußern soll.«

»Warum? Gibt's irgendwas Negatives zu berichten?«

»Nein, nein, nichts dergleichen«, antwortete Steven rasch. »Victor war in Ordnung. Aber ich würde Ihnen mit fünfunddreißig Jahren Abstand erzählen, wie ein Junge einen anderen gesehen hat, stimmt's? Das wäre vielleicht kein verlässliches Urteil.«

Reacher blieb stehen, sah sich nach Steven um. Der lehnte mit seiner roten Schürze am Torpfosten, hager und fit, nach Reachers Vorstellung geradezu der Prototyp eines umsichtigen Yankee-Geschäftsmanns aus einer Kleinstadt. Und bestimmt ein Mann, auf dessen Urteil man sich verlassen konnte. Reacher nickte.

»Okay, das sehe ich ein. Ich werde es



berücksichtigen.«

Steven nickte ebenfalls, als seien die Grundregeln damit klar. »Wie alt sind Sie?«

»Achtunddreißig«, erwiderte Reacher.

»Aus der hiesigen Gegend?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Eigentlich von nirgends her.«

»Okay, es gibt ein paar Dinge, die Sie verstehen müssen«, sagte Steven. »Dies ist eine Kleinstadt auf dem Land, und Victor und ich sind 1948 hier geboren. Wir waren schon fünfzehn, als man Kennedy erschossen hat, sechzehn, als die Beatles berühmt wurden, und zwanzig, als es in Chicago und L. A. zu Rassenunruhen gekommen ist. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

»Eine andere Welt«, antwortete Reacher.

»Darauf können Sie Gift nehmen«, bestätigte Steven. »Wir sind in einer anderen Welt aufgewachsen. Das gilt für unsere ganze Kindheit. Für uns war ein wagemutiger Kerl ein Junge, der Baseballkarten in die Speichen seines Rads klemmte. Das müssen Sie bei meiner Erzählung berücksichtigen.«

Reacher nickte. Hob den neunten und zehnten Sack von der Ladefläche des Pick-up. Er schwitzte leicht und machte sich Sorgen darüber, wie sein Hemd aussehen würde, wenn Jodie es das nächste Mal zu Gesicht bekam.

»Victor war ein durchschnittlicher Junge«, fuhr Steven fort. »Ein völlig normaler, durchschnittlicher Junge. Und zu Vergleichszwecken sollte man wissen, dass das zu einer Zeit war, als wir anderen uns für tolle Hechte hielten, wenn wir am Samstagabend bis halb neun weggeblieben sind und Milchshakes getrunken haben.«

»Wofür hat er sich interessiert?«, fragte Reacher.

Steven blies seine Backen auf und zuckte mit den Schultern. »Was soll ich sagen? Für die gleichen Dinge wie wir anderen, denke ich. Baseball, Mickey Mantle. Wir waren auch Elvis-Fans. Eiscreme und der Lone Ranger. Solches Zeug.«

»Sein Vater sagt, er habe schon immer Soldat werden wollen.«

»Das wollten wir alle. Erst haben wir Cowboys und Indianer gespielt, dann waren wir Soldaten.«

»Waren Sie auch in Vietnam?«

Steven schüttelte den Kopf. »Nein, mir hat die Idee, Soldat zu sein, keinen Spaß mehr gemacht. Nicht dass ich etwas gegen den Krieg gehabt hätte. Das war lange bevor all das Gedankengut dieser Langhaarigen sich auch bei uns verbreitet hat. Niemand hatte etwas gegen das Militär. Ich hatte auch keine Angst davor. Damals gab es nichts,

wovor man Angst haben musste. Wir waren die Vereinigten Staaten, richtig? Wir würden's diesen Schlitzaugen schon zeigen. Das würde kein halbes Jahr dauern. Niemand machte sich Sorgen bei dem Gedanken, nach Vietnam zu müssen. Es kam einem nur altmodisch vor. Wir respektierten es, wir hörten uns gern die Storys an, aber irgendwie war das eine Sache von gestern, verstehen Sie? Ich wollte Geschäftsmann werden. Wollte die Holzhandlung meines Vaters zu einem Riesenunternehmen ausbauen. Das erschien mir als das richtige Ziel. Irgendwie noch amerikanischer, als zur Army zu gehen.«

»Sie haben sich also um den Wehrdienst gedrückt?«, fragte Reacher.

Steven nickte. »Ich sollte zur Musterung, aber ich hatte noch Bewerbungen bei verschiedenen Colleges laufen, und der Ausschuss hat mich einfach übergangen. Sein Vorsitzender war ein guter Freund meines Vaters, was vermutlich nicht

geschadet hat.«

»Wie reagierte Victor darauf?«

»Das hat ihn nicht weiter gestört. Deswegen gab's keinen Streit. Ich war kein Kriegsgegner oder so etwas. Ich habe den amerikanischen Einsatz in Vietnam genauso unterstützt wie alle anderen. Das war nur meine persönliche Entscheidung zwischen einer Sache von gestern und einer von morgen. Ich wollte die von morgen. Victor wollte zur Army. Er hat natürlich gewusst, dass dieser Weg, na ja, etwas bieder war. Tatsächlich hat Victors Vater die Entscheidung des Jungen ziemlich stark beeinflusst. Er war im Zweiten Weltkrieg nur bedingt tauglich gewesen. Mein Vater hat als Infanterist im Pazifik gekämpft. Victor meinte, seine Familie habe nicht genug geleistet. Deshalb hat er's für seine Pflicht gehalten, nach Vietnam zu gehen. Das klingt heutzutage spießig, oder? Pflichterfüllung? Aber so haben wir damals eben gedacht. Kein Vergleich zur Denkweise der Kids von heute. Wir waren

ziemlich ernsthaft und altmodisch, Victor vielleicht etwas mehr als wir anderen. Sehr ernsthaft, sehr pflichtbewusst. Aber nicht wirklich aus dem Rahmen fallend.«

Reacher hatte drei Viertel der Säcke in den Schuppen geschleppt. Er machte eine Pause und lehnte sich an die Fahrertür des Pick-up. »War er intelligent?«

»Durchschnittlich, denke ich«, antwortete Steven. »Er war in der Schule gut, aber nicht herausragend. Wir hatten im Lauf der Jahre ein paar Kinder an der Schule, die später Anwälte, Ärzte oder dergleichen geworden sind. Einer, etwas jünger als Victor und ich, ist zur NASA gegangen. Victor war intelligent, aber er musste für seine Noten was tun, daran erinnere ich mich noch.«

Reacher schleppte weiter Säcke. Er war froh, dass er die hintersten Regale zuerst gefüllt hatte, weil seine Arme jetzt langsam weh taten.

»Hat er jemals Ärger mit der Polizei gehabt?«

Steven starrte ihn ungeduldig an. »Ärger mit der Polizei? Sie haben mir nicht zugehört, Mister. Victor war ein grundanständiger Junge - und das in einer Zeit, deren schlimmste Kids heutzutage wie die Engel aussehen würden.«

Noch sechs Zementsäcke. Reacher wischte sich die Handflächen an der Hose ab.

»Wie war er, als Sie ihn zuletzt gesehen haben? Zwischen seinen beiden Dienstzeiten in Vietnam?«

Steven überlegte. »Gealtert, würde ich sagen. Ich war ein Jahr älter geworden, Victor hat fünf Jahre älter gewirkt. Trotzdem hatte er sich nicht verändert. Weiterhin ernsthaft, weiterhin pflichtbewusst. Als er hier war, wurde zu seinen Ehren ein Festzug veranstaltet, weil er einen Orden bekommen hatte. Victor war wirklich verlegen, hat immer wieder gesagt, sein Orden sei nicht der Rede wert. Dann ist er fortgegangen und nie

wieder aufgetaucht.«

»Wie war Ihnen dabei zu Mute?«

Wieder eine nachdenkliche Pause. »Ich war ziemlich betroffen, glaube ich. Schließlich hatte ich ihn mein ganzes Leben lang gekannt. Mir war's natürlich lieber gewesen, wenn er heimgekehrt wäre, aber ich war froh, dass er nicht wie so viele im Rollstuhl oder noch schlimmer verwundet zurückgekommen ist.«

Reacher war mit dem Abladen fertig und lehnte sich an den Torpfosten gegenüber von Steven.

»Was ist mit dem Geheimnis? Mit seinem geheimnisumwitterten Verschwinden?«

Steven schüttelte den Kopf und lächelte traurig. »Da gibt's kein Geheimnis. Victor ist gefallen. Hier geht's nur um zwei alte Leute, die sich weigern, drei unangenehme Wahrheiten zu akzeptieren, das ist alles.«



»Und die wären?«

»Ganz einfach«, sagte Steven, »die Wahrheit Nummer eins ist, dass ihr Junge nicht mehr lebt. Die Wahrheit Nummer zwei ist, dass er in irgendeinem gottverlassenen, undurchdringlichen Dschungel gestorben ist, wo ihn kein Mensch jemals finden wird. Die Wahrheit Nummer drei ist, dass die Regierung damals zu schummeln begonnen und aufgehört hat, Vermisste als Verluste zu melden, damit die Zahlen nicht allzu hoch wurden. Das waren in diesem Fall - wie viele? Als Victors Hubschrauber abgeschossen wurde, waren vielleicht zehn Mann an Bord. Zehn Namen, die nicht in den Abendnachrichten erwähnt wurden. Das war damals offizielle Politik, was heute niemand mehr eingestehen will.«

»Das ist Ihre Überzeugung?«

»Allerdings«, erwiderte Steven. »Das Kriegsglück hat uns verlassen, und gleichzeitig hat

die Regierung Zuflucht zu Lügen genommen. Für meine Generation war das schwer zu akzeptieren. Ihr Jüngeren seid so was vielleicht eher gewöhnt, aber alte Leute wie die Hobies werden sich nie damit abfinden, das können Sie mir glauben!«

Er verfiel in Schweigen, während sein Blick geistesabwesend zwischen dem leeren Pick-up und den vollen Regalen hin und her wanderte. »Hey, Sie haben eine ganze Tonne Zement bewegt. Wollen Sie mit reinkommen, sich die Hände waschen und sich von mir ein Mineralwasser spendieren lassen?«

»Ich muss was essen«, antwortete Reacher. »Ich habe noch kein Mittagessen gehabt.«

Steven nickte, dann lächelte er. »Am besten fahren Sie nach Süden weiter. Gleich hinter dem Bahnhof finden Sie einen Schnellimbiss. Dort haben wir am Samstagabend um halb neun unsere Milkshakes getrunken und sind uns praktisch wie

Frank Sinatra vorgekommen.«

Der Schnellimbiss hatte sich offenbar viele Male verändert, seit wagemutige Jungen mit Baseballkarten in den Speichen ihrer Fahrräder dort an Samstagabenden ihre Milkshakes schlürften. Jetzt war er ein Billiglokal aus den siebziger Jahren - niedrig, quadratisch, Klinkerfassade, grünes Dach -, das im Stil der Neunziger mit grellrosa und blauen Leuchtreklamen in sämtlichen Fenstern aufgepeppt war. Reacher nahm die Ledermappe mit, zog die Tür auf und trat in eiskalte Luft, die nach Hamburger und einem starken Desinfektionsmittel roch, mit dem in solchen Lokalen die Tische abgewischt werden. Er setzte sich an die Theke. Eine fröhliche Mittzwanzigerin brachte ihm Besteck, Papierserviette und eine Speisekarte von der Größe einer Reklametafel, auf der alle Gerichte auch farbig abgebildet waren. Er bestellte

einen Halbpfünder, englisch gebraten, mit Schweizer Käse, Kohlsalat und Zwiebelringen, und wäre jede Wette eingegangen, dass der Hamburger nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Farbfoto aufweisen würde. Dann trank er sein Eiswasser und ließ sich nachschenken, bevor er die Ledermappe aufklappte.

Er konzentrierte sich auf Victors Briefe an seine Eltern. Insgesamt enthielt die Mappe siebenundzwanzig: dreizehn aus seiner Ausbildungszeit, vierzehn aus Vietnam. Sie bestätigten alles, was er von Ed Steven gehört hatte. Grammatikalisch korrekt, orthografisch richtig, schlichte, klare Ausdrucksweise. In der Schrift geschrieben, die alle amerikanischen Schülergenerationen zwischen den zwanziger und sechziger Jahren gelernt hatten - allerdings leicht rückwärts geneigt. Die Schrift eines Linkshänders. Keiner der siebenundzwanzig Briefe war länger als knapp einviertel Seiten. Ein Mensch, der wusste, dass es als unhöflich galt, einen Privatbrief

auf der ersten Seite zu beenden. Ein höflicher, pflichtbewusster, linkshändiger, langweiliger, konventioneller, normaler Mensch mit solider Ausbildung, aber bestimmt kein Überflieger.

Die Bedienung servierte ihm den bestellten Hamburger. Er war an sich ausreichend groß, unterschied sich aber sehr von der riesigen Mahlzeit auf dem Farbfoto in der Speisekarte. Der Kohlsalat schwamm in einer Pappschale in weißem Essig; die Zwiebelringe waren aufgedunsen und gleichmäßig geformt wie kleine braune Autoreifen. Der Schweizer Käse war so dünn geschnitten, dass man hindurchsehen konnte, aber immerhin schmeckte er nach Käse.

Das in Fort Rucker nach der Verleihung des Pilotenabzeichens aufgenommene Foto war schwieriger zu interpretieren. Es war nicht ganz scharf, und unter dem Mützenschirm lagen Victors Augen in tiefem Schatten. Er hielt die Schultern gestrafft, und sein Körper war sichtbar angespannt.

Vor Stolz fast platzend oder seiner Mutter wegen verlegen? Das war schwer zu beurteilen. Aufgrund der Mundform entschied Reacher sich zuletzt für Stolz. Er war mit leicht herabgezogenen Mundwinkeln zu einer schmalen Linie zusammengepresst, um ein freudiges Grinsen zu unterdrücken. Dieses Foto zeigte einen jungen Mann auf dem Höhepunkt seines bisherigen Lebens. Alle Ziele erreicht, alle Träume verwirklicht. Zwei Wochen später war er nach Übersee unterwegs. Reacher blätterte in den Briefen, um den aus Mobile zu suchen. Kurz vor dem Auslaufen in einer Koje sitzend geschrieben. Nach dem Ablegen des Schiffs von einem Marineschreiber aufgegeben. Nüchterne Sätze, einviertel Seiten lang. Rigoros im Zaum gehaltene Emotionen. Dieser Brief sagte überhaupt nichts aus.

Reacher zahlte und gab der Bedienung zwei Dollar Trinkgeld, weil sie so fröhlich war. Hätte sie an dem Tag, an dem sie in den Krieg zog,

eineinviertel Seiten Belanglosigkeiten nach Hause geschrieben? Nein, sie wäre niemals in den Krieg gezogen. Victors Hubschrauber war sechs oder sieben Jahre vor ihrer Geburt abgeschossen worden, und den Vietnamkrieg kannte sie nur aus dem Geschichtsunterricht.

Es war noch viel zu früh, um direkt in die Wall Street zurückzufahren. Jodie hatte sieben Uhr gesagt. Also musste er sich noch mindestens zwei Stunden die Zeit vertreiben. Er setzte sich in den Taurus und schaltete die Lüftung ein, um die Hitze zu vertreiben. Dann strich er die Straßenkarte auf der Ledermappe glatt und fuhr mit dem Zeigefinger die Strecke nach, die er von Brighton aus fahren wollte. Auf der Route 9 zum Bear Mountain Parkway, auf ihm nach Osten zum Taconic Parkway und dann nach Süden zum Sprain Parkway, der ihn zum Bronx River Parkway bringen würde. Dieser Parkway führte zum Botanischen Garten New Yorks, den er noch nie gesehen hatte und auf den er nun gespannt war.

Marilyn bekam ihren Lunch kurz nach drei Uhr. Sie hatte die Arbeit der Gebäudereiniger kontrolliert, bevor die Kolonne wieder abzog, und war sehr zufrieden damit. Für den Teppichboden in der Diele hatten sie einen Dampfreiniger benutzt - nicht wegen starker Verschmutzung, sondern weil das die beste Methode war, um den durch die Anrichte niedergedrückten Teppichflor wieder aufzurichten. Der Dampf ließ die Wollfasern leicht aufquellen, und nach gründlichem Staubsaugen war nicht mehr zu sehen, dass dort ein schweres Möbelstück gestanden hatte.

Sie duschte ausgiebig und wischte die Armaturen und Fliesen der Duschkabine mit einem Handtuch trocken, damit sie fleckenlos glänzten. Dann kämmte sie sich und ließ ihr Haar an der Luft trocknen. Es würde sich später wegen der im Juni hohen Luftfeuchtigkeit leicht kräuseln. Dann zog sie sich an, was schnell ging, weil sie nur ein



Kleidungsstück überzustreifen brauchte. Sie schlüpfte in Chesters Lieblingskleid, ein Seidenkleid in Dunkelrosa, das am besten aussah, wenn sie nichts darunter trug. Es ließ ihre Knie gerade noch frei, und obwohl nicht hauteng, betonte es ihre Figur, als sei es maßgeschneidert - was es auch war, obwohl Chester das nicht wusste. Er dachte, sie habe es durch Zufall in einem Kaufhaus entdeckt. Sie ließ ihn gern in diesem Glauben, nicht wegen des Preises, sondern weil es ihr, nun, etwas verrückt vorkam, dass sie sich eigens ein sexy Kleid hatte nähen lassen. Und seine Wirkung auf Chester war garantiert. Es wirkte wie ein Aufputzmittel, und sie trug es nur, wenn sie glaubte, er habe eine Belohnung verdient. Oder um ihn abzulenken. Und heute Abend würde er Ablenkung brauchen, wenn er beim Heimkommen feststellen musste, dass sein Haus zum Verkauf stand und seine Frau die Initiative ergriffen hatte. Dieser Abend würde bestimmt schwierig werden, und Marilyn war entschlossen, jeden Vorteil zu nutzen, der ihr dabei half, ihn besser zu überstehen.

Marilyn wählte die Gucci-Sandalen, die in der Farbe genau zum Kleid passten und ihre Beine lang erscheinen ließen. Dann ging sie nach unten in die Küche, aß ihren Lunch, der aus einem Apfel und einer Scheibe Magerkäse bestand, und kehrte nach oben zurück, um sich nochmals die Zähne zu putzen und über ihr Make-up nachzudenken. Da sie unter dem Kleid nackt war und ihr Haar auf natürliche Art unfrisiert trug, wäre es am besten gewesen, jegliche Schminke wegzulassen, aber sie war selbstkritisch genug, um zu wissen, dass sie sich das in ihrem Alter nicht mehr erlauben konnte. Deshalb machte sie sich an die Arbeit, sich sorgfältig so herzurichten, dass es aussah, als habe sie sich nicht die Mühe gemacht, Make-up aufzulegen.

Das dauerte gut zwanzig Minuten. Anschließend lackierte sie sich die Nägel, auch die Fußnägel, für den Fall, dass sie ihre Sandalen nicht lange tragen würde. Und während sie sich etwas von ihrem Lieblingsparfüm hinter die Ohren tupfte, klingelte

das Telefon. Sheryl rief an.

»Marilyn?«, sagte sie, »erst sechs Stunden auf dem Markt, und schon hast du einen Interessenten!«

»Tatsächlich? Aber wen? Und wie?«

»Gleich am ersten Tag, bevor du auf irgendeiner Liste stehst, ist das nicht wundervoll? Der Interessent ist ein Gentleman, der mit seiner Familie herziehen will. Er ist durch die Gegend gefahren, um sie ein wenig kennen zu lernen, und hat dein Schild gesehen. Er ist schnurstracks zu mir gekommen, um sich über die Einzelheiten zu informieren. Bist du so weit? Kann ich gleich mit ihm rüberkommen?«

»Wow, gleich jetzt? Sofort? Das geht schnell, was? Aber ich bin so weit. Sheryl? Glaubst du, dass er es ernst meint?«

»Ja, da bin ich mir ganz sicher. Er ist nur heute hier und muss am Abend wieder nach Chicago

zurückfliegen.«

»Also gut, bring ihn rüber. Ich erwarte euch.«

Marilyn legte den Hörer auf, lief in die Küche und schaltete den Backofen ein. Kippte ein Häufchen Kaffeebohnen auf eine Untertasse und stellte sie aufs mittlere Blech. Dann warf sie das Kerngehäuse ihres Apfels in den Mülleimer und stellte den benutzten Teller in die Spülmaschine. Ließ Wasser in den Abguss laufen, wischte ihn mit Küchentuch sauber und trat dann zurück, um den Raum zu inspizieren. Sie ging ans Fenster und verstellte die Jalousie etwas, damit Sonnenlicht auf die glänzend polierten Fliesen fiel.

»Perfekt«, sagte sie zu sich selbst.

Sie lief wieder die Treppe hinauf und fing mit dem Obergeschoss an. Nahm sich ein Zimmer nach dem anderen vor, begutachtete, kontrollierte, rückte Vasen zurecht, verstellte Jalousien, schüttelte Kissen auf. Und sie machte überall

Licht. Irgendwo hatte sie gelesen, erst in Anwesenheit des Käufers eingeschaltete Lampen signalisierten, das Haus sei düster. Sie sollten deshalb schon vorher brennen, um zu vermitteln, dass der Interessent willkommen sei.

Dann rannte sie wieder nach unten. Im Familienzimmer zog sie die Jalousien hoch, damit der Pool richtig zur Geltung kam. Im Arbeitszimmer schaltete sie die Leselampen ein und schloss die Jalousie fast ganz, damit der Raum behaglich wirkte. Dann ging sie ins Wohnzimmer. Scheiße, Chesters Beistelltisch stand noch dort, wo sein Sessel sich befunden hatte. Sie hob ihn hoch und eilte damit zur Kellertreppe. Draußen knirschten Reifen über den Kies. Sie riss die Kellertür auf, lief die Treppe hinunter, stellte den Tisch ab, hastete wieder nach oben, schloss die Kellertür und verschwand auf der Toilette. Strich das Gästehandtuch glatt, fuhr sich mit einer Hand durchs Haar und betrachtete sich im Spiegel. Gott! Sie trug ihr Seidenkleid. Mit nichts darunter. Das

feine Gewebe klebte an ihrem Körper. Was zum Teufel würde dieser arme Mensch von ihr denken?

Das Schrillen der Türklingel. Marilyn stand wie erstarrt. Hatte sie noch Zeit, sich umzuziehen? Natürlich nicht. Sie waren da, warteten vor der Haustür und klingelten. Wenigstens eine Jacke oder irgendwas? Wieder ein Klingeln. Sie atmete tief durch, wackelte mit den Hüften, damit die Seide lockerer fiel, und ging den Flur entlang. Holte erneut tief Luft und öffnete die Haustür.

Sheryl strahlte sie an, aber Marilyn hatte nur Augen für den Interessenten. Er war ziemlich groß, Anfang bis Mitte fünfzig, grauhaarig, trug einen dunklen Anzug und stand halb zur Seite gedreht da, als begutachte er die Stauden entlang der Einfahrt. Sie warf einen Blick auf seine Schuhe, weil Chester immer sagte, Wohlstand und gute Kinderstube zeigten sich an den Füßen. Die hier sahen ziemlich gut aus. Schwere, auf Hochglanz polierte Oxfords. Marilyn lächelte. War das

möglich? Binnen sechs Stunden verkauft? Das wäre ein toller Erfolg. Sie wechselte rasch einen Verschwörerblick mit Sheryl, dann wandte sie sich dem Mann zu.

»Bitte kommen Sie herein«, sagte sie herzlich und streckte ihm die Hand hin.

Er wandte sich ihr langsam zu, starrte sie an, ganz offen und unverhohlen. Unter seinem Blick fühlte sie sich nackt. Sie war praktisch nackt. Aber sie starrte ihn ebenfalls an, weil eine Hälfte seines Kopfs mit leuchtend rosa Brandnarben bedeckt war. Marylins Lächeln gefror zu einer Grimasse, sie ließ aber weiterhin ihre Hand ausgestreckt. Er schien kurz zu zögern, hob dann seine Hand, als wolle er die ihre erfassen. Aber das war keine Hand, sondern ein glänzender Metallhaken. Keine künstliche Hand, keine kunstvolle Prothese, nur ein schrecklicher Haken aus blankem Stahl.

Reacher hielt um achtzehn Uhr fünfzig am Randstein vor dem sechzigstöckigen Gebäude in der Wall Street. Er ließ den Motor laufen und suchte mit den Augen einen Bereich ab, dessen Spitze am Ausgang des Gebäudes lag und der sich nach beiden Seiten so weit über die Plaza erstreckte, wie die Gefahrenzone reichte, in der jemand sie vor ihm erreichen konnte. In diesem Dreieck hielt sich niemand auf, der ihn beunruhigte. Niemand, der dort herumlungerte, niemand, der die Drehtür beobachtete; nur ein dünner Strom von Angestellten, die mit Jacketts oder Kostümjacken über dem Arm und schweren Aktenkoffern in der Hand aus dem Gebäude kamen. Die meisten bogen nach links ab, um zur U-Bahn zu gehen. Manche traten zwischen die am Randstein geparkten Wagen, um im Verkehrsstrom nach einem freien Taxi Ausschau zu halten.

Die Autos am Randstein sahen unverdächtig aus. Der Wagen vor ihm war ein UPS-Fahrzeug; hinter ihm parkten mehrere Limousinen, deren Chauffeure



auf dem Gehsteig stehend auf ihre Fahrgäste warteten. Harmlose Geschäftigkeit, der Ausklang eines anstrengenden Tages. Reacher lehnte sich auf dem Fahrersitz zurück, um zu warten, während seine Augen ruhelos die Gefahrenzone absuchten und dabei immer wieder zu der Drehtür zurückkehrten.

Jodie tauchte einige Minuten vor sieben Uhr auf - früher als erwartet. Er entdeckte sie durchs Glas, im Foyer, als sie zum Ausgang hastete. Einen Augenblick lang fragte er sich, ob sie bereits auf seine Ankunft gewartet hatte. Zeitlich kam das ungefähr hin. Sie konnte den Taurus von ihrem Bürofenster aus gesehen haben und gleich zum Aufzug gegangen sein. Jetzt kam sie durch die Drehtür auf die Plaza. Er stieg aus und blieb wartend auf dem Gehsteig stehen. Sie trug wieder ihren Pilotenkoffer.

»Hallo, Reacher!«, rief sie.

»Hallo, Jodie«, sagte er.

Sie wusste etwas. Das las er in ihrem Gesicht. Sie hatte eine wichtige Nachricht für ihn, aber sie lächelte, als habe sie vor, ihn noch etwas zappeln zu lassen.

»Was?«, fragte er.

Jodie schüttelte den Kopf. »Du zuerst, okay?«

Sie stiegen ins Auto, und er berichtete von seinem Besuch bei dem alten Ehepaar. Ihr Lächeln verschwand, sie wurde zusehends ernster. Dann gab er ihr die abgewetzte Ledermappe und ließ sie den Inhalt durchblättern, während er sich entgegen dem Uhrzeigersinn durch den abendlichen Berufsverkehr kämpfte und einen engen Kreis beschrieb, der auf dem Broadway zwei Blocks nördlich von ihrer Wohnung endete. Dort hielt er vor einer Espressobar. Jodie hatte Rutters Bericht gelesen und studierte nun das Foto, das den ausgezehrten Grauhaarigen mit dem asiatischen

Soldaten zeigte.

»Unglaublich«, sagte sie leise.

»Gib mir deine Schlüssel«, verlangte er. »Du trinkst inzwischen einen Kaffee, und ich komme zu Fuß zurück, wenn ich weiß, dass in deinem Haus alles in Ordnung ist.«

Sie erhob keine Einwände, gab ihm einfach die Schlüssel, stieg aus, huschte über den Gehsteig und betrat den Coffeeshop. Er wartete, bis sie darin verschwand, und fuhr dann nach Süden weiter. Er lenkte den Taurus direkt in die Tiefgarage. Dies war ein anderer Wagen, und falls unten jemand lauerte, würde er lange genug zögern, um ihm den Vorsprung zu verschaffen, den er brauchte. Aber die Garage war menschenleer. Hier standen nur dieselben Fahrzeuge wie am Tag zuvor. Er parkte den Wagen auf Jodies Stellplatz und ging die Metalltreppe zur Eingangshalle hinauf. Auch dort begegnete ihm niemand. Niemand im Aufzug,

niemand auf dem Flur im dritten Stock. Die Wohnungstür war unbeschädigt. Er schloss auf und trat über die Schwelle. Auch hier niemand.

Reacher lief die Treppe hinunter und trat auf die Straße hinaus. Ging die zwei Blocks weit nach Norden, betrat den Coffeeshop und fand Jodie allein an einem verchromten Tisch sitzen, an dem sie, neben sich einen unberührten Espresso, Victor Hobies Briefe las.

»Trinkst du den noch?«, fragte er.

Sie legte das Dschungelfoto sorgfältig auf den Briefstapel.

»Dies alles hat weitreichende Auswirkungen«, sagte sie.

Er deutete das als Verneinung, zog die Tasse zu sich heran und leerte sie mit einem einzigen Schluck. Der Espresso war nur noch lauwarm, aber sehr stark.

»Komm, wir gehen«, sagte sie. Sie ließ zu, dass er ihren Aktenkoffer trug, und hakte sich bei ihm ein. An der Glastür gab Reacher ihr die Schlüssel zurück, dann durchquerten sie das Foyer und fuhren schweigend mit dem Lift nach oben. Jodie sperrte ihre Wohnungstür auf und trat vor ihm über die Schwelle.

»Also sind irgendwelche staatlichen Stellen hinter uns her«, sagte sie.

Er äußerte sich nicht dazu, zog nur sein Sakko aus und warf es aufs Sofa unter der Mondrian-Kopie.

»So muss es sein«, sagte sie.

Er trat ans Fenster und verstellte die Jalousie. Helles Tageslicht fiel durch die Lamellen und ließ den weißen Raum erstrahlen.

»Wir sind den Geheimnissen dieser Lager auf der Spur«, fuhr sie fort. »Deshalb versucht die Regierung, uns zum Schweigen zu bringen. Durch

die CIA oder sonst wen.«

Er ging an ihr vorbei in die Küche. Zog die Kühlschrankschranktür auf und holte eine Flasche Mineralwasser heraus.

»Wir sind in ernster Gefahr«, stellte sie fest. »Dir scheint das keine großen Sorgen zu machen.«

Er zuckte mit den Schultern und trank einen Schluck Wasser. Es war ihm viel zu kalt. Er mochte es lieber, wenn es Zimmertemperatur hatte.

»Das Leben ist zu kurz, um es mit Sorgen zu vertun«, erwiderte er.

»Dad hat sich Sorgen gemacht. Davon ist sein Herzleiden schlimmer geworden.«

Er nickte. »Ja, ich weiß. Tut mir Leid.«

»Warum nimmst du die Sache dann nicht ernst? Glaubst du ihnen nicht?«

»Doch, ich glaube ihnen«, sagte er. »Jedes Wort.«

»Und das Foto ist der Beweis, richtig? Dieser Ort existiert offenbar wirklich.«

»Ich weiß, dass er existiert«, sagte er. »Ich bin selbst dort gewesen.«

Sie starrte ihn an. »Du warst dort? Wann? Wie?«

»Das ist noch nicht lange her«, antwortete er. »Ich bin ungefähr so nahe rangekommen wie dieser Rutter.«

»O Gott, Reacher«, sagte sie. »Was willst du wegen dieser Sache unternehmen?«

»Ich werde mir eine Pistole beschaffen.«

»Nein, wir sollten zur Polizei gehen. Oder uns vielleicht an die Presse wenden. Damit darf die Regierung nicht durchkommen.«

»Du wartest hier auf mich, okay?«

»Wohin willst du?«

»Ich gehe mir eine Pistole kaufen. Dann besorge ich uns eine Pizza. Die bringe ich mit.«

»Du kannst keine Pistole kaufen, nicht in New York City, verdammt noch mal! Das ist alles gesetzlich geregelt. Als Käufer musst du dich ausweisen und außerdem fünf Tage warten, bis du die Waffe bekommst.«

»Eine Pistole kann man überall kriegen«, sagte er.  
»Besonders in New York City Was möchtest du auf deiner Pizza?«

»Hast du genug Geld?«

»Für die Pizza?«

»Für die Pistole«, entgegnete sie.



»Die kostet weniger als die Pizza«, sagte er.  
»Sperr hinter mir ab, ja? Und mach nicht auf, ohne vorher durch den Spion zu schauen.«

Er ließ sie mitten in der Küche stehen. Ging die Treppe hinunter, verweilte einen Moment auf dem Gehsteig, um sich zu orientieren. In der nächsten Querstraße in südlicher Richtung hatte er eine Pizzeria entdeckt. Dort bestellte er eine große Pizza, halb mit Anchovis und Kapern, halb mit Peperoni belegt, die in einer halben Stunde fertig sein sollte. Dann marschierte er auf dem Broadway ostwärts. Er kannte New York gut genug, um zu wissen, dass sich hier alles rasch veränderte - zeitlich wie räumlich. Innerhalb weniger Blocks ging ein Stadtviertel ins andere über. Manchmal war ein Gebäude vorn ein Mittelstandsparadies, während dahinter Stadtstreicher schliefen. Er wusste, dass ein flotter zehnminütiger Fußmarsch ihn in eine Gegend bringen würde, die Welten von Jodies Luxusapartment entfernt war.

Was er suchte, fand er unter der Auffahrt zur Brooklyn Bridge. Dort lag ein Gewirr von Straßen, in denen es ein paar schäbige kleine Läden mit übervollen Schaufenstern und ein Basketballfeld mit Ketten statt Netzen unter den Korbringen gab. Die schwüle Luft war voller Lärm und Abgase. Reacher bog um eine Ecke, blieb an den Maschendrahtzaun des Basketballfelds gelehnt stehen und beobachtete, wie zwei Welten aufeinandertrafen. Einerseits floss der Verkehr zügig, und die Fußgänger waren eilig unterwegs; andererseits parkten viele Autos mit laufendem Motor, und Leute standen in kleinen Gruppen beisammen. Der Verkehr musste den stehenden Wagen ausweichen, und die Fußgänger schubsten und beschwerten sich über die Herumlungerer, die ihnen den Weg versperrten. Manchmal hielt ein Auto am Randstein, und ein Junge stürzte nach vorn ans Fahrerfenster. Ein kurzes Gespräch, dann wurde Geld übergeben und verschwand wie durch einen Zaubertrick. Der Junge flitzte zu einer Haustür zurück und verschwand. Im nächsten

Augenblick tauchte er wieder auf und kam erneut zu dem Wagen. Der Fahrer blickte sich kurz um, griff hastig nach einem Drogenbriefchen und fuhr mit aufheulendem Motor unter wildem Geheupe anderer Verkehrsteilnehmer davon. Der Junge nahm wieder seinen Posten auf dem Gehsteig ein und wartete.

Manche Kunden kamen zu Fuß, aber das System blieb immer das gleiche. Die Jungen dienten als Sicherung. Sie brachten das Geld hinein und die Päckchen heraus, und sie waren zu jung, um strafmündig zu sein. Reacher beobachtete, wie sie von drei über den gesamten Block verteilten Eingängen aus operierten. Das lebhafteste Geschäft lief vor dem mittleren Hauseingang ab - ungefähr zwei zu eins, was den Umsatz betraf. Dies war das elfte Gebäude, wenn man von Süden aus zählte. Reacher stieß sich vom Zaun ab und ging nach Osten davon. Vor ihm lag ein unbebautes Grundstück, über das hinweg er kurz den Fluss sehen konnte. Hoch über ihm spannte sich die

Brooklyn Bridge. Er wandte sich nach Norden und folgte einer schmalen Gasse hinter den Gebäuden. Zählte elf an ihren Rückseiten angebrachte eiserne Feuertreppen und sah die schwarze Limousine, die in einer engen Lücke neben dem elften Hintereingang parkte. Auf dem Kofferraumdeckel saß ein Junge von achtzehn oder neunzehn Jahren mit einem Handy in der Hand. Als Bewacher des Hintereingangs stand er auf der Karriereleiter eine Stufe höher als seine kleinen Brüder, die vorn über den Gehsteig flitzten.

Sonst war niemand zu sehen. Der Junge war auf sich allein gestellt. Für Reacher kam es jetzt darauf an, schnell zu gehen und sich scheinbar auf etwas weit jenseits der Zielperson zu konzentrieren. Der Typ musste den Eindruck haben, er werde kaum wahrgenommen. Reacher sah demonstrativ auf seine Armbanduhr. Er ging eilig, rannte fast. Den Wagen beachtete er erst im letzten Augenblick, als werde er durch ihn plötzlich in die Gegenwart zurückgeholt. Der Junge beobachtete ihn. Reacher

wich nach links aus, obwohl er wusste, dass er dort nicht an der Limousine vorbeikommen würde. Dann blieb er irritiert stehen und machte mit der angestauten Wut eines Mannes, der es eilig hat und durch ein lästiges Hindernis aufgehalten wird, auf dem Absatz kehrt. Aus dieser Bewegung heraus traf sein linker Arm den Jungen seitlich am Kopf. Als der Junge wegkippte, verpasste er ihm einen verhältnismäßig sanften rechten Haken. Schließlich wollte er ihn nicht gleich krankenhaushausreif schlagen.

Er ließ ihn vom Kofferraumdeckel fallen, ohne ihn aufzufangen, weil er sehen wollte, ob er wirklich außer Gefecht war. Wer bei Bewusstsein ist, versucht immer, seinen Sturz etwas abzumildern. Das tat dieser Junge nicht. Er schlug mit dumpfem Aufprall aufs Pflaster. Reacher drehte ihn auf den Rücken und durchsuchte seine Taschen. Der Junge besaß eine Waffe, aber die war nichts, was er triumphierend hätte vorzeigen können. Eine chinesische Kleinkaliberpistole, vermutlich ein Nachbau eines russischen Nachbaus

einer Waffe, die von Anfang an wertlos gewesen war. Er beförderte sie mit einem Tritt außer Reichweite unter den Wagen.

Reacher wusste, dass die Hintertür des Mietshauses unverschlossen sein würde, denn das war der Zweck eines Hinterausgangs, wenn man etwa hundertfünfzig Meter südlich der Police Plaza einen schwunghaften Drogenhandel betrieb. Kommen sie vorn herein, muss man durch die Hintertür abhauen können, ohne nach dem Schlüssel fummeln zu müssen. Er stieß sie mit der Fußspitze auf und warf einen Blick ins Halbdunkel des Flurs. Rechts vor sich erkannte er eine Tür, unter der sich ein heller Streifen Licht abzeichnete. Bis dorthin waren es ungefähr zehn Schritte.

Hier zu warten, war zwecklos. Dort würde niemand herauskommen, um zum Abendessen zu gehen. Er setzte sich in Bewegung, machte zehn Schritte und blieb an der Tür stehen. Das Gebäude stank nach Verfall, Schweiß und Urin. Es war

auffällig still. Ein unbewohntes Gebäude. Reacher horchte. Aus dem Raum war eine halblaute Stimme zu hören. Dann antwortete jemand. Also mindestens zwei Männer.

Die Tür aufzustoßen und dazustehen, um sich ein Bild von der Situation zu machen, ist nicht die richtige Methode. Der Kerl, der auch nur eine Sekunde zögert, ist derjenige, der früher stirbt. Nach Reachers Schätzung war das Gebäude rechts und links des Korridors, in dem er stand, vier bis fünf Meter breit. Also würde er die wenigen Meter in den Raum hineinstürmen, bevor die Männer überhaupt begriffen, was da geschah. Sie würden die Tür anstarren und sich fragen, ob noch weitere Eindringlinge folgten.

Er holte tief Luft und katapultierte sich durch die Tür, als sei sie überhaupt nicht da. Sie knallte an die Wand, und Reacher durchquerte den Raum mit drei, vier riesigen Schritten. Trübes Licht. Eine einzelne nackte Glühbirne. Zwei Männer.

Drogenbriefchen auf dem Tisch, Geld und eine Schusswaffe. Er traf den ersten Kerl mit einem gewaltigen Schlag genau an der Schläfe. Der Mann fiel zur Seite, und Reacher setzte ihn mit einem Kniestoß in den Unterleib außer Gefecht, während er zu dem zweiten Kerl unterwegs war, der mit vor Angst geweiteten Augen und aufgerissenem Mund von seinem Stuhl aufstehen wollte. Reacher traf ihn mit seinem Unterarm genau zwischen Augenbrauen und Haaransatz. Wurde der Schlag kräftig genug geführt, war der Betroffene eine halbe Stunde lang bewusstlos, aber sein Schädel blieb heil. Schließlich sollte dies eine Einkaufstour und keine Hinrichtung sein.

Reacher stand still und horchte durch die offene Tür nach draußen. Nichts. Der Typ am Hinterausgang schlief, und der Straßenlärm lenkte die Jungen auf dem Gehsteig ab. Er warf einen Blick auf den Tisch und sah wieder weg, weil die dort liegende Schusswaffe ein Colt Detective Special war. Ein sechsschüssiger Revolver



Kaliber 38 aus brüniertem Stahl mit Grifffschalen aus schwarzem Kunststoff. Mit gedrungenem, kaum fünf Zentimeter langem Lauf. Keine brauchbare Waffe. Nicht mal andeutungsweise das, was er suchte. Der kurze Lauf war ein Manko, und das Kaliber enttäuschend. Er erinnerte sich an einen Cop aus Louisiana, Captain einer kleinen Polizeistation im Bayou, den er einmal kennen gelernt hatte. Der Kerl war zur Militärpolizei gekommen, um sich in Bezug auf Schusswaffen beraten zu lassen, und Reacher hatte den Auftrag erhalten, sich um ihn zu kümmern. Der Captain hatte alle möglichen traurigen Geschichten über die Revolver Kaliber 38 erzählt, mit denen seine Männer bewaffnet waren. Man kann sich einfach nicht darauf verlassen, dass die einen Kerl umlegen, nicht wenn er mit Engelstaub vollgepumpt auf einen zustürmt, war sein Kommentar. Und er hatte von einem Selbstmord berichtet, bei dem sich das arme Opfer mit einem solchen Revolver fünfmal in den Kopf schießen musste, um sein Ziel zu erreichen. Reacher war so

beeindruckt davon, dass er beschlossen hatte, dieses Kaliber in Zukunft zu meiden, und von diesem Vorsatz wollte er auch jetzt nicht abweichen. Deshalb kehrte er dem Tisch den Rücken zu und horchte erneut nach draußen. Nichts. Er ging neben dem Mann, den er an der Stirn getroffen hatte, in die Hocke und tastete seinen Oberkörper ab.

Die umsatzstärksten Dealer verdienten das meiste Geld, und damit konnten sie sich die besten Spielsachen leisten - deshalb war Reacher hier. Genau die Waffe, die er suchte, entdeckte er in der linken Brusttasche des Kerls. Etwas weit Besseres als einen kümmerlichen Revolver Kaliber 38. Eine große schwarze Steyr GB, eine attraktive Neunmillimeterpistole, von der Reachers alte Freunde bei den Special Forces immer geschwärmt hatten. Er zog sie heraus und überprüfte sie. Das Magazin enthielt alle achtzehn Patronen, und die Kammer roch, als sei aus ihr noch nie geschossen worden. Er betätigte den

Abzug und beobachtete, wie der Mechanismus sich bewegte. Dann setzte er die Pistole wieder zusammen, steckte sie hinten in seinen Hosenbund und lächelte zufrieden. Er beugte sich zu dem Bewusstlosen hinunter und flüsterte: »Ich kaufe dir deine Steyr für einen Dollar ab. Passt dir das nicht, brauchst du bloß den Kopf zu schütteln, okay?«

Dann stand er auf, nahm einen Eindollarschein von dem Packen Geld in seiner Hosentasche und ließ ihn mit dem Detective Special beschwert auf dem Tisch liegen. Trat wieder auf den Korridor hinaus. Alles war ruhig. Er ging die zehn Schritte zurück und kam wieder ins Helle. Sah nach beiden Seiten der Gasse, bevor er die Fahrertür der schwarzen Limousine öffnete und den Hebel betätigte, der den Kofferraumdeckel aufspringen ließ. Im Kofferraum fand er eine leere Sporttasche aus schwarzem Nylon und unter dem rot-schwarzen Geschlängel eines Starthilfekabels eine kleine Schachtel Neunmillimeterpatronen. Er nahm die Sporttasche, legte die Patronenschachtel hinein und

verschwand. Die Pizza wartete schon auf ihn, als er wieder den Broadway erreichte.

Es passierte ganz plötzlich. Ohne Vorwarnung. Sobald sie im Haus waren und die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, schlug der Mann mit dem zu, was sich in seinem leeren Ärmel verbarg, und traf Sheryls Gesicht. Marilyn war vor Entsetzen wie gelähmt. Sie sah, wie der Mann ausholte und der Haken einen Bogen beschrieb, und sie hörte den dumpfen Aufprall, mit dem er Sheryls Gesicht traf. Sie schlug beide Hände vor den Mund, als sei es entscheidend wichtig, jetzt nicht aufzuschreien. Sie sah, wie der Mann zu ihr herumwirbelte, unter seine rechte Achsel griff und mit der linken Hand eine Pistole zog. Sie sah Sheryl rückwärts zu Boden sinken und auf dem Teppichboden liegen bleiben, der von der Dampfreinigung noch feucht war. Sie sah die Pistole einen Bogen beschreiben, der dem vorigen entgegengesetzt war, bis sie genau

auf sie zielte. Die Waffe war grau, mit einem Ölfilm überzogen. Ein stumpfes Grau, das jedoch glänzte. Sie machte auf ihre Brust zielend Halt, und Marilyn starrte sie an und konnte nur denken: Das meinen die Leute also, wenn sie von Metallgrau reden.

»Herkommen!«, befahl der Mann.

Marilyn war wie gelähmt. Ihre Hände bedeckten den Mund, und ihre Augen waren so weit aufgerissen, dass sie fürchtete, ihre Gesichtshaut könnte reißen.

»Herkommen!«, wiederholte der Mann.

Sie starrte auf Sheryl hinunter, die sich auf den Bauch gewälzt hatte und sich auf ihren Ellbogen aufzurichten versuchte. Sie schielte und hatte starkes Nasenbluten. Ihre Oberlippe begann anzuschwellen, und von ihrem Kinn tropfte Blut. Ihr Rock war so weit hochgerutscht, dass Marilyn sehen konnte, wo ihre Strumpfhose in den

blickdichten Teil übergang. Sie atmete keuchend. Dann gaben ihre Ellbogen wieder nach, und sie rutschte mit gespreizten Knien nach vorn. Ihr Kopf knallte mit einem dumpfen Schlag auf den Teppichboden und rollte zur Seite.

»Herkommen!«, befahl der Mann noch einmal.

Marilyn starrte sein Gesicht an. Es war völlig unbeweglich. Die Narben sahen wie harter Kunststoff aus. Ein Auge lag unter einem Lid, das dick und grob wie Schwielen zu sein schien. Das andere musterte sie kalt und ohne zu blinzeln. Sie fixierte die Pistole. Die kaum einen halben Meter von ihrer Brust entfernte Waffe bewegte sich nicht. Die Hand, die sie hielt, war glatt und gepflegt. Die Fingernägel waren manikürt. Marilyn trat einen winzigen Schritt vor.

»Näher.«

Sie schob ihre Füße vor, bis die Mündung der Pistole ihr Kleid berührte. Durch die dünne Seide

hindurch konnte sie die Härte und Kälte des grauen Metalls spüren.

»Näher.«

Sie starrte ihn an. Sein Gesicht befand sich nur noch wenige Zentimeter von ihrem entfernt. Die Haut links war grau und von Runzeln durchzogen, das gesunde Auge von Fältchen umgeben. Das rechte Auge blinzelte. Sein Lid bewegte sich langsam und schwerfällig. Es senkte und hob sich dann wieder - bedächtig, wie eine Maschine. Sie lehnte sich etwas weiter vor. Die Pistolenmündung drückte gegen ihre Brust.

»Näher.«

Marilyn bewegte die Füße. Er erhöhte den Druck auf die Waffe. Das Metall presste sich in ihr weiches Fleisch, bohrte sich in ihre Brust. In der Seide bildete sich ein tiefer Krater. Es tat ihr weh. Der Mann hob seinen rechten Arm, den mit dem Haken. Er hielt ihn ihr vor die Augen. Der Haken

bestand aus blank poliertem Stahl. Der Mann drehte ihn mit einer unbeholfenen Bewegung seines rechten Unterarms. Sie hörte in seinem Ärmel Leder knarren. Der Haken lief vorn spitz aus. Er drehte die Spitze weg und legte den flachen Teil der Rundung an ihre Stirn. Sie zuckte zusammen. Der Stahl war kalt. Er ließ ihn über Stirn und Nase tiefer gleiten. Drückte ihn gegen ihre Oberlippe. Presste ihn gegen ihren Mund, bis er sich öffnete. Tippte leicht an ihre Vorderzähne. Der Haken verfang sich an der Unterlippe, weil sie trocken war. Der Mann zog ihre Lippe mit dem Stahl herab. Er fuhr mit dem Haken über ihr Kinn und von dort aus zu ihrer Kehle. Dann wieder hinauf, bis er unter Marilyns Unterkiefer zu liegen kam. Er zwang sie durch die Kraft seiner Schulter, den Kopf zu heben, und starrte ihr in die Augen.

»Mein Name ist Hobie«, sagte er.

Sie stand auf Zehenspitzen, um den Druck auf ihre Kehle zu verringern, und begann zu würgen. Sie



konnte sich nicht erinnern, Atem geholt zu haben, seit sie die Haustür geöffnet hatte.

»Hat Chester Ihnen von mir erzählt?«

Marilyns Kopf wurde nach hinten gedrückt. Sie starrte die Decke an. Die Pistolenmündung bohrte sich weiter in ihre Brust. Sie war nicht mehr kalt. Die Hitze ihres Körpers hatte sie angewärmt. Sie schüttelte den Kopf - eine kleine hastige Bewegung, die durch den Druck des Hakens begrenzt wurde.

»Er hat Ihnen nicht von mir erzählt?«

»Nein«, keuchte sie. »Wieso? Hätte er's tun sollen?«

»Ist er ein verschlossener Mann?«

Sie schüttelte nochmals den Kopf. Wieder diese hastige kleine Bewegung, bei der die Haut unter ihrem Kinn sich an dem blanken Stahl rieb.

»Hat er Ihnen von seinen finanziellen Problemen erzählt?«

Sie blinzelte. Schüttelte erneut den Kopf.

»Dann ist er also verschlossen.«

»Schon möglich«, keuchte sie. »Aber ich hab's trotzdem gewusst.«

»Hat er eine Freundin?«

Sie blinzelte wieder. Schüttelte den Kopf.

»Wie wollen Sie das wissen?«, fragte Hobie.  
»Wenn er doch verschlossen ist?«

»Was wollen Sie?«, keuchte Marilyn.

»Aber er braucht keine Freundin, denke ich. Sie sind eine sehr schöne Frau.«

Sie blinzelte, stand auf Zehenspitzen. Die Absätze

ihrer Gucci-Sandalen berührten den Teppichboden nicht mehr.

»Ich habe Ihnen gerade ein Kompliment gemacht«, stellte Hobie fest. »Sollten Sie sich nicht irgendwie dazu äußern? Höflich?«

Er verstärkte den Druck. Der Stahl grub sich ins Fleisch ihrer Kehle. Ihr linker Fuß stand nicht mehr auf dem Boden.

»Danke«, keuchte sie.

Der Druck des Hakens ließ nach. Ihr Blick kehrte in die Horizontale zurück, ihre Absätze berührten wieder den Boden. Sie keuchte laut, atmete heftig ein und aus.

»Eine sehr schöne Frau.«

Er nahm den Haken von ihrer Kehle. Der Stahl berührte ihre Taille. Folgte der Kurve ihrer Hüfte, glitt über ihren Oberschenkel tiefer. Hobie starrte

ihr weiter ins Gesicht. Die Pistole blieb gegen ihre Brust gedrückt. Der Haken drehte sich, und die flache Seite des Bogens verließ ihren Oberschenkel, den jetzt nur noch die Spitze berührte. Sie wanderte langsam tiefer. Marilyn spürte, wie sie von der Seide auf ihr nacktes Bein glitt. Sie war spitz. Nicht wie eine Nadel, sondern wie ein Bleistift. Sie hielt inne. Dann bewegte sie sich wieder nach oben. Er verstärkte den Druck etwas. Die Stahlspitze ritzte ihre Haut nicht. Das wusste Marilyn. Aber sie hinterließ eine Furche in ihrem festen Fleisch. Sie glitt höher, verhakte sich unter der Seide. Marilyn fühlte das kalte Metall auf der Haut ihres Oberschenkels. Der Haken bewegte sich weiter nach oben. Sie spürte, wie die dünne Seide sich im Stahlbogen des Hakens zusammenrollte. Der Haken glitt höher. Hinten rutschte der Kleidersaum über die Rückseite ihrer Oberschenkel hinauf. Sheryl regte sich auf dem Teppichboden. Der Haken bewegte sich nicht weiter, und Hobies schreckliches rechtes Auge blickte langsam zur Seite und nach unten.

»Greifen Sie in meine Jackentasche!«, befahl er.

Sie starrte ihn an.

»Mit Ihrer linken Hand in meine rechte Tasche.«

Sie musste dichter an ihn herantreten und zwischen seinen Armen nach unten greifen. Dabei kam sie seinem Gesicht nahe. Es roch nach Seife. Sie tastete nach seiner Jackentasche. Steckte ihre Hand hinein und schloss sie um einen kleinen Zylinder. Zog ihn heraus. Der Zylinder war eine angebrochene Rolle Gewebeland. Silber. Schätzungsweise noch fünf Meter. Hobie trat von ihr zurück.

»Fesseln Sie Sheryl damit die Arme«, sagte er.

Sie bewegte ihre Hüften, damit der Kleidersaum wieder herunterrutschte. Hobie beobachtete sie dabei und lächelte. Sie sah zwischen der silbernen Rolle Gewebeland und der auf dem Teppichboden Liegenden hin und her.

»Drehen Sie sie um«, sagte er.

Das aus dem Wohnzimmer in die Diele fallende Licht ließ den Pistolenlauf glänzen. Sie kniete neben Sheryl nieder. Zog an der einen Schulter, drückte gegen die andere, bis sie wieder auf dem Bauch lag.

»Drücken Sie ihre Ellbogen zusammen«, sagte er.

Marilyn zögerte. Er hob erst die Pistole, dann den Haken und breitete dabei die Arme aus, um seine Überlegenheit zu demonstrieren. Sie verzog das Gesicht. Sheryl bewegte sich erneut. Ihr Blut bildete eine Lache auf dem Teppichboden. Es war dunkelbraun und klebrig. Marilyn benutzte beide Hände, um ihr die Ellbogen hinter dem Rücken zusammenzudrücken. Hobie beobachtete sie dabei.

»Richtig eng zusammen«, sagte er.

Mit einem Fingernagel löste sie das festgeklebte Ende des Gewebebands. Dann wickelte sie es

knapp unterhalb der Ellbogen mehrmals um Sheryls Unterarme.

»Enger«, sagte er. »Um die ganzen Arme.«

Sie wickelte das Klebeband wieder und wieder um Sheryls Arme, bis die Fessel von den Handgelenken bis zu den Ellbogen reichte. Sheryl fing an, sich zu regen und schwache Abwehrbewegungen zu machen.

»Okay, setzen Sie sie auf«, sagte Hobie.

Marilyn zog sie in eine sitzende Position hoch. Ihr Gesicht war voller Blut. Ihre Nase sah unförmig aus und verfärbte sich blau. Ihre Lippen waren geschwollen.

»Kleben Sie ihr einen Streifen über den Mund«, sagte Hobie.

Sie benutzte ihre Zähne, um einen fünfzehn Zentimeter langen Streifen abzureißen. Sheryl

blinzelte, schien ihre Umgebung wieder wahrzunehmen. Marilyn erwiderte ihren Blick mit einem unglücklichen Schulterzucken, in dem eine hilflose Bitte um Verzeihung lag, und klebte ihr das Band über den Mund. Das dicke silberne Klebeband war mit eingelegtem Gewebe verstärkt. Es glänzte, ohne rutschig zu sein. Marilyn rieb mit den Fingern darüber, damit es richtig klebte. Sheryls Nase begann zu blubbern, und sie riss in Panik die Augen auf.

»Gott, sie bekommt keine Luft!«, keuchte Marilyn.

Sie wollte das Klebeband wieder entfernen, aber Hobie trat ihre Hand weg.

»Sie haben ihr das Nasenbein gebrochen«, sagte Marilyn. »Sie bekommt keine Luft.«

Die Pistole zielte nach unten auf ihren Kopf. Mit ruhiger Hand gehalten. Aus kaum einem halben Meter Entfernung.



»So stirbt sie!«, sagte Marilyn.

»Das ist verdammt sicher«, bestätigte Hobie.

Sie starrte entsetzt zu ihm auf. In Sheryls zertrümmerten Nasengängen blubberte und gluckste Blut. Ihre Augen drohten aus ihren Höhlen zu quellen. Ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft. Hobie sah weiter Marilyn an.

»Soll ich nett sein?«, fragte er.

Sie nickte wild.

»Sind Sie dann auch nett?«

Sie hatte nur Augen für ihre Freundin. Sheryl wurde von Krämpfen geschüttelt, während sie nach Luft rang. Sie warf ihren Kopf hin und her. Hobie beugte sich zu ihr hinab und setzte seinen Haken so an, dass die Spitze übers Klebeband scharrte, als Sheryl ihren Kopf von einer Seite zur anderen warf. Dann stieß er zu und drückte die Spitze durch

das silberne Gewebepband. Bewegte seinen Arm von links nach rechts. Zog den Haken wieder heraus. Im Klebepband blieb ein gezackter Schlitz zurück, durch den Luft eindrang. Der Streifen wurde eingesaugt und wieder ausgeblasen, während Sheryl keuchend nach Luft rang.

»Ich war nett«, sagte Hobie. »Also sind Sie mir jetzt was schuldig, okay?«

Sheryls Atemzüge pfiffen laut durch den Schlitz. Sie konzentrierte sich darauf. Sie starrte mit zusammengekniffenen Augen nach unten, als wolle sie sich davon überzeugen, dass sie wirklich Luft bekam. Marilyn beobachtete sie, neben ihr kauern, starr vor Entsetzen.

»Helfen Sie ihr in den Wagen«, sagte Hobie.

Chester Stone war auf der Toilette im siebenundachtzigsten Stock allein. Tony hatte ihn gezwungen, dort hineinzugehen. Nicht mit Gewalt. Er hatte nur stumm auf die offene Tür gedeutet, und Stone war in seiner Unterwäsche, mit den schwarzen Socken und den glänzend geputzten Schuhen an den Füßen über den Teppich gehuscht. Dann hatte Tony seinen Arm gesenkt und ihn aufgefordert, dort drinnen zu bleiben, und die Tür hinter ihm geschlossen. Von draußen waren gedämpfte Geräusche zu hören gewesen, und nach ein paar Minuten verließen die beiden Männer offenbar das Büro, denn Stone hörte, wie Türen zufielen, bevor in der Nähe ein Aufzug surrte. Danach herrschte Stille.

Er saß auf dem gefliesten Boden, lehnte mit dem Rücken an der mit grauem Granit verkleideten Wand und starrte ins Leere. Die Toilettentür war

nicht abgesperrt. Das wusste er. Als sie sich geschlossen hatte, war kein Schlüssel umgedreht, kein Türkopf verriegelt worden. Ihm war kalt. Die Kälte kroch durch die dünne Baumwolle seiner Boxershorts. Er begann zu frösteln. Er war hungrig und durstig.

Er horchte aufmerksam. Nichts. Er stemmte sich hoch und trat ans Waschbecken. Drehte den Wasserhahn auf und horchte erneut, während ein dünner Strahl Wasser herausfloss. Nichts. Er beugte den Kopf übers Becken und trank. Seine Zähne berührten das Metall des Wasserhahns, und er schmeckte das Chlor des Stadtwassers. Er behielt einen großen Schluck im Mund und umspülte damit seine trockene Zunge. Dann schluckte er das Wasser hinunter und drehte den Hahn wieder zu.

Er wartete eine Stunde. Eine volle Stunde, in der er auf dem Boden saß, die unversperrte Tür anstarrte und auf die Stille horchte. Die Stelle, wo

der Kerl ihn getroffen hatte, tat weh. Ein stechender Schmerz, wo die Faust von seinen Rippen abgeglitten war. Und eine leichte, schleichende Übelkeit in der Magengrube, wo der Schlag sein Ziel gefunden hatte. Er hielt seinen Blick auf die Tür gerichtet und versuchte, den Schmerz auszublenden. Die Geräusche der Aufzüge und der Klimaanlage, das Rauschen von Wasser in den Leitungen und die Windgeräusche an den Fenstern ergaben zusammen ein tiefes, nicht unangenehmes Summen, das knapp jenseits der normalen Hörschwelle lag.

Er fror und war hungrig, hatte Schmerzen und Angst. Er rappelte sich auf, stand zusammengekrümmt da und horchte. Nichts. Er schlurfte über den Granit. Blieb mit einer Hand auf dem Türkopf stehen. Lauschte angestrengt. Noch immer nichts. Er öffnete die Tür. Das riesige Büro war düster und still. Leer. Er ging leise über den Teppich durch den Raum und blieb an der Tür zum Empfangsbereich stehen. Dort war er den mehrfach

nebeneinander angeordneten Aufzügen näher. Er konnte die Kabinen in ihren Schächten auf und ab surren hören. Er legte sein Ohr an die Tür. Nichts. Er öffnete sie. Der Empfangsbereich war düster und verlassen. Das Eichenholz schimmerte blass, und die Messingverzierungen blitzten hier und da. Er konnte das Aggregat des Kühlschranks in der Teeküche rechts hören. Er konnte kalten, abgestandenen Kaffee riechen.

Die Tür zum Korridor war abgesperrt. Eine große, massive Tür, die den strengen Bauvorschriften entsprechend vermutlich feuerfest war. Sie war innen mit gekalkter Eiche verkleidet, aber in dem Spalt zwischen Türblatt und Rahmen konnte man sehen, dass sie aus Stahl bestand. Er rüttelte an der Klinke, aber die Tür bewegte sich nicht. Er blieb lange dort stehen und starrte durch das kleine Drahtglasfenster hinaus - zehn Meter von den Aufzügen und der Freiheit entfernt. Dann wandte er sich der Theke im Empfangsbereich zu.

Von vorn war sie gut einen Meter hoch. Auf der Rückseite befanden sich Fächer, die Briefpapier, Umschläge, Ordner und sonstigen Bürokrum enthielten, darüber war eine Schreibplatte montiert, auf der ein Telefon stand; ein komplizierter Apparat mit dem Hörer links und den Tasten rechts unter einer kleinen rechteckigen Anzeige. Darauf stand ein einziges Wort: AUS. Er nahm den Hörer ab, die Leitung war tot. Er drückte wahllos irgendwelche Knöpfe. Nichts. Er suchte die Konsole systematisch ab, ließ seinen Finger über alle Knöpfe gleiten und fand so den Knopf BETRIEB. Als er ihn drückte, wechselte die kleine grüne Anzeige zu CODE EINGEBEN. Als er auf gut Glück ein paar Zahlen eintippte, wurde sofort wieder AUS angezeigt.

Unter der Schreibplatte befanden sich auch Schrankfächer. Alle mit kleinen Eichentüren, alle abgesperrt. Er rüttelte an ihnen und hörte ihre kleinen Schlossriegel in Metallrahmen klappern. Er ging in Hobies Büro zurück. Zum Schreibtisch.

Auf den Sofas lag nichts. Seine Kleidungsstücke waren verschwunden, Auf dem Schreibtisch lag nichts. Alle Schubladen waren abgeschlossen. Er hockte sich davor und zog an den Griffen. Die Schubladen bewegten sich nur ein winziges Stück. Er sah den Abfallbehälter unter dem Schreibtisch: ein nicht sehr hoher Messingzylinder. Er sah hinein. Auf dem Boden lag seine leere Geldbörse, daneben das Foto von Marilyn mit der Rückseite nach oben. Das Papier war über und über mit dem Markennamen Kodak bedruckt. Er griff in den Abfallbehälter und drehte es um. Marilyn lächelte ihn an. Er hatte diese Aufnahme selbst gemacht. Sie trug das Seidenkleid. Den Sexyfummel, den sie sich hatte anfertigen lassen. Sie ahnte nicht, dass er die Sache mit der Maßanfertigung wusste. Das Atelier hatte angerufen, als er allein zu Hause war. Er hatte die Schneiderin gebeten, sich nochmals zu melden, und Marilyn in dem Glauben gelassen, er nehme ihr den Kauf von der Stange ab. Auf diesem Foto trug sie es zum ersten Mal. Sie lächelte etwas verlegen, obwohl ihre Augen spitzbübisch blitzten.



Er hielt das Foto in der Hand und starrte es an; dann legte er es wieder in den Abfallbehälter, weil er keine Tasche hatte, in die er es hätte stecken können.

Er stand ruckartig auf und ging um den Lederdrehstuhl herum zu der Fensterwand. Schob die Lamellen der Jalousie mit beiden Händen auseinander und blickte hinaus. Er musste etwas unternehmen. Aber er befand sich im siebenundachtzigsten Stock. Von hier aus waren nur der Hudson River und New Jersey zu sehen. Keine Nachbarn gegenüber, denen man Hilfe suchend hätte zuwinken können. Überhaupt nichts gegenüber. Er ließ die Lamellen zurückschnappen, schritt mehrmals jeden Winkel des Büros und des Empfangsbereichs ab. Hoffnungslos. Er war hier gefangen. Fröstelnd und ins Leere starrend, blieb er mitten im Raum stehen.

Er hatte Hunger und keine Ahnung, wie spät es war. Die Bürotür besaß kein Schloss, und er besaß

keine Uhr. Die Sonne stand tief im Westen. Also früher Abend. Er schlich zur Bürotür. Horchte erneut. Nichts als das beruhigende Summen des Gebäudes und das leise Rattern des Kühlaggregats. Er ging vom Büro in die Küche. Er zögerte, bevor er auf den Lichtschalter drückte. Eine Leuchtstoffröhre flammte auf. Sie flackerte einige Sekunden lang, dann tauchte sie den Raum in fahles Licht und ließ dabei ein Brummen hören. Die kleine Küche war mit einem winzigen Spülbecken aus Edelstahl und einer ebenso winzigen Arbeitsplatte ausgestattet. Es gab abgespülte, auf dem Kopf stehende Kaffeebecher und eine Kaffeemaschine mit braunen Flecken von altem Kaffee. Unter der Arbeitsfläche ein winziger Kühlschrank mit Milch und einem Sechserpack Bier sowie einer Tragetasche von Zabar's. Er zog sie heraus. Sie enthielt etwas, das in Zeitungspapier eingeschlagen war. Etwas Schweres und Festes. Er wickelte den Gegenstand auf der Arbeitsplatte aus. Eine undurchsichtige Plastiktüte kam zum Vorschein. Als er sie an der

Naht hochhob, fiel die abgetrennte Hand heraus. Die weißen Finger waren zusammengekrümmt, und Stone sah schwammiges, purpurrotes Fleisch, zersplitterte Knochen und blutleere blaue Adern, die aus dem Handgelenk hingen. Dann drehte der fahle Lichtschein der Deckenbeleuchtung sich um ihn, und er sackte ohnmächtig zusammen.

Reacher stellte den Pizzakarton auf den Boden des Aufzugs, zog die Pistole aus dem Hosenbund und legte sie in die schwarze Sporttasche zu der Patronenschachtel. Dann hob er den Karton wieder auf, kurz bevor die Lifttüren sich im dritten Stock öffneten. Die Wohnungstür ging auf, als er in Sichtweite des Türspions kam. Jodie wartete schon auf ihn. Sie trug noch immer das Leinenkleid, das vom langen Sitzen im Büro leicht verknittert war.

»Ich habe unser Abendessen mitgebracht«, sagte

er.

Sie betrachtete die Sporttasche.

»Letzte Chance, Reacher. Wir sollten mit jemandem über diese ganze Sache reden.«

»Nein«, sagte er.

Er stellte die Sporttasche ab, und Jodie sperrte die Tür ab.

»Okay«, sagte sie. »Falls dahinter irgendwie doch die Regierung steckt, hast du möglicherweise Recht. Dann ist's vielleicht besser, nicht zu den Cops zu gehen.«

»Richtig«, erwiderte er.

»Also gut, ich mache mit.«

»Komm, lass uns essen«, sagte er.

Er ging mit dem Pizzakarton in die Küche. Jodie hatte den Tisch gedeckt. Teller, Bestecke, Papierservietten, Gläser mit Eiswasser. Als ob hier zwei Leute wohnten. Er stellte den Karton auf die Arbeitsplatte und klappte ihn auf.

»Such dir eine aus«, sagte er.

Sie stand dicht hinter ihm. Er konnte ihr Parfüm riechen und spürte, wie ihre Hand flach auf seinem Rücken lag. Die Berührung schien wie Feuer zu brennen. Sie ließ ihre Hand eine Sekunde dort ruhen, dann schob sie ihn damit zur Seite.

»Wir teilen sie uns«, erklärte sie.

Sie trug den Karton an den Tisch. Trennte die Stücke, verteilte sie auf die beiden Teller. Er setzte sich, nahm einen Schluck Wasser und beobachtete sie. Sie verstand es, selbst solche banalen Tätigkeiten voller Grazie auszuführen. Sie legte die fettige Schachtel auf die Arbeitsplatte und setzte sich an den Tisch. Er hörte das leise

Rascheln des Kleides. Ihr Fuß stieß unter dem Tisch an seinen Knöchel.

»Entschuldigung«, sagte sie.

Sie wischte sich die Finger an der Serviette ab und warf ihr Haar mit Schwung nach hinten. Sie hielt das zusammengerollte Pizzastück in der linken Hand, biss heißhungrig hinein.

»Kein Lunch«, sagte sie erklärend. »Du hast mir verboten, das Gebäude zu verlassen.«

Sie streckte rasch die Zungenspitze heraus und erwischte damit einen Käsefaden. Lächelte verlegen. Nahm einen großen Schluck Wasser. »Ich liebe Anchovis. Woher hast du das gewusst? Aber man kriegt später Durst davon, nicht? So salzig.«

Ihr Kleid war ärmellos. Ihre Arme waren schlank und braun. Sie sah hinreißend aus, und es verschlug ihm den Atem. Ihr Körper war ihm ein Rätsel. Er konnte sich nicht vorstellen, dass in ihm

genug Platz für alle lebenswichtigen Organe war. Trotz seiner Schlankheit wirkte er kräftig, sportlich und dynamisch. Er erinnerte sich, wie sie fünfzehn Jahre zuvor ihren sehnigen Arm um ihn geschlungen hatte.

»Ich kann heute nicht hier übernachten«, sagte er.

Sie sah ihn an. »Warum nicht? Wenn du noch etwas zu erledigen hast, komme ich mit. Wie ich vorhin gesagt habe: Ich mache mit.«

»Nein, ich kann einfach nicht bleiben«, erwiderte er.

»Warum nicht?«, fragte sie erneut.

Er holte tief Luft.

»Es wäre unpassend, wenn ich hier bliebe«, sagte er.

»Warum, um Himmels willen?«

Er zuckte verlegen mit den Schultern. »Einfach darum, Jodie. Weil du mich wegen Leon wie einen Bruder oder Onkel oder so was betrachtetest, was ich aber eigentlich nicht bin, stimmt's?«

Sie starrte ihn an.

»Tut mir Leid«, sagte er.

Ihre Augen waren groß geworden. »Was?«

»Weil es nicht recht wäre«, erklärte er behutsam. »Du bist nicht meine Schwester oder meine Nichte. Das ist bloß eine Illusion, weil ich deinem Vater nahe gestanden habe. Für mich bist du eine schöne Frau, und ich kann nicht hier mit dir allein bleiben.«

»Warum nicht?«, wiederholte sie, atemlos.

»Mein Gott, Jodie, warum nicht? Weil es unpassend wäre, darum. Ich muss dir das nicht ausführlich erklären. Du bist weder meine



Schwester noch meine Nichte, und ich kann nicht so tun, als seist du etwas in dieser Art. Diese Schauspielerei macht mich verrückt.«

Sie saß stocksteif da. Starrte ihn an.

»Und seit wann geht's dir so?«, fragte sie.

Er zuckte verlegen mit den Schultern. »Schon immer, wenn du's genau wissen willst. Seit ich dich kenne. Gib mir 'ne Chance, Jodie, du warst damals kein Kind mehr. Der Altersunterschied zwischen uns beiden war geringer als der zwischen Leon und mir.«

Sie schwieg. Er wartete auf die Tränen. Die Empörung. Das Entsetzen. Sie starrte ihn nur an. Er bedauerte schon, überhaupt etwas gesagt zu haben.

»Tut mir Leid«, sagte er nochmals.

Ihre Miene war ausdruckslos. Große blaue Augen starrten ihn an. Sie hatte ihre Ellbogen auf den

Tisch gestützt. Der Ausschnitt ihres Leinenkleids stand ein wenig ab, und er konnte den Träger ihres Büstenhalters sehen. Sie wirkte geknickt. Er schloss die Augen und seufzte.

Dann tat sie etwas sehr Merkwürdiges. Sie stand langsam auf, schob ihren Stuhl beiseite, packte mit beiden Händen die Tischkante und zog den Tisch weg. Dann drehte sie sich um und stieß ihn mit der Rückseite ihrer Oberschenkel weiter, bis unter die Arbeitsplatte. So befand Reacher sich auf seinem Stuhl sitzend plötzlich allein in der Mitte des Raums. Sie kam zurück und baute sich vor ihm auf. Ihm stockte der Atem.

»Du hast mich also einfach nur als Frau gesehen?«, fragte sie.

Er nickte unglücklich.

»Nicht als kleine Schwester? Nicht als deine Nichte?«

Er schüttelte den Kopf. Sie machte eine Pause.

»Sexuell?«, wollte sie wissen.

Er nickte, noch immer verlegen, resigniert.  
»Natürlich sexuell. Was denkst du? Sieh dich doch an! Ich habe letzte Nacht kaum ein Auge zugetan.«

Sie stand einfach nur da.

»Ich musste es dir sagen«, erklärte er. »Tut mir echt Leid, Jodie.«

Sie schloss die Augen. Kniff sie fest zusammen. Plötzlich breitete sich auf ihrem Gesicht ein Lächeln aus. Dann explodierte sie förmlich und stürzte sich auf ihn. Sie landete auf seinem Schoß, schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn, als müsse sie sterben, wenn sie damit aufhörte.

Das Auto gehörte Sheryl, aber er zwang Marilyn

dazu, es zu fahren. Er saß auf dem Rücksitz hinter Marilyn, Sheryl, deren gefesselte Arme sich tief in die Sitzpolster drückten, rechts neben sich. Sie atmete keuchend durch das aufgeschlitzte Klebeband. Er platzierte seinen Haken so auf ihrem Oberschenkel, dass die Spitze sich leicht in die Haut grub. In der linken Hand hielt er die Pistole. Damit berührte er Marylins Nacken, um sie keinen Augenblick vergessen zu lassen, dass er eine Waffe besaß.

Tony wartete in der Tiefgarage auf sie. Nach Büroschluss war dort unten niemand mehr unterwegs. Tony übernahm Sheryl, Hobie zog Marilyn am Arm mit sich. Sie fuhren zu viert mit dem Lastenaufzug nach oben. Hobie schloss die Tür zum Korridor auf und betrat als Erster den Empfangsbereich. In der Teeküche brannte Licht. Stone lag in seiner Unterwäsche auf dem Boden. Marilyn schrie leise auf und rannte zu ihm. Hobie beobachtete die Bewegungen ihres Körpers unter der dünnen Seide und lächelte. Wandte sich ab und

sperrte die Korridortür zu. Steckte Pistole und Schlüssel ein. Marilyn stand wie gelähmt an der Tür, starrte in die Teeküche, wieder beide Hände vor den Mund geschlagen, war kreidebleich und riss entsetzt die Augen auf. Hobie folgte ihrem Blick. Auf der Arbeitsplatte lag die Hand - die Handfläche nach oben, die Finger gekrümmt. Marylins Blick glitt entsetzt über die Gestalt des vor ihr Liegenden.

»Keine Sorge«, sagte Hobie, »die gehört nicht ihm. Aber das ist keine schlechte Idee, nicht? Ich könnte ihm eine Hand abhacken, wenn er nicht tut, was ich verlange.«

Marilyn starrte ihn an.

»Oder ich könnte Ihnen eine abhacken«, sagte er. »Und könnte ihn dabei Zusehen lassen. Vielleicht könnte ich ihn dazu bringen, es für mich zu tun.«

»Sie sind verrückt«, flüsterte Marilyn

»Das täte er, wissen Sie«, sagte Hobie. »Er täte alles. Er ist ein Waschlappen. Sehen Sie ihn sich an in seiner Unterwäsche! Finden Sie, dass er damit gut aussieht?«

Sie gab keine Antwort.

»Wie steht's mit Ihnen?«, wollte Hobie wissen. »Sehen Sie in Ihrer Unterwäsche gut aus? Haben Sie Lust, Ihr Kleid auszuziehen und sie mir vorzuführen?«

Sie starrte ihn in panischer Angst an.

»Nein?«, fragte er. »Okay, vielleicht später. Aber was ist mit Ihrer Immobilienmaklerin? Glauben Sie, dass sie in ihrer Unterwäsche gut aussieht?«

Er wandte sich Sheryl zu. Sie wich an die Korridortür zurück, presste sich, starr vor Angst, mit ihren gefesselten Armen dagegen.

»Also, wie steht's damit?«, fragte er sie. »Sehen

Sie in Ihrer Unterwäsche gut aus?«

Sie starrte ihn an, schüttelte verzweifelt den Kopf. Ihre Atemzüge pfften durch den Schlitz in dem Klebstreifen. Hobie baute sich vor ihr auf und drückte sie mit der linken Hand an die Tür, während er die Spitze seines Hakens unter ihrem Rockbund verankerte.

»Na, das wollen wir uns mal ansehen.«

Er verdrehte den Haken, ruckte kräftig daran. Sheryl geriet aus dem Gleichgewicht, und ihr Rock wurde aufgerissen. Knöpfe sprangen ab, während sie langsam auf die Knie sank. Er hob einen Fuß und setzte die Schuhsohle flach an, um Sheryl ganz umzustoßen. Er nickte Tony zu. Tony ging neben der verzweifelt Strampelnden in die Hocke und zog ihr den zerfetzten Rock von den Beinen.

»Strumpfhosen«, sagte Hobie. »Gott, ich hasse Strumpfhosen. So unromantisch.«

Er beugte sich über sie und benutzte die Spitze seines Hakens, um das Nylongewebe aufzuschlitzen. Auch ihre Schuhe mussten herunter. Tony knüllte den Rock samt Schuhen und zerrissener Strumpfhose zusammen und trug sie in die Küche. Stopfte alles in den Mülleimer. Sheryl zog ihre nackten Beine unter sich und saß keuchend da. Sie trug nur einen winzigen weißen Slip und versuchte, die Enden ihrer Bluse darüber fallen zu lassen. Marilyn beobachtete sie mit vor Entsetzen offenem Mund.

»Okay, jetzt haben wir Spaß«, meinte Hobie.  
»Oder vielleicht nicht?«

»Klar doch«, antwortete Tony »Aber nicht so viel, wie wir noch haben werden.«

Hobie lachte. Stone bewegte sich stöhnend. Marilyn beugte sich über ihn und half ihm, sich aufzusetzen. Hobie nahm die abgetrennte Hand von der Arbeitsplatte.



»Die stammt von dem letzten Typen, der mich geärgert hat«, erklärte er.

Stone blinzelte heftig, als ließe die Szenerie vor seinen Augen sich dadurch wegwischen. Dann starrte er verständnislos zu Sheryl hinüber. Marilyn fiel ein, dass er sie nicht kannte. Er wusste nicht, wer diese Frau war.

»In die Toilette!«, befahl Hobie.

Tony zog Sheryl hoch, und Marilyn half Chester aufzustehen. Hobie ging hinter ihnen her. Sie durchquerten das große Büro und zögerten an der Toilettentür.

»Los, rein mit euch«, sagte Hobie.

Stone ging voraus. Die beiden Frauen folgten ihm. Hobie stand an der Tür und beobachtete sie. Nickte Stone zu. »Tony schläft heute Nacht hier draußen auf dem Sofa. Kommen Sie also nicht wieder heraus. Und verbringen Sie die Zeit

nützlich. Besprechen Sie alles mit Ihrer Frau. Die Aktienübertragung erfolgt morgen. Viel besser für Ihre Frau, wenn sie in gegenseitigem Einverständnis erfolgt. Weit besser. Jede andere Methode könnte schlimme Folgen haben. Sie verstehen, was ich meine?«

Stone starrte ihn nur an. Hobie ließ seinen Blick über die Frauen gleiten, dann winkte er ihnen mit der abgetrennten Hand zum Abschied zu und schloss die Tür.

Jodies weißes Schlafzimmer war von Sonnenlicht durchflutet. An Juniabenden fand die im Westen untergehende Sonne fünf Minuten lang einen schmalen Spalt zwischen den Wolkenkratzern von Manhattan und schien genau in ihr Fenster. Die Jalousie glühte, und die Wände reflektierten dieses Licht. Reacher erschien das völlig angemessen. Er lag auf dem Rücken und fühlte sich glücklicher als

je zuvor in seinem Leben.

Hätte er darüber nachgedacht, wäre er vielleicht besorgt gewesen. Er konnte sich an gemeine kleine Phrasen erinnern, wie: Bedauernswert der Mann, der bekommt, was er sich wünscht. Oder: Es ist besser, hoffnungsvoll zu reisen als anzukommen. Etwas zu bekommen, das man sich fünfzehn Jahre lang gewünscht hatte, hätte auch eine Enttäuschung sein können. Aber das war es nicht. Alle seine Träume waren nicht nur erfüllt, sondern tausendfach übertroffen worden. Jodie war kein Mythos, sondern ein lebendes, atmendes Wesen.

Sie lag so in seine Armbeuge gekuschelt, dass ihr Haar über sein Gesicht fiel. Manchmal geriet eine Strähne in seinen Mund. Seine Hand ruhte auf ihrem Rücken. Ihr Rückgrat lag in einer leichten Vertiefung zwischen den Muskeln. Er ließ einen Finger in dieser Rinne nach unten gleiten. Jodie hielt die Augen geschlossen und lächelte. Das wusste er. Er hatte die Bewegung ihrer Wimpern

an seinem Hals gefühlt, und seine Schulter konnte die Form ihres Mundes spüren. Jodie lächelte. Seine Hand glitt weiter. Ihre Haut war kühl und glatt.

»Eigentlich müsste ich jetzt weinen«, flüsterte sie. »Ich habe immer geglaubt, dass dies niemals passieren würde.«

Er zog sie enger an sich. »Warum sollten wir weinen?«

»Wegen all dieser vergeudeten Jahre«, erwiderte sie.

»Besser spät als nie«, sagte er.

Sie richtete sich auf, schob sich halb über ihn, sodass ihre Brüste auf seinem Brustkorb zu liegen kamen. »Was du mir vorhin alles über deine Gefühle erzählt hast, hätte auch von mir sein können - Wort für Wort. Ich wollte, ich hätt's dir längst gesagt, aber ich konnte einfach nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte er. »Es ist mir wie ein schlimmes Geheimnis vorgekommen.«

»Ja«, sagte sie. »Mein schlimmes Geheimnis.«

Sie schob sich ganz über ihn, setzte sich auf und lächelte.

»Aber jetzt ist's kein Geheimnis mehr«, stellte sie fest.

»Nein«, sagte er.

Sie streckte ihre Arme hoch, gähnte und lächelte zufrieden. Seine Hände umschlossen ihre schmale Taille. Glitten nach oben zu ihren Brüsten. Jodies Lächeln wurde breiter. »Noch mal?«

Er kippte sie zur Seite, drehte sie um und legte sie sanft neben sich aufs Bett. »Wir haben einiges nachzuholen, stimmt's? All diese vergeudeten Jahre.«

Sie nickte lächelnd.

Marilyn ergriff die Initiative. Sie hatte das Gefühl, die Stärkste zu sein. Chester und Sheryl waren benommen, was aus ihrer Sicht verständlich war, weil sie misshandelt worden waren. Marilyn konnte sich vorstellen, wie verwundbar sie sich in ihrem spärlich bekleideten Zustand Vorkommen mussten. Sie fühlte sich selbst nur halb bekleidet, aber das war im Augenblick ihre geringste Sorge. Sie zog das Klebeband von Sheryls Mund und hielt sie tröstend umarmt, während diese weinte. Dann befreite sie Sheryls Handgelenke und Arme von der Fessel. Sie knüllte das klebrige Zeug zusammen, warf es in den Mülleimer und ging wieder zu Sheryl, um ihre schmerzenden, fast gefühllosen Schultern zu massieren. Als Nächstes holte sie ein Handtuch aus dem Wandschrank, ließ heißes Wasser ins Waschbecken laufen und tupfte vorsichtig das geronnene Blut von Sheryls Gesicht.

Ihre dick geschwollene Nase verfärbte sich allmählich schwarz. Marilyn überlegte sich, wie sie es anstellen sollte, sie zu einem Arzt zu bringen. Sie dachte sich verschiedene Dialoge aus, die sie in Filmen gehört hatte, in denen Geiseln genommen wurden. Eine Person ernannte sich immer selbst zum Sprecher und sagte Keine Polizei! Erreichte, dass die Verletzten ins Krankenhaus gebracht wurden. Aber wie genau ging sie vor?

Sie holte alle Badetücher aus dem Schrank und gab eines davon Sheryl, die daraus einen Wickelrock machte. Dann teilte sie die restlichen Frotteetücher in drei Stapel auf und breitete sie auf dem Fußboden aus. Die Fliesen waren kalt. Eine Isolierschicht als Unterlage würde wichtig sein. Ihr Platz war mit dem Rücken an der Tür. Chester saß links und Sheryl rechts neben ihr. Sie nahm die Hände der beiden und drückte sie kräftig. Chester erwiderte den Druck.

»Das tut mir alles schrecklich Leid«, sagte er.

»Wie viel bist du ihnen schuldig?«

»Über siebzehn Millionen.«

Sie brauchte ihn nicht zu fragen, ob er seine Schulden bezahlen könne. Wäre er flüssig gewesen, hätte er nicht halb nackt neben ihr auf dem Boden dieser Toilette gesessen.

»Was will er von dir?«, fragte sie.

Er zuckte kläglich mit den Schultern

»Alles«, sagte er. »Er will die ganze Firma.«

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. Ihr Blick blieb starr auf den Siphon unter dem Waschbecken gerichtet.

»Was bliebe uns dann?«



Chester machte eine Pause, dann zuckte er wieder mit den Schultern. »Irgendwelche Krümel, die er uns vielleicht hinwerfen würde. Wahrscheinlich gar nichts.«

»Was ist mit dem Haus?«, fragte sie. »Das hätten wir weiterhin, stimmt's? Ich habe es zum Verkauf angeboten. Sheryl hier ist die Maklerin. Sie sagt, dass wir es für fast zwei Millionen verkaufen können.«

Er sah kurz zu Sheryl. Dann schüttelte er resigniert den Kopf. »Unser Haus gehört der Firma. Das hat technische Gründe, so war es leichter zu finanzieren. Also bekommt Hobie es mit allem anderen.«

Sie nickte und starrte ins Leere. Sheryl döste, schien fast zu schlafen. Sie war völlig erschöpft.

»Versuch jetzt auch zu schlafen«, sagte sie zu Chester. »Mir wird schon was einfallen.«

Er drückte nochmals ihre Hand, lehnte den Hinterkopf an die Wand und schloss die Augen.

»Tut mir alles schrecklich Leid«, wiederholte er.

Marilyn äußerte sich nicht dazu. Sie strich nur die dünne Seide über ihren Oberschenkeln glatt, blickte ins Leere und dachte angestrengt nach.

Die Sonne verschwand, bevor sie ihren zweiten Höhepunkt erreichten. Sie wurde zu einem hellen Lichtstrahl, der seitlich vom Fenster weg glitt, dann zu einem schmalen waagrechten Streifen, in dem Sonnenstäubchen tanzten, während er sich langsam über die weiße Wand bewegte. Zuletzt verschwand sie, als sei ein Lichtschalter betätigt worden, und ließ den Raum in angenehm kühler Abenddämmerung zurück. Die beiden lagen wohligh erschöpft und aneinander geschmiegt auf dem zerwühlten Laken. Dann stützte sich Jodie auf einen Ellbogen und bedachte ihn mit dem gleichen

leicht ironischen Lächeln wie am Morgen vor ihrem Bürogebäude.

»Was gibt's?«, fragte er.

»Ich hab dir etwas mitzuteilen«, sagte sie.

Er wartete.

»In meiner offiziellen Eigenschaft.«

Er konzentrierte sich auf ihr Gesicht. Sie lächelte noch immer. Ihre Zähne waren weiß, und ihre blauen Augen leuchteten. In welcher offiziellen Eigenschaft?, fragte er sich. Sie war eine Anwältin, die Vermittlerdienste leistete, wenn jemand eine Menge Schulden hatte.

»Ich bin schuldenfrei«, sagte er. »Und meines Wissens krieg ich von niemandem Geld.«

Sie schüttelte den Kopf. Lächelte noch immer.  
»Nein, als Dads Testamentsvollstreckerin.«

Er nickte. Verständlich, dass Leon sie als Anwältin dazu ernannt hatte.

»Ich habe das Testament geöffnet und gelesen«, sagte sie. »Heute im Büro.«

»Und was steht drin? Dass er heimlich Schätze angehäuft hat? Ein Milliardenvermögen hinterlässt, von dem niemand wusste?«

Sie schüttelte erneut den Kopf. Schwieg.

»Er hat gewusst, was aus Victor Hobie geworden ist, und alles in sein Testament geschrieben?«

»Er hat dir etwas hinterlassen. Ein Vermächtnis.«

Er nickte. Auch das war nur verständlich. Es entsprach ganz Leons Art. Er würde an seinen alten Freund denken und ihm irgendeine Kleinigkeit mit Erinnerungswert vermachen. Aber was ? Er überlegte, um was es sich dabei handeln konnte. Etwas, das ihn an Leon erinnern sollte. Vielleicht

seine Orden? Vielleicht das Scharfschützengewehr, das er aus Korea mitgebracht hatte? Es war ein Mauser, ein altes deutsches Gewehr, das die Sowjets vermutlich an der Ostfront erbeutet und zehn Jahre später ihren nordkoreanischen Schützlingen verkauft hatten. Eine verdammt gute Waffe. Leon und er hatten oft darüber spekuliert, wo sie überall im Einsatz gewesen sein mochte. Ja, dieses Gewehr wäre ein schönes Andenken. Aber wo, zum Teufel, sollte er es aufbewahren?

»Er hat dir sein Haus hinterlassen«, sagte sie.

»Sein was?«

»Sein Haus«, wiederholte sie. »In dem du warst, droben in Garrison.«

Er starrte sie verständnislos an. »Sein Haus?«

Sie nickte lächelnd.

»Das kann ich nicht glauben«, sagte er. »Und ich

kann es nicht annehmen. Was täte ich damit?«

»Was du damit tun sollst? Du sollst darin leben, Reacher. Dafür sind Häuser da, oder nicht?«

»Aber ich lebe nicht in Häusern«, wandte er ein.  
»Ich habe noch nie in einem Haus gelebt.«

»Nun, jetzt kannst du in einem leben.«

Er schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf. »Jodie, das Haus kann ich unmöglich annehmen. Es gehört dir. Er hätte es dir hinterlassen sollen. Es gehört zu deinem Erbe.«

»Ich will's nicht haben«, sagte sie einfach. »Das hat er gewusst. Mir gefällt's in der Stadt besser.«

»Okay, dann verkaufst du's eben. Aber es gehört dir. Du verkaufst es und behältst das Geld.«

»Ich brauche kein Geld. Auch das hat er gewusst. Es ist weniger wert, als ich im Jahr verdiene.«

Er hob die Augenbrauen. »Ich dachte, das dort draußen sei eine teure Wohngegend, direkt am Fluss?«

Sie nickte. »Stimmt.«

Er war verwirrt.

»Sein Haus?«, fragte er nochmals.

Sie nickte.

»Hast du gewusst, dass er das vorhatte?«

»Nicht richtig«, sagte sie. »Aber ich wusste, dass Dad es nicht mir vermachen würde. Ich dachte, er erwartet, dass ich das Haus verkaufe und den Erlös für wohltätige Zwecke spende. Für alte Soldaten, was in der Art.«

»Okay, dann solltest du das tun.«

Sie lächelte wieder. »Das kann ich nicht,

Reacher. Darüber habe ich nicht zu entscheiden. Das Vermächtnis steht in seinem Testament. Ich kann es nicht einfach abändern.«

»Sein Haus«, sagte er vage. »Leon hat mir sein Haus vererbt?«

»Er hat sich Sorgen um dich gemacht. Zwei Jahre lang. Seit sie dich freigestellt haben. Er konnte sich denken, wie das war; Man verbringt sein ganzes Leben beim Militär, und plötzlich steht man heimatlos auf der Straße. Er hat sich Sorgen wegen deiner Lebensweise gemacht.«

»Aber Leon hat nicht gewusst, wie ich lebe«, sagte er.

Sie nickte erneut. »Aber er konnt's sich vorstellen. Er war ein cleverer alter Knabe. Ihm war klar, dass du dich treiben lassen würdest. Er hat immer gesagt, diese Art Leben sei großartig - für ein paar Jahre. Aber was ist, wenn er mal fünfzig wird? Sechzig? Siebzig? Darüber hat er



sich wirklich Gedanken gemacht.«

Reacher zuckte mit den Schultern. Er lag nackt auf dem Rücken und starrte die Zimmerdecke an.

»Darüber hab ich nie nachgedacht. Ein Tag nach dem anderen, das war mein Motto.«

Sie sagte nichts. Senkte nur den Kopf und küsste seine Brust.

»Mir kommt's vor, als würde ich es dir stehlen«, sagte er. »Es ist dein Erbe, Jodie. Du solltest es haben.«

Sie küsste ihn wieder. »Es war sein Haus. Selbst wenn ich's gern hätte, müssten wir seinen letzten Willen respektieren. Tatsache ist jedoch, dass ich das Haus nicht will. Ich wollte es nie. Das hat er gewusst. Er konnte völlig frei darüber verfügen. Und das hat er getan.«

Er starrte weiter die Zimmerdecke an, aber in

Gedanken machte er einen Rundgang durch das Haus. Die Einfahrt entlang, unter Bäumen hindurch, die Garage rechts, der überdachte Durchgang, das Haus links. Das Arbeitszimmer, das Wohnzimmer, der Blick auf den breiten, sich träge vorbei wälzenden Hudson. Die Einrichtung. Alles hatte recht behaglich gewirkt. Vielleicht würde er sich eine Stereoanlage kaufen. Ein paar Bücher. Ein Haus. Sein Haus. Er versuchte die Worte in Gedanken zu sagen: Mein Haus. Mein Haus. Er wusste kaum, wie er sie aussprechen sollte. Mein Haus. Ihm lief ein Schauer über den Rücken.

»Er wollte, dass du es bekommst«, wiederholte sie. »Das ist sein Vermächtnis. Dagegen kannst du dich nicht wehren. Es gehört dir. Und ich versichere dir, dass ich damit nicht das geringste Problem habe. Okay?«

Er nickte.

»Okay«, sagte er. »Okay, aber verrückt. Echt

verrückt.«

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte sie.

Er wandte sich ihr zu und konzentrierte sich auf ihr Gesicht. Nun konnte er sich auch eine Kaffeemaschine kaufen. Für seine Küche. In seinem Haus. Ans Stromnetz angeschlossen. An seinen Strom.

»Kaffee?«, wiederholte sie.

»Ja, bitte«, antwortete er.

Sie glitt vom Bett, schlüpfte in ihre Schuhe.

»Schwarz, ohne Zucker? Richtig?«

Sie stand nackt am Bettrand, trug nur ihre Pumps. Lackleder, hohe Absätze. Sie spürte seinen Blick.

»Der Küchenboden ist kalt. Deshalb trage ich dort immer Schuhe.«

»Vergiss den Kaffee, okay?«

Sie schliefen in Jodies Bett, die ganze Nacht, bis in den Morgen. Reacher wachte als Erster auf, zog seinen Arm unter ihr heraus und sah auf seine Uhr. Schon fast sieben. Er hatte neun Stunden geschlafen. Der beste Schlaf seines Lebens. Das beste Bett. Er hatte schon in vielen Betten gelegen. In Hunderten, vielleicht Tausenden. Dies war das Beste von allen. Jodie schlief noch. Sie lag auf dem Bauch, hatte die Decke zurückgeschlagen, sodass ihr Rücken bis zur Taille nackt war. Reacher konnte die Wölbung ihrer Brust sehen. Das Haar bedeckte die Schultern. Ein Knie war hochgezogen und ruhte auf seinem Oberschenkel. Ihren Kopf hatte sie ein wenig nach innen geneigt. Er küsste sie auf den Nacken. Sie bewegte sich.

»Morgen, Jodie«, sagte er.

Sie öffnete die Augen. Schloss sie und öffnete sie

wieder. Lächelte. Ein warmes Morgenlächeln.

»Ich hatte Angst, ich hätte alles nur geträumt«, sagte sie. »So wie früher.«

Er küsste sie nochmals. Zart auf die Wange. Und stürmischer auf den Mund. Ihre Arme umschlangen ihn. Sie liebten sich erneut, zum vierten Mal in fünfzehn Jahren. Danach duschten sie gemeinsam, zum allerersten Mal. Dann frühstückten sie. Hatten beide einen Bärenhunger.

»Ich muss in die Bronx«, sagte er.

Sie nickte. »Du willst zu diesem Mann, diesem Rutter? Ich fahre dich hin. Ich weiß ungefähr, wo das ist.«

»Und deine Arbeit? Ich dachte, du müsstest ins Büro.«

Sie sah ihn erstaunt an.

»Du hast gesagt, dass du bis über beide Ohren in Arbeit steckst«, bemerkte er. »Deshalb musstest du so dringend hin.«

Sie lächelte verlegen. »Das habe ich erfunden. In Wirklichkeit bin ich mit meiner Arbeit völlig auf dem Laufenden. Sie haben mir vorgeschlagen, die ganze Woche freizunehmen. Ich hatte bloß keine Lust, mit dir herumzuhängen und dich vergeblich anzuhimmeln. Deshalb bin ich am ersten Abend einfach ins Bett geflüchtet. Ich hätte dir natürlich das Gästezimmer zeigen sollen, wie man's als perfekte Gastgeberin tut. Aber ich wollte nicht mit dir in einem Schlafzimmer allein sein. Das hätte mich verrückt gemacht. So nah und doch so fern, du weißt schon, was ich meine?«

Er nickte. »Und was hast du dann den ganzen Tag im Büro gemacht?«

Sie kicherte. »Nichts. Ich bin einfach dagesessen und habe Löcher in die Luft geguckt.«

»Du spinnst«, sagte er. »Warum hast du's mir nicht einfach erzählt?«

»Warum hast du's mir nicht einfach erzählt?«

»Ich hab's dir erzählt.«

»Zu guter Letzt«, sagte sie. »Nach fünfzehn Jahren.«

Er nickte. »Ich weiß, aber ich hatte nicht den Mut dazu. Ich dachte, du wärest vielleicht gekränkt oder sonst was.«

»Dito«, sagte sie. »Ich dachte, du würdest mich dafür hassen.«

Sie sahen sich an, lächelten, grinsten. Dann lachten sie schallend, bis ihnen die Tränen kamen.

»Ich ziehe mich jetzt an«, sagte sie noch immer lachend. Er folgte ihr ins Schlafzimmer und sammelte seine Sachen vom Fußboden auf. Sie

verschwand halb in ihrem Einbaukleiderschrank. Während er sie beobachtete, fragte er sich, ob es in Leons Haus auch Einbauschränke gab. Nein, ob es in seinem Haus welche gab. Natürlich. Praktisch alle Häuser besaßen Einbauschränke. Hieß das, dass er sich allmählich Zeug anschaffen musste, mit dem er sie füllen konnte?

Jodie entschied sich für Jeans und eine Bluse, ergänzte ihr Outfit mit einem geflochtenen Ledergürtel und teuren italienischen Schuhen. Er zog sich an, schlüpfte in der Diele in seine neue Jacke und steckte die Steyr aus der Sporttasche in die linke Innentasche. Ungefähr zwanzig lose Patronen kippte er in die andere Tasche. Das viele Metall machte seine Jacke bleischwer. Jodie kam mit der Ledermappe der Hobies in die Diele. Sie hatte darin noch einmal die von Rutter angegebene Adresse nachgesehen.

»Fertig?«, fragte sie.



»Von mir aus kann's losgehen«, antwortete er.

Er ließ sie wieder mehrmals warten, während er sich davon überzeigte, dass ihnen niemand auflauerte. Das gleiche Verfahren wie am Vortag. Da war ihm ihre Sicherheit wichtig gewesen, heute erschien sie ihm lebenswichtig. Aber alles war leer und still. Leerer Flur, leerer Aufzug, leere Eingangshalle, leere Garage. Sie stiegen in den Taurus. Jodie fuhr einmal um den Block und dann nach Nordosten.

»East River Drive zur I-95, okay?«, fragte sie.  
»In Ostrichtung ist das der Cross Bronx Expressway.«

Er zuckte mit den Schultern und versuchte, sich an den Stadtplan zu erinnern. »Anschließend auf dem Bronx River Parkway nach Norden. Wir müssen zum Zoo.«

»Zum Zoo? Rutter wohnt nicht in der Nähe des Zoos.«

»Nicht wirklich zum Zoo. Zum Botanischen Garten. Ich muss dir dort was zeigen.«

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu, dann konzentrierte sie sich wieder auf die Straße. Der Verkehr war dicht, stockte aber wenigstens nicht. Sie folgten dem Fluss nach Norden, dann nach Nordwesten zur George Washington Bridge, ließen sie hinter sich und fuhren nach Osten in die Bronx. Auf dem Expressway kamen sie nur langsam voran, aber auf dem Parkway nach Norden floss der Verkehr wieder rascher, weil er aus New York hinausführte. Auf der Gegenseite staute sich der Verkehr in Richtung Süden.

»Okay, wohin?«, wollte sie wissen.

»An der Fordham University vorbei. Zum Palmenhaus. Dort parken wir.«

Sie nickte und wechselte mehrfach die Fahrspur. Die Universität glitt links an ihnen vorüber, dann

wurde rechts das Palmenhaus des Botanischen Gartens sichtbar. Jodie benutzte die Museumseinfahrt und bog auf den Parkplatz gleich dahinter ab. Um diese Zeit war er weitgehend leer.

»Und jetzt?«

Er nahm die Ledermappe mit.

»Lass dich überraschen!«, sagte er.

Das Palmenhaus lag etwa hundert Meter vor ihnen. Was es darüber zu wissen gab, hatte er gestern auf einem kostenlosen Handzettel nachgelesen. Es war nach seiner Stifterin Enid Haupt benannt, hatte bei seinem Bau im Jahr 1902 ein Vermögen gekostet und war fünfundneunzig Jahre später fürs Zehnfache dieser Summe renoviert worden - gut angelegtes Geld, weil das Ergebnis großartig war. Ein riesiger, reich verzierter Bau in Gusseisen und milchig weißem Glas.

Im Innern war es schwülheiß. Reacher führte Jodie zu der Stelle, die er gestern entdeckt hatte. Die exotischen Pflanzen standen in riesigen Beeten, die durch Mauersockel mit niedrigen Geländern eingegrenzt wurden. Am Rand der breiten Gänge luden hier und da Bänke zum Ausruhen ein. Das Milchglas dämpfte den Sonnenschein wie eine dünne Wolkenschicht. Die Luft roch nach schwerer, feuchter Erde und den stark duftenden Blüten tropischer Pflanzen.

»Was tun wir hier?«, fragte sie halb amüsiert, halb ungeduldig. Er fand die Bank, die er suchte, trat einige Schritte von ihr weg und blieb vor dem nächsten Mauersockel stehen. Er machte einen kleinen Schritt nach links, dann noch einen, bis er sich seiner Sache sicher war.

»Stell dich hierher«, sagte er.

Er legte ihr seine Hände von hinten auf die Schultern und dirigierte sie zu dem Punkt, an dem

er eben gestanden hatte. Brachte seinen Kopf auf ihre Augenhöhe und kontrollierte, was sie sah.

»Stell dich auf die Zehenspitzen«, forderte er sie auf. »Sieh geradeaus.«

Sie machte sich größer, starrte nach vorn. Ihr Rücken war gestreckt.

»Okay, sag mir, was du siehst.«

»Nichts«, sagte sie. »Na ja, Pflanzen und solches Zeug.«

Er nickte und schlug die Ledermappe auf. Nahm das Hochglanzfoto heraus, das den grauhaarigen, ausgezehrten Weißen zeigte, der vor dem Gewehr seines asiatischen Bewachers zurückwich. Er hielt es auf Armeslänge vor Jodies Gesicht, gerade noch am Rand ihres Blickfelds wahrnehmbar. Sie betrachtete es.

»Was soll das?«, fragte sie ein wenig ungeduldig.

»Vergleich mal.«

Sie ließ ihren Blick zwischen dem Foto und der Szenerie vor ihr hin und her wandern. Dann riss sie es ihm aus der Hand und hielt es selbst auf Armeslänge vor sich hin. Sie bekam große Augen und wurde blass.

»O Gott!«, sagte sie. »Scheiße, dieses Foto ist hier gemacht worden? An dieser Stelle? Stimmt doch, oder? Alle Pflanzen sind genau gleich.«

Er überzeugte sich davon, dass sie die Aufnahme so hielt, dass die Umrisse der Pflanzen exakt übereinstimmten. Links eine Gruppe von Palmen, die bis zu fünf Meter hoch aufragten, dahinter und rechts hohe Farne, die ein undurchdringliches Gewirr bildeten. Die Männer mussten fünf bis sechs Meter vom Gang entfernt im Beet gestanden haben und waren mit einem Teleobjektiv aufgenommen worden, das die Perspektive verkürzt und die Vegetation im Vordergrund

unscharf abgebildet hatte. Seitlich im Hintergrund sah man mächtige Bambusse, die auf dem Foto ebenfalls nur unscharf zu erkennen waren. Tatsächlich wuchsen sie in einem anderen Beet.

»Scheiße«, sagte sie noch mal. »Scheiße, ich kann's einfach nicht glauben.«

Auch die Beleuchtung stimmte. Das Milchglas über ihnen vermittelte den Eindruck eines bewölkten Tages in den Tropen. Vietnam ist ein ziemlich wolkenreiches Land, seine zerklüfteten Berge drücken die Wolken nach unten, und die meisten Leute erinnern sich an Dunst und Nebel, als habe ständig der Boden gedampft.

»Aber was ist mit dem Stacheldraht? Mit den Pfosten aus Bambus? Alles sieht so echt aus.«

»Requisiten«, sagte er. »Drei Pfosten, zehn Meter Stacheldraht. Wie schwierig ist das zu beschaffen? Sie haben das Zeug einfach selbst mitgebracht.«

»Aber wann? Wie?«

Er zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ganz früh am Morgen? Vor Beginn der Öffnungszeit? Vielleicht kennen sie jemanden, der hier arbeitet. Vielleicht haben sie das Foto gemacht, als das Palmenhaus wegen Renovierung geschlossen war.«

Sie studierte das Bild mit zusammengekniffenen Augen. »He, ist dir das hier aufgefallen? Die Bank dort drüben ist auch mit drauf. Dieser weiße Fleck ist eine Ecke dieser Bank.«

Sie zeigte ihm, was sie meinte, und tippte mit einem Fingernagel auf die glänzende Oberfläche des Fotos. Ein winziger verschwommener weißer Fleck: die Ecke einer gusseisernen Bank am rechten Bildrand. Das Teleobjektiv hatte das Motiv hergezoomt, aber der Fotograf hatte den Ausschnitt nicht eng genug gewählt.

»Das habe ich übersehen«, sagte er. »Du hast Talent für so was.«



Sie drehte sich um. »Nein, ich habe eine Stinkwut. Dieser Rutter hat zwei armen alten Leuten achtzehntausend Dollar für ein gestelltes Foto aus der Tasche gezogen.«

»Noch schlimmer. Er hat in ihnen falsche Hoffnungen geweckt.«

»Was tun wir also jetzt, Reacher?«

»Wir statten ihm einen Besuch ab«, antwortete er.

Sie gingen zum Auto zurück. Während Jodie wieder zum Parkway fuhr, trommelte sie mit den Fingern aufs Lenkrad und sprach schnell und nervös. »Aber du hast mir erklärt, dass du das Foto für echt hältst. Ich habe gesagt, es beweise, dass dieser Ort existiert, und du hast mir zugestimmt. Du hast gesagt, du seist vor nicht allzu langer Zeit dort gewesen und ungefähr so nahe herangekommen wie Rutter.«

»Stimmt«, sagte Reacher. »Dass der Botanische Garten existiert, stand außer Zweifel. Ich war gerade dort gewesen. Und ich bin so nahe herangekommen wie Rutter. Ich habe an der kleinen Mauer gestanden, von der aus das Foto aufgenommen wurde.«

»Herrgott, Reacher, was ist das alles? Ein Spiel?«

Er zuckte mit den Schultern. »Gestern habe ich noch nicht gewusst, was es ist. Ich meine, wie viel ich dir davon würde erzählen müssen.«

Sie lächelte trotz ihrer Verärgerung, als mache sie sich den Unterschied zwischen gestern und heute klar. »Aber wie, zum Teufel, war er sich so sicher, dass er damit durchkommen würde? Mit dem gottverdammten Palmenhaus im New Yorker Botanischen Garten?«

Er streckte die Arme bis zur Windschutzscheibe aus.

»Psychologie«, erwiderte er. »Sie ist die Grundlage jedes erfolgreichen Schwindels. Man sagt den Leuten, was sie hören wollen. Diese beiden alten Leuten wollten hören, ihr Junge sei noch am Leben. Also erzählt er ihnen, ihr Junge lebe wahrscheinlich noch. Also investieren sie eine Menge Geld und Hoffnung. Sie sitzen ein Vierteljahr wie auf Kohlen, dann liefert er ihnen ein Foto, und sie sehen darauf, was sie sehen wollen. Und er war clever. Er hat sich alles über den Jungen berichten lassen und um alte Fotos von ihm gebeten, damit er als Double einen Kerl mittleren Alters nehmen konnte, bei dem Größe und Gesichtsform stimmten, und den Eltern den richtigen Namen und die richtige Einheit genannt, die er von ihnen hatte. Psychologie. Sie sehen, was sie sehen wollen. Er hätte eine als Gorilla verkleidete Person mit ins Bild bringen und ihnen weismachen können, das sei ein Exemplar einer dort heimischen Tierart.«

»Wie bist du dann draufgekommen?«

»Mit der gleichen Methode«, sagte er. »Mit der gleichen Psychologie, nur umgekehrt. Ich wollte es nicht glauben, weil ich wusste, dass es nicht wahr sein konnte. Also habe ich etwas gesucht, das nicht zu stimmen schien. Für mich hat der Arbeitsanzug, den der Kerl trägt, den Ausschlag gegeben. Ist er dir aufgefallen? Ein zerschlissener Arbeitsanzug der U.S. Army? Dieser Kerl soll vor dreißig Jahren abgeschossen worden sein. Kein Arbeitsanzug würde im Dschungel dreißig Jahre lang halten. Er wäre nach sechs Wochen vermodert.«

»Aber wie bist du auf den Botanischen Garten gekommen?«

Er drückte mit gespreizten Fingern gegen die Windschutzscheibe, um seine verspannten Schultern zu entlasten. »Wo sollte er sonst die passende Vegetation finden? Vielleicht auf Hawaii,

aber wozu Geld für drei Flugtickets ausgeben, wenn sie ihm praktisch vor der Haustür kostenlos zur Verfügung steht?«

»Und der junge Vietnamese?«

»Vermutlich ein Student«, antwortete er.  
»Wahrscheinlich von der Fordham oder Columbia University. Vielleicht war er gar kein Vietnamese. Könnte ein Kellner aus einem Chinarestaurant gewesen sein. Rutter hat ihm wahrscheinlich zwanzig Dollar für das Foto gezahlt. Er hat vermutlich vier Freunde, die sich als amerikanische Gefangene abgewechselt haben. Ein großer Weißer, ein kleiner Weißer, ein großer Schwarzer, ein kleiner Schwarzer. Alles Penner, dürr und ausgemergelt. Wahrscheinlich hat jeder eine Flasche Bourbon bekommen. Bestimmt hat er alle Fotos auf einmal gemacht und dann je nach Lage des Falls verwendet. Möglicherweise hat er genau diese Aufnahme schon ein Dutzend Mal verhökert. Alle Eltern, deren vermisster Sohn ein

großer Weißer war, bekommen dieses Foto. Anschließend verpflichtet er sie mit diesem Scheiß von einer staatlichen Verschwörung zu absoluter Geheimhaltung, damit niemand später auf die Idee kommt, seine Informationen mit denen anderer Betroffener zu vergleichen.«

»Ein widerwärtiger Mensch!«, sagte sie.

Er nickte. »Da hast du verdammt Recht. LNG-Familien stellen noch immer einen großen, lukrativen Markt dar, und er lebt von ihnen wie eine Made im Speck.«

»LNG?«, fragte sie.

»»Leiche nicht geborgen««, erwiderte er. »Das sind diese armen Kerle: »Gefallen, Leiche nicht geborgene«

»Gefallen? Du glaubst nicht, dass es noch Kriegsgefangene gibt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Es gibt keine Gefangenen mehr, Jodie«, sagte er.  
»Jetzt nicht mehr. Das ist alles Bockmist.«

»Weißt du das bestimmt?«

»Hundertprozentig.«

»Wie kannst du da so sicher sein?«

»Ich weiß es eben«, sagte er. »Genau wie ich weiß, dass der Himmel blau ist und das Gras grün und du einen knackigen Hintern hast.«

Sie lächelte, ohne ihren Blick von der Straße zu wenden. »Ich bin Anwältin, Reacher. Solche Beweise genügen mir einfach nicht.«

»Historische Tatsachen«, sagte er. »Die Story, die Vietnamesen hätten Geiseln zurückbehalten, um US-Wirtschaftshilfe zu bekommen, ist großer Quatsch. Sie haben von Anfang an vorgehabt, auf

dem Ho-Chi-Minh-Pfad nach Süden zu stürmen, sobald wir abgerückt waren, was ein klarer Verstoß gegen das Pariser Abkommen war, deshalb konnten sie auf keinen Fall mit Wirtschaftshilfe rechnen. Also haben sie 1973 alle Kriegsgefangenen freigelassen - etwas zögerlich zwar, aber sie haben sie entlassen. Als wir 1975 endgültig abgerückt sind, haben sie rund hundert Versprengte aufgegriffen und sie uns ohne irgendwelche Formalitäten übergeben, was entschieden gegen eine Geiselstrategie spricht. Außerdem wollten sie unbedingt, dass wir ihre verminten Häfen räumen, und haben schon deshalb keine dämlichen Spielchen versucht.«

»Sie haben sich mit der Rückführung der Gefallenen viel Zeit gelassen«, sagte Jodie. »Du weißt schon, unsere Jungs, die abgeschossen wurden oder im Gefecht gefallen sind. Dabei hat's viele dämliche Spielchen gegeben.«

Er nickte. »Weil sie uns nicht wirklich verstanden



haben. Für uns war das wichtig. Wir wollten zweitausend Leichen zurückhaben. Für sie war das unbegreiflich. Sie hatten seit über vierzig Jahren Krieg geführt - gegen Japaner, Franzosen, Amerikaner, Chinesen - und dabei wahrscheinlich mehr als eine Million Menschen verloren. Im Vergleich dazu waren unsere zweitausend eine Bagatelle. Außerdem messen sie als Kommunisten dem Individuum nicht den gleichen Wert bei wie wir. Das ist wiederum ein psychologisches Problem. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass sie Gefangene in Geheimplazaren zurückbehalten haben.«

»Kein sehr schlüssiges Argument«, meinte sie trocken.

Er nickte erneut. »Leon ist das schlüssige Argument. Dein Vater - und Männer wie er. Ich kenne diese Männer. Tapfere, ehrbare Männer, Jodie. Sie haben dort drüben gekämpft und sind später in höchste Positionen aufgestiegen. Im

Pentagon wimmelt's von Arschlöchern, das weiß ich so gut wie jeder andere, aber es hat immer genügend Leute wie Leon gegeben, die dafür gesorgt haben, dass sie ehrlich blieben. Beantworte mir bitte eine Frage: Was hätte Leon getan, wenn er gewusst hätte, dass in Vietnam noch amerikanische Gefangene zurückgehalten werden?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Aber irgendwas bestimmt.«

»Irgendwas, darauf kannst du Gift nehmen«, sagte er. »Leon hätte das Weiße Haus Ziegel für Ziegel eingerissen, bis alle diese Jungs sicher heimgekehrt wären. Aber er hat's nicht getan. Und das liegt nicht daran, dass er nichts davon wusste. Leon wusste alles, was es zu wissen gab. Eine Sache wie diese hätten sie unmöglich so lange vor all den Leons geheim halten können. Eine große Verschwörung, die sechs Regierungen überdauert? Eine Verschwörung, die Männer wie Leon nicht

aufspüren können? Ausgeschlossen! Die Leons dieser Welt haben nie reagiert, folglich hat es solche Geheimlager in Vietnam nie gegeben. Aus meiner Sicht ist das ein schlüssiger Beweis, Jodie.«

»Nein, das ist Vertrauen«, widersprach sie.

»Egal, mir genügt's jedenfalls.«

Sie fuhr eine Zeit lang schweigend weiter, während sie darüber nachdachte. Dann nickte sie, weil ihr das Vertrauen zu ihrem Vater letztlich auch genügte.

»Victor Hobie ist also tot?«

Reacher nickte. »Das muss er sein. Gefallen, Leiche nicht geborgen.«

Jodie konzentrierte sich wieder auf den Verkehr. Sie fuhren nach Süden und kamen nur stockend voran.

»Okay, keine Gefangenen, keine Lager«, sagte sie. »Keine staatliche Verschwörung. Dann waren es also keine staatlichen Agenten, die auf uns geschossen und uns mit ihrem Wagen gerammt haben.«

»Das war mir klar«, sagte er. »Die meisten Agenten, die ich kennen gelernt habe, waren weit tüchtiger als diese Typen. Beim Militär war ich sozusagen auch ein staatlicher Agent, Jodie. Glaubst du, ich hätte zwei Tage hintereinander gepatzt?«

Sie lenkte den Wagen nach rechts, bremste scharf und blieb auf dem Bankett stehen. Wandte sich Reacher zu und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Dann muss es Rutter sein!«, sagte sie. »Wer käme sonst in Frage? Er betreibt ein florierendes Schwindelunternehmen, stimmt's? Und er tut alles, damit es nicht auffliegt. Glaubst, dass wir genau das

Vorhaben. Deshalb hat er seine Leute auf uns gehetzt. Und wir begeben uns jetzt freiwillig in die Höhle des Löwen!«

Reacher lächelte. »Ja, das Leben ist voller Gefahren.«

Marilyn musste geschlafen haben, denn sie wachte steif und frierend auf, als Geräusche zu hören waren. Da die Toilette kein Fenster besaß, wusste sie nicht, wie spät es war. Sie vermutete, dass es Morgen war. Chester, der links von ihr an die Wand gelehnt dahockte, fixierte mit leerem Blick einen Punkt über dem Waschbecken. Er wirkte völlig teilnahmslos. Sie wandte sich ihm zu, aber er reagierte nicht einmal, als sie ihn direkt ansah. Rechts lag Sheryl auf ihren Badetüchern zusammengerollt. Sie atmete geräuschvoll durch den Mund. Ihre schwarz verfärbte Nase war dick geschwollen und glänzte. Marilyn starrte sie an und

schluckte trocken. Wandte sich wieder ab und presste ihr Ohr an die Tür. Horchte angestrengt.

Draußen im Büro hörte sie zwei Männerstimmen, die leise miteinander sprachen. Im Hintergrund waren die Aufzüge zu vernehmen. Und sehr schwache Verkehrsgeräusche, in die sich einige Sekunden lang Sirenengeheul mischte. Triebwerkslärm, als drehe ein auf dem JFK-Flughafen gestartetes großes Verkehrsflugzeug über dem Hafen nach Westen ab. Marilyn stand leise auf.

Ihre Schuhe hatte sie irgendwann im Lauf der Nacht abgestreift. Sie fand sie halb unter dem Stapel Badetücher begraben, schlüpfte hinein und trat ans Waschbecken. Chester starrte geradewegs durch sie hindurch. Sie betrachtete sich im Spiegel. Nicht allzu schlimm, dachte sie. Die letzte Nacht, die sie nach einer Studentenparty auf dem Fußboden eines Badezimmers verbracht hatte, lag über zwanzig Jahre zurück, und sie sah jetzt nicht

viel schlechter aus als damals. Sie fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und tupfte etwas Wasser auf ihre Lider. Dann schlich sie leise zur Tür zurück und horchte wieder.

Zwei Männerstimmen, aber sie war sich ziemlich sicher, dass Hobie nicht dabei war. Das schloss sie aus dem Tonfall. Die beiden Männer unterhielten sich, aber das klang nicht nach Befehl und Gehorsam. Sie schob den Stapel Badetücher mit ihrem rechten Fuß beiseite, atmete tief durch und öffnete die Tür.

Die Männer verstummten, wandten sich ihr zu, starrten sie an. Der eine, den sie als Tony kannte, saß seitlich auf dem Sofa gegenüber dem Schreibtisch. Vor ihm hockte ein ihr unbekannter Mann auf der Kante des Couchtischs: ein stämmiger Kerl in einem Anzug, nicht groß, aber massig. Der Platz hinter dem Schreibtisch war leer. Hobie war nirgends zu sehen. Die Jalousien waren geschlossen, aber Marilyn konnte erkennen,

dass draußen die Sonne schien. Es war schon später, als sie gedacht hatte. Als sie wieder zum Sofa hinübersah, lächelte Tony ihr zu.

»Gut geschlafen?«, fragte er.

Sie gab keine Antwort. Starrte ihn nur ausdruckslos an, bis Tonys unverschämtes Lächeln verschwand. Eins zu null für mich, dachte sie.

»Ich habe die Sache mit meinem Mann besprochen«, log sie.

Tony sah sie gespannt an, wartete, dass sie fortfahren würde. Sie ließ ihn warten. Zwei zu null, dachte sie.

»Wir sind mit der Übertragung der Aktien einverstanden«, sagte sie. »Aber das geht nicht so einfach. Es wird einige Zeit dauern. Dabei spielen Faktoren eine Rolle, die Sie vermutlich nicht berücksichtigt haben. Wir tun es, aber wir erwarten dafür ein Mindestmaß an Kooperation



von Ihrer Seite.«

Tony nickte. »Woran denken Sie?«

»Das bespreche ich mit Hobie«, sagte sie. »Nicht mit Ihnen.«

In dem dunklen Büro herrschte Stille. Von draußen drangen nur schwache Geräusche herein. Sie konzentrierte sich auf ihre Atmung. Einatmen, ausatmen, ein, aus.

»Okay«, sagte Tony.

Drei zu null, dachte sie.

»Wir wollen Kaffee«, sagte sie. »Drei Tassen, Sahne und Zucker.«

Wieder Schweigen. Dann nickte Tony, und der stämmige Mann stand auf. Er ging durchs Büro in Richtung Küche. Vier zu null, dachte sie.

Die von Rutter auf seinem Brief angegebene Adresse lag in einem heruntergekommenen Viertel einige Blocks südlich des Gebiets, für das noch Hoffnung auf eine spätere Sanierung bestand. Ein verwahrlostes Holzhaus, das zwischen verfallenden dreistöckigen Klinkergebäuden eingeklemmt stand, die Fabriken oder Lagerhäuser gewesen waren, bevor man sie vor Jahrzehnten aufgegeben hatte. Links neben dem Eingang befand sich ein vor Schmutz starrendes Schaufenster, rechts eine schmale Garage mit geöffnetem Tor. In diesen engen Raum war ein fabrikneuer Lincoln Navigator gequetscht. Reacher kannte das Modell nur von Zeitungsanzeigen. Eigentlich war dieser große Geländewagen ein Ford, der eine Luxusausstattung erhalten hatte, damit er als Lincoln verkauft werden konnte. Dieser hier besaß eine schwarze Metalliclackierung und war bestimmt mehr wert als das Holzhaus, in dessen Einbaugarage er stand.

Jodie fuhr daran vorbei - nicht schnell, nicht langsam, nur mit der dem miserablen Straßenzustand angepassten Geschwindigkeit. Reacher verrenkte sich den Hals, um Rutters altes Haus im Vorbeifahren zu begutachten. Jodie bog links ab und lenkte den Wagen einmal um den Block. Hinter der Gebäudezeile sah Reacher kurz eine Gasse, in der rostige Feuerleitern über Abfallhaufen herabhingen.

»Wie stellen wir's an?«, fragte Jodie.

»Wir gehen einfach rein«, sagte er. »Achten auf seine Reaktion. Weiß er, wer wir sind, taktieren wir entsprechend. Weiß er's nicht, taktieren wir anders.«

Jodie parkte dreißig Meter südlich des Schaufensters im Schatten eines Lagerhauses mit geschwärzter Klinkerfassade. Sie schloss den Wagen ab. Als sie sich dem Haus näherten, konnten sie vom Gehsteig aus erkennen, was hinter der

schmutzigen Schaufensterscheibe lag. Eine traurige Ansammlung von Waren aus Überschussbeständen der U.S. Army: staubige alte Tarnjacken, Feldflaschen und Stiefel, Funkgeräte, Einmannrationen und Helme. Manche dieser Dinge waren schon veraltet gewesen, als Reacher seine Ausbildung in West Point abgeschlossen hatte.

Die Ladentür ließ sich nur schwer öffnen, weil sie bei der Bewegung eine Glocke betätigte. Ein primitiver Mechanismus, bei dem die Tür eine Feder auslöste, die wiederum die Glocke anschlug. Der Laden war leer. Rechts befand sich ein langer Ladentisch, hinter dem eine Tür in die Garage führte. An einem runden verchromten Ständer hingen Tarnanzüge aus Militärbeständen. Die Wandregale waren mit weiterem Krempel vollgestopft. Der Hinterausgang war doppelt verriegelt und mit einer Alarmanlage gesichert. Dort standen fünf Stühle mit roten Kunstlederpolstern nebeneinander. Der Fußboden um sie herum war mit Zigarettenstummeln und

leeren Bierflaschen übersät. Trotz der schwachen Beleuchtung war die dicke Staubschicht, die sich über Jahre angesammelt hatte, nicht zu übersehen.

Reacher ging voraus. Die Bodenbretter knarrten unter seinen Füßen. Nach wenigen Schritten konnte er hinter dem Ladentisch eine geöffnete Falltür sehen. Eine stabile Tür aus Fichtenbrettern mit schweren Messingscharnieren und von der Berührung durch Generationen von Händen fettig glänzendem Vorderrand. In der Öffnung waren Fußbodenbalken und eine schmale Treppe aus dem gleichen alten Fichtenholz zu erkennen. Aus dem hell beleuchteten Keller hörte man das Geräusch von Schritten, die über den Betonboden schlurften.

»Bin gleich da, wer, zum Teufel, Sie auch sind!«, rief eine Stimme aus dem Loch.

Die irgendwo zwischen Überraschung und Übellaunigkeit angesiedelte Stimme eines Mannes in mittleren Jahren, der keinen Besuch erwartete.

Jodie sah zu Reacher, und der umfasste den Griff der Steyr in seiner Tasche.

Der Kopf eines Mannes tauchte in Fußbodenhöhe auf, dann seine Schultern und sein Oberkörper, als er die Treppe heraufkam. Der Kerl in dem verwaschenen olivgrünen Arbeitsanzug war so dick, dass er Schwierigkeiten hatte, sich durch die Öffnung zu zwängen. Er hatte fettiges graues Haar, einen zottigen grauen Bart, ein fleischiges Gesicht und kleine Augen. Er kam auf Händen und Knien aus dem Loch und richtete sich schnaufend auf.

»Kann ich was für Sie tun?«, fragte er.

Dann tauchte ein zweiter Kerl aus dem Keller hinter ihm auf. Und noch einer. Und noch einer. Und noch einer. Vier Männer insgesamt. Einer nach dem anderen richtete sich auf, starrte Reacher und Jodie an und ging dann zu den mit Kunstleder gepolsterten Stühlen hinüber. Große, stämmige, tätowierte Kerle, alle in verwaschenen olivgrünen

Arbeitsanzügen. Sie saßen mit über gewaltigen Bierbäuchen verschränkten Armen da.

»Kann ich was für Sie tun?«, fragte der erste Mann wieder.

»Sind Sie Rutter?«, sagte Reacher.

Der Kerl nickte. In seinem Blick lag kein Erkennen. Reacher sah kurz zu den vier Männern auf den Stühlen. Sie stellten ein Problem dar, mit dem er nicht gerechnet hatte.

»Was wollen Sie?«, fragte Rutter.

Reacher änderte seinen Plan. Er konnte sich denken, womit hier in Wirklichkeit gehandelt wurde und was dort unten im Keller lagerte.

»Ich brauche einen Schalldämpfer«, sagte er.  
»Für eine Steyr GB.«

Rutter grinste. Seine kleinen Augen funkelten

amüsiert.

»Für mich wär's illegal, Ihnen einen zu verkaufen, und für Sie illegal, einen zu besitzen.«

Der Tonfall, in dem er das herunterleierte, enthielt das Eingeständnis, dass er welche hatte und bereit war, sie zu verkaufen. Zugleich klang er leicht gönnerhaft, als wolle er sagen: Ich hab was, das du brauchst, also bin ich besser als du. Aber aus seiner Stimme sprach kein Misstrauen. Kein Verdacht, Reacher könnte ein Cop sein. Reacher wurde nie für einen Cop gehalten. Dafür war er zu groß und zu unangepasst. Er besaß weder die Großstadtblässe noch die Gerissenheit, die Leute unbewusst bei Cops voraussetzen. Seinetwegen machte Rutter sich keine Sorgen, aber er wusste nicht, was er von Jodie halten sollte. Als er mit Reacher sprach, sah er sie an. Sie erwiderte seinen Blick gelassen.

»Wen kümmert's, was illegal ist?«, fragte sie



verächtlich.

Rutter kratzte sich den Bart. »Das macht sie teuer.«

»Im Vergleich wozu?«, wollte sie wissen.

Reacher lächelte. Mit ihren zwei Bemerkungen - acht Wörtern - hatte sie Rutter noch mehr verunsichert. War sie eine reiche Mutter aus Manhattan, die fürchtete, ihre Kinder könnten entführt werden, die Ehefrau eines Multimillionärs, die ihn vorzeitig beerben wollte, oder die Frau eines Rotariers, die ein gefährliches Dreiecksverhältnis überleben wollte? Sie starrte ihn an wie eine Frau, die es gewöhnt war, ihren Willen durchzusetzen, ohne sich von etwas oder jemandem aufhalten zu lassen. Nicht von obskuren Gesetzen und ganz bestimmt nicht von einem schäbigen kleinen Waffenhändler in der Bronx.

»Steyr GB?«, fragte Rutter. »Sie wollen das Originalteil aus Österreich?«

Reacher nickte, als sei er für solche trivialen Dinge zuständig. Rutter schnalzte mit den Fingern. Einer der vier Dicken stand auf und stieg durch die Falltür in den Keller hinunter. Eine Weile später tauchte er mit einem in Ölpapier gewickelten schwarzen Zylinder wieder auf.

»Zweitausend Bucks«, sagte Rutter.

Reacher nickte. Dieser Preis war beinahe fair. Die Pistole wurde nicht mehr hergestellt, aber er schätzte, dass ihr letzter Ladenpreis bei acht- bis neunhundert Dollar gelegen hatte. Und der Schalldämpfer hatte im Einkauf wahrscheinlich über zweihundert Dollar gekostet. Zwei Riesen für ein zehn Jahre später und viertausend Meilen vom Fabrikator entfernt illegal verkauftes Teil waren kein Wucherpreis.

»Lassen Sie mal sehen«, sagte er.

Rutter wischte den öligen Zylinder an seinem

Hosenboden ab. Hielt ihn Reacher hin, der seine Steyr aus der Tasche zog und den Schalldämpfer aufsetzte. Nicht wie im Film. Man hält die Pistole nicht in Augenhöhe, um den Schalldämpfer langsam und liebevoll aufzuschrauben. Man dreht ihn unter leichtem Druck nach rechts und lässt ihn wie ein Kameraobjektiv einrasten.

Der Schalldämpfer verbesserte die Waffe. Verbesserte ihre Gewichtsverteilung. Pistolenschüsse liegen in neunundneunzig von hundert Fällen zu hoch, weil der Rückstoß die Mündung in die Höhe reißt. Dem würde das Gewicht des Schalldämpfers entgegenwirken. Und da das Dämpferprinzip darauf basierte, dass der Gasstrahl verhältnismäßig langsam austrat, war der Rückstoß ohnehin schwächer.

»Funktioniert das Ding auch ordentlich?«, fragte Reacher.

»Klar doch«, sagte Rutter. »Es ist das

Originalteil.«

Der Kerl, der den Schalldämpfer geholt hatte, saß wieder auf seinem Stuhl. Vier Männer, fünf Stühle. Will man eine Bande eliminieren, muss man als Erstes den Anführer erledigen. Diesen allgemein gültigen Grundsatz hatte Reacher schon als Vierjähriger beherzigt. Man bekommt heraus, wer der Anführer ist, und nimmt ihn sich als Ersten vor. Trotzdem war diese Situation anders. Rutter war der Anführer, aber er musste vorläufig unverletzt bleiben, weil Reacher ihn noch brauchte.

»Zweitausend Bucks«, wiederholte Rutter.

»Erst mal sehen«, sagte Reacher.

Die Steyr GB hat keine Sicherung. Beim ersten Abdrücken ist eine Fingerkraft von sechseinhalb Kilogramm notwendig, um zu verhindern, dass die Waffe versehentlich losgeht, weil sechseinhalb Kilo ein ziemlich kräftiger Zug sind. Deshalb fehlt ein eigener Sicherheitsmechanismus. Reacher riss

die Pistole hoch und zog den Abzug durch. Der Schuss fiel, und der leere Stuhl zersplitterte. Der Schussknall war laut, viel lauter als im Film. Ein Geräusch, als klatsche jemand mit dem Telefonbuch von Manhattan mit aller Kraft auf eine Schreibtischplatte. Kein wirklich leises Geräusch. Aber trotzdem viel leiser als ein ungedämpfter Schussknall.

Die vier Kerle erstarrten vor Schreck. Zerfetztes Kunstleder und die uralte Rosshaarfüllung wurden aufgewirbelt, schwebten langsam zu Boden. Rutter stand wie gelähmt da. Reacher verpasste ihm einen linken Magenhaken, trat ihm die Beine weg und ließ ihn zu Boden knallen. Dann zielte er mit der Steyr auf den Mann neben dem zertrümmerten Stuhl.

»Runter in den Keller«, sagte er. »Los, los, runter mit euch! Beeilung!«

Keiner bewegte sich. Also zählte Reacher laut

eins, zwei, drei und drückte dann erneut ab. Wieder ein lauter Knall. Vor den Füßen des ersten Kerls zersplitterten die Bodenbretter. Eins, zwei, drei, dann schoss Reacher noch mal. Und wieder eins, zwei, drei Staub und Holzsplitter wurden aufgewirbelt. Die wiederholten Schussknalle waren ohrenbetäubend laut. Es stank nach Kordit und der heißen Stahlwolle im Innern des Schalldämpfers. Nach dem dritten Schuss in den Fußboden hatten die Männer es plötzlich sehr eilig, zu der Falлтür zu kommen. Sie drängelten und schubsten und polterten die Treppe hinunter. Reacher ließ die Klappe hinter ihnen zufallen und zerrte den Ladentisch darüber. Rutter versuchte, sich auf allen vieren aufzurichten. Reacher warf ihn mit einem Tritt um und bearbeitete ihn dann weiter mit den Füßen, als er wegzukriechen versuchte. Er landete mit dem Kopf unten am Ladentisch.

Jodie hielt das gefälschte Foto in der Hand. Sie ging neben ihm in die Hocke und hielt es ihm vor

die Nase. Er blinzelte, während er sich darauf zu konzentrieren versuchte. Sein Mund bewegte sich, aber er brachte keinen Ton heraus. Reacher bückte sich und fasste ihn am linken Handgelenk. Riss seine Hand hoch und packte den kleinen Finger.

»Fragen«, sagte er. »Und für jede Lüge breche ich Ihnen einen Finger, verstanden?«

Rutter begann sich zu wehren, setzte seine gesamte Kraft ein, um sich aufzurappeln und von ihm wegzukommen. Reachers Faust traf ihn wieder in der Magengrube, und er sackte erneut zusammen.

»Wissen Sie, wer wir sind?«

»Nein«, keuchte Rutter.

»Wo ist diese Aufnahme entstanden?«

»Geheimlager«, sagte Rutter stöhnend.  
»Vietnam.«

Reacher brach ihm den kleinen Finger. Bog ihn einfach zur Seite, bis er knackend am Knöchel abbrach. Rutter schrie vor Schmerzen auf. Reacher packte den nächsten Finger, an dem ein goldener Ring steckte.

»Wo?«

»Bronx Zoo«, keuchte Rutter.

»Wer ist der Bewacher?«

»Irgendein Junge.«

»Wer ist der Mann?«

»Freund«, sagte Rutter stöhnend.

»Wie oft haben Sie mit diesem Trick gearbeitet?«

»Vielleicht fünfzehnmal«, antwortete Rutter.

Reacher bog den Ringfinger zur Seite.



»Das ist die Wahrheit!«, kreischte Rutter. »Nicht öfter, echt nicht! Und Ihnen hab ich nie was getan. Ich kenn Sie überhaupt nicht.«

»Sie kennen das Ehepaar Hobie?«, fragte Reacher. »Doben in Brighton?«

Er sah, wie Rutter benommen eine Namenliste in seinem Kopf durchging. Dann, wie er sich an sie erinnerte und zu begreifen versuchte, wie es möglich war, dass diese gebrechlichen alten Leute ihm dies alles eingebrockt hatten.

»Sie sind ein richtiger Scheißkerl, stimmt's?«

Rutter schüttelte in panischer Angst den Kopf.

»Los, sagen Sie's schon, Rutter«, brüllte Reacher.

»Ich bin ein Scheißkerl«, winselte Rutter.

»Wo ist Ihre Bank?«

»Meine Bank?«, fragte Rutter verständnislos.

»Ihre Bank«, wiederholte Reacher.

Rutter zögerte. Reacher verstärkte wieder den Druck auf seinen Ringfinger.

»Zehn Blocks von hier«, kreischte Rutter.

»Eigentumsurkunde für Ihren Truck?«

»In der mittleren Schublade.«

Reacher nickte Jodie zu. Sie stand auf und trat hinter den Ladentisch. Zog die Schublade auf, kramte darin herum und holte einen Packen Schriftstücke heraus. Sie blätterte ihn durch, dann nickte sie. »Auf seinen Namen zugelassen. Hat etwas über vierzigtausend Dollar gekostet.«

Reacher ließ die Hand los und packte Rutter am Hals. Er beugte sich noch tiefer über ihn, bis er das Kinn des anderen zwischen Daumen und

Zeigefinger hatte.

»Ich kaufe Ihnen den Truck für einen Dollar ab«, erklärte er. »Passt Ihnen das nicht, brauchen Sie nur den Kopf zu schütteln, okay?«

Rutter machte keine Bewegung. Seine Augen drohten aus ihren Höhlen zu quellen, so eisern hielt Reacher seine Kehle umklammert.

»Und dann fahre ich Sie zu Ihrer Bank«, sagte Reacher. »In meinem neuen Truck. Sie heben achtzehntausend Dollar ab, und ich gebe sie den Hobies zurück.«

»Nein«, widersprach Jodie. »Neunzehntausendsechshundertfünfzig. Das Geld war in mündelsicheren Papieren angelegt. Die bringen sechs Prozent, das sind mit Zins und Zinseszins sechzehnhundertfünfzig.«

»Okay«, sagte Reacher. Er verstärkte den Druck seiner Hand. »Neunzehnsechsfünfzig für die

Hobies und neunzehnsechsfünfzig für uns.«

Rutter starrte Reacher flehend an, als begreife er nicht, was das alles sollte.

»Sie haben diese armen alten Leute betrogen«, sagte Reacher. »Sie haben ihnen versprochen, das Schicksal ihres Sohnes aufzuklären. Das haben Sie nicht getan. Deshalb müssen wir's jetzt tun. Und dafür brauchen wir Spesengeld.«

Rutter lief allmählich blau an. Seine Hände umklammerten Reachers Handgelenk, während er verzweifelt versuchte, den Druck auf seine Luftröhre zu vermindern.

»Okay?«, fragte Reacher. »Gut, dann machen wir's so. Haben Sie irgendein Problem damit, brauchen Sie nur den Kopf zu schütteln.«

Rutter zerrte weiter an Reachers Handgelenk, aber sein Kopf bewegte sich keinen Zentimeter.

»Sie müssen das Ganze als eine Art Steuer sehen«, erklärte Reacher. »Eine Steuer auf betrügerische kleine Scheißkerle.«

Er nahm die Hand von Rutters Hals und richtete sich auf. Eine Viertelstunde später standen sie in Rutters Bank. Rutter, der seine verletzte linke Hand in der Tasche ließ, unterschrieb mit der Rechten einen Scheck. Fünf Minuten später packte Reacher neununddreißigtausenddreihundert Dollar in seine Sporttasche und zog den Reißverschluss zu. Wieder eine Viertelstunde später ließ er Rutter in der Gasse hinter der Gebäudezeile auf dem Asphalt liegend zurück. In seinem Mund steckten zwei Dollarscheine - einer für den Schalldämpfer, einer für den Geländewagen. Reacher folgte Jodie, die den Taurus zur Hertz-Filiale auf dem LaGuardia-Flughafen zurückbrachte. Kurz darauf saßen sie beide in dem neuen Lincoln und fuhren nach Manhattan zurück.

In Hanoi wird es volle zwölf Stunden früher dunkel als in New York, deshalb war die Sonne, die noch hoch am Himmel stand, als Reacher und Jodie die Bronx verließen, bereits hinter dem nordlaotischen Hochland zweihundert Meilen westlich des Flughafens Noi Bai untergegangen. Der Himmel leuchtete orangerot, und die langen Schatten des Spätnachmittags wichen der plötzlichen Düsterteit einer tropischen Abenddämmerung. Die Gerüche der Großstadt und des Dschungels wurden von Kerosingestank überdeckt, und das Hupen der Autos und Summen der Nachtinsekten ging im Heulen der im Standschub laufenden Triebwerke unter.

Eine riesige Transportmaschine C-141 Starlifter der U.S. Air Force stand eine Meile von den belebten Terminals auf dem Vorfeld eines unbezeichneten Hangars. Die Heckrampe des

Frachtflugzeugs war herabgelassen, und sein Hilfstriebwerk lieferte genug Strom für die grelle Innenbeleuchtung. Auch in dem anonymen Hangar brannte Licht. Hoch unter seinem Wellblechdach hingen über hundert Natriumdampflampen, die den riesigen Raum in helles, leicht gelblich gefärbtes Licht tauchten.

Der Hangar von der Größe eines Stadions enthielt nichts außer sieben Behältern. Jeder war zwei Meter lang, bestand aus glänzend poliertem Aluminiumblech mit Riefen und hatte etwa die Form eines Sarges - und genau das waren diese Behälter auch. Sie standen exakt ausgerichtet auf jeweils zwei niedrigen Böcken und waren mit einer US-Flagge bedeckt. Die Stars and Stripes waren frisch gewaschen und gebügelt, und der Mittelknick jeder Flagge lag genau auf der Mittelrinne jedes Behälters.

Im Hangar hielten sich neun Männer und zwei Frauen auf. Sie standen in der Nähe der

Aluminiumbehälter. Sechs der Männer waren als Ehrengarde da - Berufssoldaten der U.S. Army, frisch rasiert und in tadelloser Paradeuniform. Sie befanden sich etwas abseits der anderen fünf Personen. Drei von ihnen waren Vietnamesen, zwei Männer und eine Frau, klein, schwarzhaarig, mit ausdrucksloser Miene. Auch sie trugen Uniform, aber nur ihren schlichten Dienstanzug. Dunkelolivgrünes Tuch, abgewetzt und verknittert, mit aufgenähten fremdartigen Rangabzeichen.

Die beiden letzten Personen waren Amerikaner, die in Zivil gekleidet waren - die Art Zivil, die ebenso klar auf einen militärischen Status hindeutet wie eine Uniform. Die junge Frau trug einen mittellangen Leinenrock, eine langärmelige Khakibluse und feste braune Halbschuhe. Der Mann war groß und grauhaarig, schätzungsweise Mitte fünfzig, und hatte unter einem leichten Regenmantel mit Gürtel einen Tropenanzug aus Khaki an. In einer Hand hielt er einen abgewetzten braunen Aktenkoffer, und vor seinen Füßen stand



ein alter Kleidersack.

Der Grauhaarige nickte der Ehrengarde kaum merklich zu. Auf einen leise ausgesprochenen Befehl des Kommandoführers hin traten die sechs Soldaten in zwei Reihen an. Sie marschierten in langsamem Schritt vorwärts, machten rechtsum und gingen weiter, bis sie genau zu beiden Seiten des ersten Behälters aufgereiht waren. Verharnten kurz, bückten sich und hoben den Sarg mit einer geschmeidigen Bewegung auf ihre Schultern. Wieder ein halblauter Befehl, dann marschierten sie langsam zum Hangartor, wobei der Sarg genau waagrecht auf ihren Schultern ruhte. Die einzigen Geräusche waren das Knirschen ihrer Absätze auf dem Beton und das Heulen der Düsentriebwerke.

Auf dem Vorfeld machten sie rechtsum und marschierten in weitem Bogen durch den heißen Abgasstrahl der Triebwerke zur Heckrampe der Starlifter. Dann gingen sie gemessenen Schrittes exakt in der Mitte der Rampe hinauf, tasteten mit

den Stiefeln nach den aufs Metall geschraubten Gummiprofilen und gelangten so in den Laderaum der Maschine. Dort erwartete sie die Pilotin, ein Hauptmann der U.S. Air Force in einer salbeigrünen Fliegerkombi in Tropenausführung. Mit ihr war die Cockpitbesatzung angetreten: Kopilot, Flugingenieur, Navigator und Funker. Ihr gegenüber standen der Lademeister und sein Team in ihren grünen Overalls stramm. So bildeten sie zwei schweigende Reihen, zwischen denen die Ehrengarde hindurchmarschierte. Im Laderaum setzten die sechs Männer den Sarg auf einem niedrigen Podest am vorderen Druckschott ab. Vier der Soldaten nahmen Haltung an, während der vorderste und der hinterste Mann den Sarg ausrichteten. Der Lademeister trat vor, sicherte ihn mit Spanngummis, dann richtete er sich wieder auf und salutierte gemeinsam mit der Ehrengarde.

Die Verladung der sieben Behälter dauerte gut eine Stunde. Die drei Männer und zwei Frauen im Hangar beobachteten sie schweigend und folgten

dann dem siebten Sarg aufs Vorfeld hinaus. Sie passten ihr Tempo dem langsamen Schritt der Ehrengarde an und warteten an der Rampe der Transportmaschine in der von Lärm erfüllten schwülen Abendhitze. Dann kam die Ehrengarde ins Freie zurückmarschiert. Der grauhaarige Amerikaner salutierte vor ihr, schüttelte den drei vietnamesischen Offizieren die Hand und nickte seiner amerikanischen Kollegin zu. Dabei wurde kein Wort gesprochen. Er nahm seinen Kleidersack über die Schulter und lief die Rampe hinauf. Die Heckrampe schloss sich hinter ihm. Die Triebwerke heulten auf, und die riesige Starlifter setzte sich in Bewegung, rollte weit ausholend nach links und verschwand hinter dem Hangar. Der Triebwerkslärm wurde schwächer. Dann schwoll er in der Ferne wieder an. Die Zurückgebliebenen sahen die Maschine auf der Startbahn vorbeirasen, weiter beschleunigen und steil abheben. Sie kurvte im Steigflug rechts weg, war nur noch an ihren blinkenden Kollisionswarnleuchten zu erkennen, verschwand dann und ließ nichts zurück außer

einem Abgasstrahl, der ihre Kurvenbahn am Nachthimmel nachzeichnete.

Die Ehrengarde marschierte zu ihrem Fahrzeug. Die Amerikanerin schüttelte den drei vietnamesischen Offizieren die Hand und lief zu ihrem Wagen. Auch die Vietnamesen gingen zu ihrem Dienstwagen, einer stumpf olivgrün lackierten japanischen Limousine. Die Frau fuhr, die beiden Männer saßen hinten. Ihre Fahrt ins Stadtzentrum von Hanoi dauerte nicht lange. Die Frau parkte auf einem mit Maschendraht gesicherten Gelände hinter einem sandfarbenen, niedrigen Betonbau.

Die Männer stiegen wortlos aus und betraten das Gebäude durch eine Tür ohne Aufschrift. Die Frau schloss den Wagen ab, ging um das Gebäude herum zu einem anderen Eingang und stieg eine Treppe mit nur wenigen Stufen in ihr Büro hinauf. Auf dem Schreibtisch lag ein aufgeschlagenes Dienstagebuch, in das sie mit sauberer Schrift die

Absendung der Fracht eintrug. Dann klappte sie das Buch zu und sperrte es in einen Stahlschrank, bevor sie die Bürotür öffnete und sich davon überzeigte, dass auf dem Korridor niemand war. Sie kehrte an ihren Schreibtisch zurück, nahm den Telefonhörer ab und wählte eine Nummer im elftausend Meilen entfernten New York.

Marilyn schaffte es, Sheryl zu wecken und Chester zumindest teilweise aus seiner Benommenheit zu befreien, bevor der Stämmige ihnen den Kaffee brachte. Er zögerte, als wisse er nicht so recht, wo er die drei Becher hinstellen solle. Schließlich trat er ans Waschbecken und reihte sie nebeneinander auf der Granitablage unter dem Spiegel auf. Dann wandte er sich wortlos ab und verließ den Raum. Schloss beim Hinausgehen die Tür hinter sich - nachdrücklich, aber ohne sie zuzuknallen.

Marilyn nahm einen Becher, ging in die Hocke und reichte ihn Sheryl, half ihr, den ersten Schluck zu nehmen. Dann holte sie Chesters Kaffee. Er nahm den Becher mit ausdrucksloser Miene entgegen und starrte ihn an, als wisse er nicht, was er damit tun solle. Sie nahm den dritten Becher, blieb ans Waschbecken gelehnt stehen und trank ihn durstig. Er schmeckte wunderbar, war pure Energie.

»Wo liegen die Aktien?«, flüsterte sie.

Chester sah sie ohne großes Interesse an. »Bei meiner Bank, im Schließfach.«

Marilyn nickte. Gestand sich die Tatsache ein, dass sie nicht wusste, bei welcher Bank Chester sein Konto hatte. Oder wie viele Aktien überhaupt ausgegeben waren.

»Wie viele sind es?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ursprünglich waren

es tausend Inhaberaktien. Dreihundert musste ich als Sicherheit für Kredite bei der Bank hinterlegen.«

»Und die hat Hobie jetzt?«

Er nickte. »Er hat die Kredite abgelöst. Dafür dürfte er heute die Aktien durch Boten zugestellt bekommen. Die Bank braucht sie nicht mehr. Und ich habe ihm weitere neunzig verpfändet. Die liegen noch im Schließfach, aber ich hätte sie bald übergeben müssen, denke ich.«

»Wie läuft die Übertragung ab?«

Chester zuckte wieder müde mit den Schultern. »Ich überschreibe ihm die Aktien, er nimmt sie in Besitz und lässt sie bei der Börse registrieren. Sobald die fünfhundertunderste Aktie auf seinen Namen registriert ist, ist er Mehrheitsaktionär.«

»Okay, wo ist deine Bank?«

Er nahm den ersten Schluck von seinem Kaffee. »Ungefähr drei Blocks von hier. Etwa fünf Minuten zu Fuß. Dann weitere fünf Minuten zur Börse. Dort weitere zehn Minuten, dann stehen wir mittel- und wohnungslos auf der Straße.«

Er stellte den Becher neben sich auf den Boden und verfiel erneut in trübsinniges Starren. Sheryl war kaum ansprechbar. Sie hatte ihren Kaffee nicht getrunken. Auf ihrer Stirn stand kalter Schweiß. Vielleicht hatte sie eine Gehirnerschütterung oder stand noch immer unter Schock. Das konnte Marilyn nicht beurteilen. Mit solchen Dingen hatte sie keine Erfahrung. Sheryls Nase sah furchtbar aus. Schwarz und geschwollen. Die Blutergüsse waren jetzt auch unter den Augen zu sehen. Ihre Lippen waren trocken und rissig, weil sie die ganze Nacht durch den Mund geatmet hatte.

»Trink deinen Kaffee«, drängte Marilyn sie. »Der tut dir gut.«



Sie ging neben ihr in die Hocke und führte die Hand mit dem Becher an ihren Mund. Sheryl nahm einen kleinen Schluck. Etwas von der heißen Flüssigkeit lief ihr übers Kinn. Sie trank einen weiteren Schluck. In dem Blick, mit dem sie Marilyn ansah, lag etwas Unausgesprochenes. Marilyn wusste nicht, was es war, erwiderte ihn aber trotzdem mit aufmunterndem Lächeln.

»Ich Sorge dafür, dass du ins Krankenhaus kommst«, flüsterte sie.

Sheryl schloss die Augen und nickte, als sei sie plötzlich sehr erleichtert. Marilyn hielt ihre Hand, starrte die Tür an und fragte sich, wie, zum Teufel, sie dieses Versprechen halten sollte.

»Willst du den Schlitten behalten?«, fragte Jodie.

Damit meinte sie den Lincoln Navigator. Reacher dachte darüber nach, während er wartete. Sie

steckten auf der Zufahrt zur Triborough Bridge im Stau fest.

»Vielleicht«, erwiderte er.

Der Geländewagen war praktisch fabrikneu. Sehr leise und luxuriös. Außen schwarzer Metalliclack, innen beiges Leder, nur knapp vierhundert Meilen auf dem Tacho, noch immer nach Leder, neuen Teppichen und Kunststoff riechend. Bequeme Sitze, die mit dem Fahrersitz identisch waren, breite Konsolen mit Halterungen für Getränke und überall kleine Klappen, hinter denen sich Ablagefächer verbargen.

»Ich finde ihn protzig«, sagte sie.

Er lächelte. »Im Vergleich wozu? Zu dem Geländewagen, den du gefahren hast?«

»Der war viel kleiner als dieser hier.«

»Du bist auch viel kleiner als ich.«

Sie schwieg einen Augenblick.

»Er hat Rutter gehört«, sagte sie. »Dieser Makel haftet ihm an.«

Der Verkehr rollte weiter und geriet dann mitten über dem Harlem River wieder ins Stocken. Weit links von ihnen waren die Gebäude der Midtown als vage Silhouetten zu erahnen.

»Er ist nur ein Ding«, sagte Reacher. »Dinge haben kein Gedächtnis.«

»Ich hasse diesen Kerl«, sagte sie. »Mehr als ich jemals einen Menschen gehasst habe.«

Er nickte.

»Als wir bei ihm waren, habe ich die ganze Zeit an die Hobies denken müssen, die droben in Brighton allein in ihrem kleinen Haus sitzen. An den traurigen Blick in ihren Augen. Seinen einzigen Sohn in den Krieg zu schicken, ist schrecklich

genug, Jodie, aber danach belogen und betrogen zu werden ... dafür gibt's keine Entschuldigung. Nimmt man eine andere Zeit, hätte es meinen Eltern genau so ergehen können. Und das hat dieses Schwein mindestens fünfzehnmal gemacht! Ich hätte ihn noch viel schlimmer zurichten sollen.«

»Wenn er's nur nicht wieder tut«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Die Liste möglicher Zielpersonen wird täglich kleiner. Es gibt nicht mehr allzu viele LNG-Familien, die auf ihn reinfallen können.«

Sie verließen die Brücke und fuhren auf der Second Avenue nach Süden. Der Verkehr lief wieder zügig.

»Und es waren nicht Rutters Leute, die hinter uns her waren«, stellte Jodie fest. »Er hat nicht gewusst, wer wir sind.«

Reacher schüttelte erneut den Kopf. »Nein. Wie

viele gefälschte Fotos müsste man verkaufen, damit man's sich leisten kann, ihretwegen einen Chevy Suburban zu Schrott zu fahren? Wir müssen diese Sache von Anfang an analysieren, Jodie. Zwei Vollzeitbeschäftigte werden nach Key West und anschließend nach Garrison geschickt, stimmt's? Zwei Kerle plus Waffen und Flugtickets und allem. Sie fahren mit einem Tahoe herum, und ein Dritter kreuzt mit einem Suburban auf, mit dem er einen Unfall provoziert? Dahinter steckt eine Menge Geld - und das ist vermutlich nur die Spitze eines Eisbergs. Es lässt auf jemanden schließen, der vermutlich über Millionen verfügt. So viel Geld konnte Rutter nicht damit verdienen, dass er alte Leute um achtzehntausend Dollar pro Foto erleichtert hat.«

»Was zum Teufel steckt also dahinter?«

Hobie nahm den Anruf aus Hanoi zu Hause entgegen. Er hörte sich die kurze Meldung der Vietnamesin an und legte wortlos auf. Dann stand er mitten in seinem Wohnzimmer, hielt den Kopf schief und kniff sein gesundes Auge zusammen, als verfolge er, wie ein gewaltig geschlagener Baseball vom Flutlicht hell angestrahlt eine hohe Parabel beschrieb, ein Outfielder unter ihm rückwärts lief, der Zaun am Spielfeldrand immer näher kam, der Fanghandschuh hochgerissen wurde, der Ball weiterflog, der Zaun aufragte, der Outfielder hochsprang. Würde der Ball über den Zaun gehen? Oder nicht? Das konnte Hobie nicht beurteilen.

Er trat auf die Terrasse. Seine Dachterrasse mit Blick nach Westen über den Central Park lag im dreißigsten Stock. Das war eine Aussicht, die er hasste, weil die vielen Bäume ihn an seine Jugend erinnerten. Aber sie erhöhte den Wert seiner Luxuswohnung, und nur darauf kam es an. Er war nicht dafür verantwortlich, wie der Geschmack

anderer Leute den Markt beeinflusste; er war nur da, um daraus Gewinn zu schlagen. Hobie blickte nach links, wo er an der Spitze Manhattans sein Bürogebäude sehen konnte. Von hier aus wirkten die Twin Towers wegen der schon sichtbaren Erdkrümmung niedriger, als sie in Wirklichkeit waren. Er ging wieder hinein und schloss die Schiebetür. Verließ sein Apartment und fuhr mit dem Aufzug in die Tiefgarage.

Sein Wagen, ein neuer Cadillac, war nicht behindertengerecht umgebaut. Zündschloss und Automatikschaltung befanden sich rechts neben der Lenksäule. Das Anlassen war umständlich, weil er sich weit nach rechts beugen musste, um den Zündschlüssel mit der linken Hand ins Schloss zu stecken und umzudrehen. Alles Weitere machte jedoch keine Mühe. Er benutzte seinen Haken, um den Schalthebel zu verstellen, und lenkte den Cadillac dann einhändig aus der Tiefgarage.

Er fühlte sich wohler, als er den Park hinter sich

ließ und in die von Lärm erfüllten Canyons der Midtown eintauchte. Der Verkehr beruhigte ihn. Die Klimaanlage des Cadillac linderte das Jucken seiner Narben. Im Juni war es am schlimmsten. Das hatte mit der Hitze und Luftfeuchtigkeit zu tun, und es trieb ihn fast zum Wahnsinn. Aber der Cadillac machte alles leichter. Er fragte sich, ohne wirklich darüber nachzudenken, ob Stones Mercedes ebenso gut sein würde. Vermutlich nicht. Den Klimaanlage ausländischer Wagen hatte er noch nie recht getraut. Also würde er den Wagen verkaufen. Er kannte einen Kerl in Queens, der ihn ihm sofort abnehmen würde. Aber das war wieder etwas, das er erledigen musste. Er hatte viel zu tun, aber nicht viel Zeit. Der Outfielder war unter dem Ball, sprang hoch, um ihn aus der Luft zu fangen.

Hobie parkte in der Tiefgarage auf dem Platz, an dem zuvor der Suburban gestanden hatte. Er griff mit der linken Hand nach rechts, zog den Schlüssel heraus und betätigte die Zentralverriegelung. Fuhr mit dem Expressaufzug nach oben. Tony saß hinter



der Empfangstheke.

»Hanoi hat wieder angerufen«, teilte Hobie ihm mit. »Die Luftfracht ist unterwegs.«

Tony starrte seine Hände an.

»Was gibt's?«, fragte Hobie.

»Also sollten wir die Sache mit Stone abblasen.«

»Bis sie endgültig Klarheit haben, vergehen noch ein paar Tage, stimmt's?«

»Ein paar Tage reichen vielleicht nicht«, gab Tony zu bedenken. »Es gibt Komplikationen. Die Frau sagt, dass sie's mit ihm besprochen hat und sie bereit sind, dir die Aktien zu übertragen, aber dass es Komplikationen gibt, von denen wir nichts wissen.«

»Was für Komplikationen?«

Tony zuckte mit den Schultern. »Das wollte sie mir nicht sagen. Sie will nur mit dir verhandeln.«

Hobie starrte die Bürotür an. »Sie spielt auf Zeit, was? Das soll sie lieber bleiben lassen, denn ich kann jetzt keine Komplikationen brauchen. Ich habe das Firmengelände mit drei Vorverträgen als Bauland verkauft und den Käufern mein Wort gegeben. Die Maschinerie ist angelaufen. Was für Komplikationen?«

»Das wollte sie mir nicht sagen«, wiederholte Tony

Hobies Gesicht juckte. Die Tiefgarage war nicht klimatisiert. Auf dem kurzen Weg zum Aufzug hatte der Juckreiz sich wieder verstärkt. Er drückte den Haken an seine Stirn, weil er hoffte, das Metall werde sie kühlen. Aber es war ebenfalls warm.

»Was ist mit Mrs. Jacob?«, fragte er.

»Sie war die ganze Nacht zu Hause«, sagte Tony

»Mit diesem Reacher. Das habe ich selbst kontrolliert. Heute Morgen haben sie über irgendwas gelacht. Ich habe sie vom Korridor aus gehört. Dann sind sie auf dem FDR Drive irgendwohin gefahren. Vielleicht zurück nach Garrison.«

»Ich brauche sie nicht in Garrison. Ich brauche sie hier. Und ihn auch.«

Tony äußerte sich nicht dazu.

»Bring Mrs. Stone zu mir rein«, sagte Hobie.

Er ging in sein Büro und setzte sich an den Schreibtisch. Tony durchquerte den Raum, verschwand nach nebenan und kam mit Marilyn zurück. Sie wirkte müde und lächerlich deplatziert in ihrem Seidenkleid, das sie wie ein übernächtiges Partygirl aussehen ließ.

Hobie wies auf das mittlere Sofa.

»Setzen Sie sich, Marilyn«, sagte er.

Sie blieb stehen. Das Sofa war zu niedrig. Ungeeignet für ihr kurzes Kleid und auch ungeeignet dafür, ihr den psychologischen Vorteil zu sichern, den sie brauchen würde. Aber wie ein Befehlsempfänger vor seinem Schreibtisch zu stehen, wäre ebenso falsch gewesen. Deshalb trat sie an eines der Fenster, drückte die Jalousielamellen auseinander und blickte in den Morgen hinaus. Dann wandte sie sich um und lehnte sich an die Fensterbank. Zwang ihn so dazu, sich ihr mit seinem Drehsessel zuzuwenden.

»Was sind das für Komplikationen?«, wollte er wissen.

Sie sah ihn an und atmete tief durch.

»Zu denen kommen wir noch«, erwiderte sie.  
»Erst bringen wir Sheryl ins Krankenhaus.«

Danach herrschte Schweigen. Es waren nur die

leisen Hintergrundgeräusche des riesigen Gebäudes zu hören.

»Was sind das für Komplikationen?«, wiederholte er. Wortlaut und Tonfall waren genau gleich. Als sei er gewillt, ihren Fehler zu übersehen.

»Erst das Krankenhaus.«

Wieder Schweigen. Hobie nickte Tony zu.

»Hol Stone aus der Toilette«, forderte er ihn auf.

Stone, der in seiner Unterwäsche ins Büro gestolpert kam, wurde von Tony bis vor den Schreibtisch geschoben. Er schlug sich ein Schienbein am Couchtisch an und stieß einen unterdrückten Schmerzensschrei aus.

»Was sind das für Komplikationen?«, fragte Hobie ihn.

Er starrte nur wild nach links und rechts, als sei er zu ängstlich und desorientiert, um zu sprechen. Hobie wartete. Dann nickte er Tony zu.

»Brich ihm ein Bein«, befahl er.

Hobie sah zu Marilyn hinüber. Dann herrschte wieder Schweigen. Hobie starrte Marilyn an. Sie erwiderte seinen Blick unerschrocken.

»Nur zu«, sagte sie ruhig. »Brechen Sie ihm sein verdammtes Bein. Warum sollte mich das stören? Durch seine Schuld bin ich jetzt bettelarm. Er hat mein Leben ruiniert. Brechen Sie ihm meinetwegen beide Beine. Aber das nützt Ihnen nichts. Es gibt tatsächlich Komplikationen, und je eher wir uns mit ihnen befassen, desto schneller bekommen Sie, was Sie wollen. Und wir können uns erst mit ihnen befassen, wenn Sheryl im Krankenhaus ist.«

Sie lehnte an der Fensterbank, ließ die Handflächen auf dem polierten Naturstein ruhen. Diese Haltung sollte entspannt und lässig wirken,

aber tatsächlich stützte sie sich nur ab, um nicht zusammenzusacken.

»Erst das Krankenhaus«, wiederholte Marilyn. Sie konzentrierte sich so sehr auf ihre Stimme, dass sie ganz fremd klang. Aber sie war damit zufrieden. Eine ruhige, feste Stimme, unaufgeregt und selbstbewusst.

»Danach kommt das Geschäftliche«, sagte sie. »Sie haben die Wahl.«

Der Outfielder sprang mit hochgereckter Fanghand hoch, und der Ball senkte sich steil. Der Handschuh war höher als der Zaun. Die Flugbahn des Balls ließ sich nicht genau abschätzen. Hobie klopfte mit seinem Haken auf den Schreibtisch. Das laute Geräusch ließ Stone zusammenzucken. Hobie ignorierte ihn und wandte sich an Tony

»Bring das Weibsbild ins Krankenhaus«, sagte er mürrisch.

»Chester fährt mit«, sagte Marilyn. »Damit sie wirklich ins Krankenhaus kommt. Er muss sehen, wie sie allein in die Notaufnahme geht. Ich bleibe als Sicherheit hier.«

Hobie klopfte nicht mehr auf den Schreibtisch. Er sah sie an und lächelte. »Sie trauen mir wohl nicht?«

»Nein, ich traue Ihnen nicht. Ohne diese Kontrolle würde Sheryl nur fortgeschafft und anderswo eingesperrt.«

Er lächelte weiter. »Daran habe ich nicht mal im Traum gedacht. Ich wollte Tony den Auftrag geben, sie zu erschießen und ins Meer zu werfen.«

Danach herrschte wieder Schweigen. Marilyn zitterte innerlich.

»Wollen Sie wirklich darauf bestehen«, fragte er. »Sagt sie im Krankenhaus auch nur ein einziges falsches Wort, ist das Ihr Todesurteil, das wissen



Sie, nicht wahr?«

Marilyn nickte. »Sie wird nicht reden. Schließlich weiß sie, dass Sie mich noch hier haben.«

»Beten Sie lieber, dass sie's nicht tut.«

»Sie tut's bestimmt nicht. Hier geht's nicht um uns, sondern um Sheryl. Sie braucht ärztliche Hilfe.«

Sie starrte ihn an, stützte sich mit beiden Händen auf, fühlte sich erbärmlich. Sie forschte in seinem Gesicht nach einem Anzeichen von Mitleid. Nach einem Hinweis darauf, dass er seine Verantwortung anerkannte. Hobie starrte sie seinerseits an. Aber seine Miene verriet keine Spur von Mitleid. Er wirkte nur irritiert und verärgert. Sie schluckte trocken und holte tief Luft.

»Und sie braucht einen Rock. Sie kann nicht ohne Rock in die Notaufnahme. Das sähe verdächtig aus.

Das Krankenhaus würde die Polizei benachrichtigen. Das will keiner von uns. Deshalb muss Tony losgehen und ihr einen Rock besorgen.«

»Leihen Sie ihr Ihr Kleid«, sagte Hobie. »Ziehen Sie's aus und geben Sie's ihr.«

Eine lange Pause.

»Es würde ihr nicht passen«, entgegnete Marilyn.

»Das ist nicht der wahre Grund, oder?«

Sie gab keine Antwort. Schweigen. Dann zuckte Hobie mit den Schultern.

»Okay«, sagte er.

Sie schluckte erneut. »Und Schuhe.«

»Was?«

»Sie braucht Schuhe«, erklärte Marilyn. »Sie

kann nicht barfuß gehen.«

»Mein Gott«, sagte Hobie. »Sonst noch was?«

»Als Nächstes verhandeln wir. Sobald Chester wieder hier ist und mir bestätigt, dass er gesehen hat, wie sie allein in die Notaufnahme gegangen ist, verhandeln wir.«

Hobie ließ die Finger seiner linken Hand über die Krümmung seines Hakens gleiten.

»Sie sind eine kluge Frau«, stellte er fest.

Ja, das bin ich, dachte Marilyn. Das ist die erste deiner Komplikationen.

Reacher stellte die Sporttasche auf das weiße Sofa unter der Mondrian-Kopie. Er zog den Reißverschluss auf, drehte die Tasche um und kippte die gebündelten Fünfinger heraus. Insgesamt

neununddreißigtausenddreihundert Dollar in bar. Er teilte den Gesamtbetrag, indem er die Bündel abwechselnd in die rechte und die linke Sofaecke warf. Als er fertig war, lag in beiden Ecken ein hübsches Süm্মchen Geld.

»Vier Besuche bei der Bank«, sagte Jodie. »Beträge unter zehntausend Dollar fallen nicht unter die Meldepflicht, und wir wollen keine Fragen nach der Herkunft dieses Geldes beantworten müssen, oder? Wir zahlen es auf mein Konto ein und stellen den Hobies einen Scheck über neunzehntausendsechshundertfünfzig aus. Über unsere Hälfte verfügen wir mit meiner Kreditkarte, okay?«

Reacher nickte. »Wir brauchen Flugtickets nach St. Louis, Missouri, und ein Hotelzimmer. Mit neunzehn Riesen auf der Bank können wir uns ein anständiges Hotel leisten und Business Class fliegen.«

»Die einzig richtige Klasse«, sagte Jodie. Sie schlang die Arme um seine Taille, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn. Er erwiderte ihren Kuss leidenschaftlich.

»Diese Sache macht richtig Spaß, stimmt's?«, fragte sie.

»Uns vielleicht schon«, antwortete er. »Den Hobies nicht.«

Sie suchten gemeinsam drei Filialen von Jodies Bank auf und zahlten in einer vierten den letzten Teilbetrag ein, um dann einen auf Mr. T. und Mrs. M. Hobie lautenden Barscheck über neunzehntausendsechshundertfünfzig Dollar ausstellen zu lassen. Der Kassierer übergab ihn Jodie in einem cremeweißen Umschlag, den sie ins Reißverschlussfach ihrer Umhängetasche steckte. Dann gingen sie Hand in Hand zum Broadway zurück, damit Jodie für die Reise packen konnte. Sie deponierte den Umschlag in ihrem

Schreibtisch, und er setzte sich ans Telefon und brachte in Erfahrung, dass die beste Verbindung nach St. Louis um diese Tageszeit ein Flug der United Airlines vom JFK Airport aus war.

»Taxi?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Wir fahren selbst.«

In der Tiefgarage machte der große V-8-Motor einen Heidenlärm. Reacher gab ein paar Mal Gas und grinste dabei. Das gewaltige Drehmoment ließ den Geländewagen leicht schwanken.

»Der Preis ihrer Spielsachen«, sagte Jodie.

Er hob die Augenbrauen.

»Hast du das noch nie gehört?«, fragte sie. »Dass der Unterschied zwischen Jungen und Männern im Preis ihrer Spielsachen liegt?«

Er gab noch mal Gas und grinste wieder. »Dieser

Schlitten hat nur einen Dollar gekostet.«

»Und du hast gerade Benzin für zwei Dollar vergeudet«, sagte sie.

Er fuhr zügig die Rampe hinauf. Arbeitete sich bei dichtem Verkehr nach Osten zum Midtown-Tunnel vor, nahm die 495th Street zum Van Wyck Parkway und fuhr zum weitläufigen Areal des John-F.-Kennedy-Flughafens weiter.

»Zu den Plätzen für Kurzzeitparker«, sagte Jodie.  
»Das können wir uns jetzt leisten, nicht?«

Die Steyr und den Schalldämpfer musste er zurücklassen. Mit so großen Metallteilen würde er nicht durch die Sicherheitskontrollen kommen. Er versteckte sie unter dem Fahrersitz. Sie ließen den Lincoln auf dem Parkplatz gegenüber dem UA-Terminal zurück und standen fünf Minuten später am Schalter, um zwei Business-Class-Tickets nach St. Louis zu kaufen. Mit diesen teuren Tickets hatten sie Zutritt zu einer Lounge, in der das Wall

Street Journal kostenlos auslag und ein Steward ihnen guten Kaffee in Porzellantassen servierte. Dann trug Reacher Jodies Reisetasche als Handgepäck an Bord der Maschine. Die Business-Class-Sitze waren zu je zwei Plätzen nebeneinander angeordnet und nahmen den vorderen Teil der Sitzreihen ein. Breite, sehr bequeme Sitze. Reacher lächelte.

»Hier vorn habe ich noch nie gegessen«, stellte er fest.

Jodie bekam den Fensterplatz, und er ließ sich neben ihr auf dem Gangsitz nieder. Sogar ein Hüne wie er konnte sich hier etwas ausstrecken. Jodie verschwand fast in ihrem Sessel. Die Stewardess servierte ihnen Orangensaft, noch bevor das Flugzeug sich in Bewegung gesetzt hatte. Wenige Minuten später waren sie in der Luft und drehten über der Südspitze Manhattans nach Westen ab.



Als Tony ins Büro zurückkam, hielt er eine leuchtend rote Tragetasche von Talbot's und eine braune von Bally in der Hand. Marilyn nahm sie in die Toilette mit, und fünf Minuten später erschien Sheryl im Büro. Der neue Rock hatte die richtige Größe, aber die Farbe passte nicht zu ihrer Bluse. Sie strich ihn mit vagen Handbewegungen über ihren Hüften glatt. Die neuen Schuhe passten nicht zu dem Rock und waren eine Nummer zu groß. Ihr Gesicht sah schrecklich aus. Ihr Blick war ausdruckslos und gefügig, wie Marilyn es ihr eingebläut hatte.

»Was erzählen Sie den Ärzten?«, fragte Hobie sie barsch.

Sheryl sah zu Boden und konzentrierte sich auf Marylins Skript. »Dass ich gegen eine Tür gerannt bin«, antwortete sie.

Sie sprach mit leiser, nasaler Stimme. Ausdruckslos, als stehe sie noch immer unter

Schock.

»Rufen Sie die Cops?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das werde ich nicht.«

Hobie nickte. »Was würde passieren, wenn Sie's täten?«

»Weiß ich nicht«, antwortete sie leise und ausdruckslos.

»Ihre Freundin Marilyn würde sterben - unter schrecklichen Schmerzen. Ist Ihnen das klar?«

Er hob seinen Haken und ließ ihn Sheryl sehen. Dann kam er hinter dem Schreibtisch hervor, ging zu Marilyn hinüber und blieb dicht hinter ihr stehen. Nahm die linke Hand, um ihr Haar zur Seite zu schieben. Seine Hand streifte ihre Haut. Marilyn erstarrte. Hobie berührte ihre Wange mit der Krümmung seines Hakens. Sheryl nickte vage.

»Ja, ich weiß«, sagte sie.

Sie durften nicht gesehen werden, denn obwohl Sheryl jetzt Rock und Schuhe trug, hatte Chester weiter nur Boxershorts und Unterhemd an. Tony ließ die beiden am Empfang warten, bis der Lastenaufzug heraufkam, und trieb sie dann vor sich her über den Korridor und in den Aufzug. In der Tiefgarage stieg er als Erster aus und überzeugte sich davon, dass niemand in der Nähe war. Dann führte er sie eilig zu dem Tahoe, stieß Chester auf den Rücksitz und ließ Sheryl vorn einsteigen. Er startete den Motor und verriegelte die Türen. Fuhr die Rampe hinauf und auf die Straße hinaus.

In Manhattan kannte er mindestens ein Dutzend Krankenhäuser, die wahrscheinlich alle eine Notaufnahme besaßen. Sein Instinkt riet ihm, nach Norden zu fahren, vielleicht bis zum Mount Sinai Hospital in der 100th Street, um Sheryl möglichst weit entfernt abzusetzen. Aber dafür reichte die

Zeit nicht. Für die Hin- und Rückfahrt hätte er mindestens eine Stunde gebraucht - eine Stunde, die sie nicht erübrigen konnten. Deshalb entschied er sich für das St. Vincent's Hospital an der Ecke 11th Street und Seventh Avenue. Das Bellevue Hospital an der Ecke 27th Street und First Avenue wäre näher gewesen, aber aus irgendeinem Grund wimmelte es dort ständig von Cops. Das wusste er aus Erfahrung. Deshalb musste es das St. Vincent's sein. Und außerdem gab es vor der Notaufnahme des St. Vincent's einen weiten, freien Platz, an der die Greenwich die Seventh Avenue kreuzte. Den hatte er entdeckt, als sie unterwegs gewesen waren, um Costellos Sekretärin zu entführen. Ein ziemlich großer Platz, der ihnen die Möglichkeit gab, Sheryl beim Hineingehen im Auge zu behalten, ohne direkt vor der Notaufnahme parken zu müssen.

Die Fahrt dauerte acht Minuten. Tony hielt auf der Westseite der Seventh Avenue am Randstein und entriegelte die Türen.

»Raus!«, sagte er nur.

Sheryl öffnete die Beifahrertür und rutschte von ihrem Sitz auf den Gehsteig. Blieb einen Augenblick unsicher stehen. Dann ging sie in Richtung Fußgängerübergang davon, ohne sich noch einmal umzudrehen. Tony beugte sich nach rechts und knallte die Tür hinter ihr zu. Drehte sich auf dem Fahrersitz zu Stone um.

»Na los, passen Sie auf, was sie tut«, forderte er ihn auf.

Das tat Stone bereits. Er sah, wie der Verkehr anhielt und die Fußgängerampel Grün zeigte. Wie Sheryl leicht benommen der Menge folgte. Sie ging langsamer als die anderen, schlurfte in ihren zu großen Schuhen hinter ihnen her. Mit der rechten Hand schirmte sie ihr Gesicht ab. Sie erreichte den gegenüberliegenden Gehsteig erst, als die Ampel längst wieder Rot zeigte. Ein ungeduldiger Lieferwagenfahrer hätte sie fast noch gestreift. Sie

ging in Richtung St. Vincent's weiter. Über den breiten Gehsteig. Über den Platz und die Zufahrt für Krankenwagen. Vor sich ein Fahrzeugtor, dessen bewegliche Flügel aus fast durchsichtigem, jedoch stark verkratztem Kunststoff bestanden. Daneben standen drei Krankenschwestern, die eine Zigarettenpause machten. Sheryl ging langsam an ihnen vorüber, erreichte das Tor und stieß es versuchsweise mit beiden Händen an. Es öffnete sich, und sie trat hindurch. Das Tor fiel hinter ihr zu.

»Okay, haben Sie's gesehen?«

Stone nickte. »Ja, ich hab's gesehen. Sie ist drinnen.«

Nach einem kurzen Blick in den Außenspiegel fädelte Tony sich wieder in den Verkehr ein, ohne auf das Hupkonzert hinter sich zu achten. Als er die ersten hundert Meter nach Süden zurückgelegt hatte, wartete Sheryl bereits vor der Notaufnahme

und ging in Gedanken immer wieder durch, was Marilyn ihr aufgetragen hatte.

Vom Flughafen St. Louis war es nur eine kurze Taxifahrt zum National Personnel Records Center, das Reacher von früher her kannte. In seiner aktiven Zeit bei der Militärpolizei hatte er das Archiv mindestens einmal pro Jahr aufgesucht, um irgendwelche Nachforschungen anzustellen. Aber diesmal waren die Voraussetzungen anders. Er würde als Zivilist kommen. Das war etwas völlig anderes, als dort dienstlich und in Majorsuniform aufzutreten. Darüber war er sich im Klaren.

Für Besucher war das Personal an der Theke in der Eingangshalle zuständig. Theoretisch konnten das Archiv alle nutzen, aber seine Mitarbeiter gaben sich die größte Mühe, diese Tatsache zu vertuschen. In der Vergangenheit hatte Reacher

diese Taktik vorbehaltlos gebilligt. Militärische Personalakten waren mitunter sehr aufschlussreich und mussten in striktem Kontext gelesen und interpretiert werden. Er fand es gut, dass sie, wenn möglich, der Öffentlichkeit vorenthalten wurden. Aber jetzt war er die Öffentlichkeit und fragte sich, wie er sein Ziel erreichen konnte. In Dutzenden von Archivräumen lagerten hier Millionen von Personalakten, und man musste manchmal Tage, ja sogar Wochen warten, bis etwas gefunden wurde, auch wenn das Personal den Eindruck erweckte, als tue es sein Bestes. Eine sehr überzeugende Vorstellung, die er stets ein wenig amüsiert verfolgt hatte.

Deshalb blieben Jodie und Reacher nach der Taxifahrt kurz in der heißen Sonne Missouris vor dem Archiv stehen und sprachen ihr Vorgehen nochmals ab. Dann betraten sie die Empfangshalle, in der ein großes Schild verkündete: Jeweils nur eine Akte. Sie stellten sich vor der Theke an und warteten. Die Beamtin - rundlich, Mitte vierzig, in



der Uniform eines Master Sergeant - war mit irgendeiner Arbeit beschäftigt, deren einziger Zweck vermutlich darin bestand, Leute warten zu lassen. Nach einigen Minuten schob sie ihnen zwei leere Formulare hin und deutete auf einen Bleistift, der mit einem Stück Schnur an der Theke befestigt war.

Die Formulare waren Anträge auf Akteneinsicht. Jodie trug als Familiennamen Jacob ein und forderte sämtliche Informationen über Major Jack Reacher, U.S. Army Criminal Investigation Division an. Dann ließ Reacher sich den Bleistift geben und forderte sämtliche Informationen über Generalleutnant Leon Jerome Garber an. Er legte die ausgefüllten Formulare der Sergeantin hin, die einen Blick darauf warf und sie in den Ausgangskorb legte. Sie drückte auf einen Klingelknopf neben sich und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit. Die Idee war, dass irgendein Gefreiter das Klingelzeichen hören und sich die Anforderungen holen würde, um mit der

langwierigen Suche im Archiv zu beginnen.

»Wer ist heute Chef vom Dienst?«, fragte Reacher.

Das war eine direkte Frage. Die Sergeantin suchte eine Möglichkeit, sie nicht beantworten zu müssen, konnte aber keine finden.

»Major Theodore Conrad«, antwortete sie widerstrebend.

Reacher nickte. Conrad? Kein Name, an den er sich erinnern konnte.

»Sagen Sie ihm bitte, dass wir ihn kurz sprechen möchten? Und lassen Sie die angeforderten Akten bitte in sein Dienstzimmer bringen?«

Sein Tonfall war eine Mischung aus einer freundlichen, höflichen Bitte und einem unausgesprochenen Befehl. Im Umgang mit Master Sergeants hatte dieser Tonfall sich stets bewährt.

Die Frau nahm wortlos den Hörer ihres Telefons ab und rief den Chef vom Dienst an.

»Er schickt jemanden, der Sie raufbringt«, sagte sie, als wundere sie sich darüber, dass Conrad ihnen diesen großen Gefallen tat.

»Nicht nötig«, meinte Reacher. »Ich weiß, wo sein Dienstzimmer ist. Ich bin nicht zum ersten Mal hier.«

Er führte Jodie die breite Treppe in den ersten Stock hinauf, in dem das geräumige Büro des Chefs vom Dienst lag. Major Theodore Conrad erwartete sie an der Tür. Er trug Sommeruniform mit einem Namensschild aus schwarzem Kunststoff über der rechten Brusttasche. Conrad wirkte auf den ersten Blick ganz freundlich, schien aber mit seinem Posten nicht recht zufrieden zu sein. Er war etwa Mitte vierzig, und wer mit diesem Alter noch Major im NPRC war, hatte nicht gerade eine Blitzkarriere gemacht. Während er sie an der Tür

begrüßte, kam ein Gefreiter mit zwei dicken Aktenordnern den Flur entlanggetrabt. Reacher lächelte in sich hinein. Das war Firstclass-Service. Wollte das NPRC schnell sein, konnte es das auch. Der Major nahm die Ordner entgegen und ließ den Gefreiten wegtreten.

»Nun, was kann ich für Sie tun?«, wollte Conrad wissen. Seine Stimme klang durchaus zuvorkommend.

»Nun, wir brauchen Ihre volle Unterstützung, Major«, antwortete Reacher. »Und wir hoffen, dass Sie sie uns gewähren werden, sobald Sie diese Akten gelesen haben.«

Conrad warf einen Blick auf die beiden Ordner, dann forderte er die Besucher mit einer Handbewegung zum Eintreten auf. Sein Dienstzimmer war ein ruhiger, mit Holz getäfelter Raum. Der Major bot ihnen die beiden Ledersessel vor seinem Schreibtisch an, nahm selbst dahinter

Platz und legte die Aktenordner übereinander auf seine Schreibunterlage. Er schlug zuerst Leons Akte auf und machte sich daran, sie zu überfliegen.

Er brauchte nur zehn Minuten, um alles Wissenswerte zu erfahren. Reacher und Jodie saßen schweigend da und sahen aus dem Fenster. Vor ihnen lag St. Louis im Sonnenschein. Conrad beendete sein Aktenstudium und warf einen Blick auf die Namen auf den Formularen. Dann sah er auf.

»Zwei vorbildliche Laufbahnen«, sagte er. »Wirklich sehr eindrucksvoll. Und ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Sie sind offenbar dieser Jack Reacher, und ich vermute, dass Mrs. Jodie Jacob hier die Jodie Garber ist, die in der Akte als die Tochter des Generals genannt wird. Stimmt das?«

Jodie nickte lächelnd.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Conrad. »Und

Sie glauben, Anspruch auf schnelleren Zugang zum Archiv zu haben, nur weil Sie sozusagen zur Familie gehören?«

Reacher schüttelte feierlich den Kopf.

»Daran haben wir nie gedacht«, erwiderte er.  
»Wir wissen natürlich, dass alle  
Auskunftsersuchen gleich behandelt werden.«

Der Major grinste, dann lachte er schallend.

»Sie haben keine Miene verzogen«, sagte er.  
»Ausgezeichnet! Spielen Sie Poker? Das wäre das  
ideale Spiel für Sie. Was kann ich also für euch  
tun, Leute?«

»Wir brauchen alles, was Sie über Victor Truman  
Hobie haben«, antwortete Reacher.

»Vietnam?«

»Sie kennen ihn?«, fragte Reacher überrascht.

Conrad schüttelte den Kopf. »Nie von ihm gehört. Aber wer mit zweitem Vornamen Truman heißt, muss irgendwann zwischen 1945 und 1952 geboren sein. Folglich war er zu jung für Korea und zu alt für den Golf.«

Reacher nickte. Theodore Conrad gefiel ihm. Ein heller Kopf. Er hätte gern einen Blick in seine Akte geworfen, um zu erfahren, wieso er in seinem Alter noch als Major hinter einem Schreibtisch in Missouri saß.

»Wir arbeiten hier bei mir«, sagte Conrad. »Ist mir ein Vergnügen.«

Er nahm den Telefonhörer ab, rief direkt im Archiv an und umging so die Sergeantin am Empfang. Er blinzelte Reacher verschmitzt zu und bestellte die Akte Hobie. Dann warteten sie, bis die Akte fünf Minuten später hereingebracht wurde.

»Das war schnell«, bemerkte Jodie.

»Eigentlich nicht«, stellte Conrad richtig. »Sie müssen die Sache aus dem Blickwinkel des Gefreiten sehen. Er hört mich H wie Hobie sagen, läuft in die Abteilung H, findet die Akte, zieht sie heraus, kommt damit angetrabt. Meine Leute müssen die normalen Fitnessanforderungen der Army erfüllen, was bedeutet, dass er in fünf Minuten fast eine Meile laufen könnte. Und obwohl unsere Räumlichkeiten weitläufig sind, misst die Strecke zwischen seinem Schreibtisch, der Abteilung H und meinem Dienstzimmer weit weniger als eine Meile. Also war er tatsächlich etwas langsam. Ich vermute, dass Master Sergeant Nancy Wilkins ihn aufgehalten hat, nur um mich zu ärgern.«

Der verblichene Umschlag von Victor Hobies Akte war mit Kästchen versehen, in denen mit sauberer Handschrift die jeweiligen Anforderungen eingetragen waren. Es hatte nur zwei gegeben. Conrad las sie ihnen vor.



»Beides telefonische Anfragen«, sagte er. »Erst General Garber, im März dieses Jahres. Dann jemand namens Costello, der sich Anfang letzter Woche aus New York gemeldet hat. Woher dieses plötzliche Interesse?«

»Das wird sich hoffentlich bald zeigen«, erwiderte Reacher.

Ein Soldat, der im Einsatz war, hat eine dicke Akte - vor allem dann, wenn seine Einsätze dreißig Jahre zurückliegen. Victor Hobies Akte wies eine Dicke von gut zehn Zentimetern auf. Das erinnerte Reacher an Costellos Geldbörse aus schwarzem Leder, die er in der Bar in Key West bemerkt hatte. Er rückte mit seinem Ledersessel näher an den von Jodie und an Conrads Schreibtisch heran. Der drehte die Akte um und schlug sie auf, als zeige er interessierten Kennern einen seltenen Schatz.

Marilyn hatte Sheryl genaue Anweisungen gegeben, an die diese sich strikt hielt. Der erste Schritt war: Lass dich behandeln. Sie meldete sich bei der Aufnahme und wartete dann vor dem Sprechzimmer. In der Notaufnahme im St. Vincent's Hospital herrschte an diesem Tag weniger Andrang als sonst, und Sheryl wurde schon nach zehn Minuten von einer jungen Ärztin untersucht.

»Wie ist das passiert?«, fragte sie.

»Ich bin gegen eine Tür gerannt«, antwortete Sheryl.

Die Ärztin machte sich daran, Sheryls Reflexe zu testen.

»Eine Tür? Wissen Sie das bestimmt?«

Sheryl nickte. Blieb bei ihrer Darstellung. Marilyn verließ sich darauf, dass sie das tat.

»Sie war halb offen. Ich hatte es eilig, ich hab sie einfach nicht gesehen.«

Die Ärztin schwieg. Sie richtete den Lichtstrahl einer kleinen Stablampe erst in ein Auge Sheryls, dann ins andere.

»Sehen Sie verschwommen?«

Sheryl nickte. »Ein bisschen.«

»Kopfschmerzen?«

»Und wie! Ständig.«

Die Ärztin machte eine Pause und studierte das Aufnahmeformular.

»Gut. Wir brauchen natürlich Röntgenaufnahmen der Gesichtsknochen, aber ich will auch einen CT-Scan des gesamten Schädels. Wir müssen sehen, was dort genau passiert ist. Ihre Krankenversicherung ist in Ordnung, deshalb lasse

ich Sie anschließend gleich von einem Chirurgen untersuchen, denn falls Knochen rekonstruiert werden müssen, fängt man mit den Vorbereitungen am besten so früh wie möglich an. Die Schwester gibt Ihnen ein Nachthemd und weist Ihnen ein Bett zu. Dann bekommen Sie von mir ein Mittel gegen die Kopfschmerzen.«

Sheryl glaubte zu hören, wie Marilyn ihr einschärfte: Du musst telefonieren, bevor du Schmerzmittel bekommst, sonst vergisst du in deiner Benommenheit den Anruf

»Ich muss dringend telefonieren«, sagte sie sorgenvoll.

»Wir können Ihren Mann anrufen, wenn Sie wollen«, sagte die Ärztin in neutralem Tonfall.

»Nein, ich bin nicht verheiratet. Ich muss einen Rechtsanwalt anrufen.«

Die Ärztin zuckte mit den Schultern.

»Okay, am Ende des Korridors. Aber beeilen Sie sich.«

Sheryl ging zu den Telefonen im Durchgang zwischen zwei Stationen. Sie wählte die Nummer der Vermittlung und meldete ein R-Gespräch an, wie Marilyn ihr aufgetragen hatte. Wiederholte die auswendig gelernte Nummer. Am anderen Ende wurde nach dem zweiten Klingeln abgenommen.

»Forster und Abelstein«, sagte eine fröhliche Frauenstimme. »Was können wir für Sie tun?«

»Ich rufe im Auftrag von Mr. Chester Stone an«, antwortete Sheryl. »Ich muss seinen Anwalt sprechen.«

»Das wäre Mr. Forster selbst«, sagte die Stimme. »Bleiben Sie bitte dran.«

Während Sheryl in der Warteschleife Musik hörte, stand die Ärztin keine zehn Meter von ihr entfernt an der Theke der Notaufnahme und

telefonierte ebenfalls. Aus ihrem Hörer drang keine Musik. Sie sprach mit dem New York Police Department - mit der Ermittlungsgruppe Häusliche Gewalt.

»Hier ist das St. Vincent's«, sagte sie gerade. »Ich habe einen weiteren Fall für euch. Diese Frau behauptet, sie sei gegen eine Tür gelaufen. Gibt nicht mal zu, dass sie verheiratet ist, erst recht nicht, dass er sie schlägt. Ihr könnt jederzeit vorbeikommen und mit ihr reden.«

Victor Hobies Akte begann mit seiner Bewerbung als Soldat in der U.S. Army Sie war an den Rändern bräunlich, vor Alter steif und in der sauberen Schülerhandschrift verfasst, die sie aus den Briefen an seine Eltern kannten. Sie enthielt eine Zusammenfassung seiner Ausbildung und den Wunsch, Hubschrauber zu fliegen, aber nicht viel mehr. Auf den ersten Blick keine sehr

ausagekräftige Bewerbung. Aber damals waren auf jeden Jungen, der sich freiwillig meldete, zwei Dutzend andere gekommen, die Greyhound-Tickets für eine einfache Fahrt nach Kanada lösten, um dem Militärdienst zu entgehen. Deshalb hatte der Musterungsausschuss mit beiden Händen zugegriffen und Hobie sofort zum Arzt geschickt.

Er war auf Fliegertauglichkeit untersucht worden, wobei in Bezug auf Sehvermögen und Gleichgewichtssinn strengere Maßstäbe galten, und hatte sehr gut abgeschnitten. Einsfünfundachtzig groß, siebenundsiebzig Kilo schwer, einwandfreies Sehvermögen, gutes Lungenvolumen, keine ansteckenden Krankheiten. Das Ganze hatte im Frühjahr stattgefunden.

Das nächste Blatt war eine Quittung für Reisegutscheine, die er erhalten hatte, damit er sich zwei Wochen später in Fort Dix zum Dienstantritt melden konnte. Dort hatte er bei seiner Ankunft die Verpflichtung unterschrieben,

der United States Army treu zu dienen. In Dix erfolgte dann eine zwölfwöchige Grundausbildung, in der sechs Fertigkeiten nachzuweisen waren, die jeweils überdurchschnittlich bewertet wurden. Ansonsten gab es aus dieser Zeit keine Beurteilungen.

Als Nächstes kamen eine Quittung für Reisegutscheine nach Fort Polk und eine Kopie seiner Abkommandierung zu einer einmonatigen Spezialausbildung. Im Umgang mit Waffen hatte er die Note »gut« erhalten, was in Polk etwas bedeutete. In Dix war man gut, wenn man ein Gewehr aus zehn Schritt Entfernung erkannte; in Polk setzte das ein gutes Auge, exzellente Körperbeherrschung und ein ausgeglichenes Temperament voraus. Reacher verstand nicht viel von Fliegerei, aber er vermutete, dass die Ausbilder keine Bedenken gehabt hätten, diesem Jungen einen Hubschrauber anzuvertrauen.

Dann wieder eine Quittung für Reisegutscheine,



diesmal nach Fort Wolters in Texas, wo die Hubschrauber-Grundausbildung der U.S. Army stattfand. Angehängt war ein Vermerk des Kommandeurs von Fort Polk, in dem festgehalten war, Hobie habe auf eine Woche Urlaub verzichtet, um gleich nach Texas zu reisen. Diese nüchterne Feststellung enthielt einen aner kennenden Unterton, der sich selbst nach so vielen Jahren noch heraushören ließ. Dies war ein Junge, der es kaum erwarten konnte, endlich Dienst zu tun.

In Wolters wurden die schriftlichen Unterlagen zahlreicher. Der Grundkurs, der wie ein anspruchsvoller Studiengang organisiert war, dauerte fünf Monate. Im ersten Monat wurden Physik, Aerodynamik und Navigation gelehrt und anschließend geprüft. Damit hatte Hobie keine Schwierigkeiten gehabt. Dank seiner mathematischen Begabung, die sein Vater für seine Buchhaltung hatte nutzen wollen, waren diese trockenen Fachgebiete für ihn ein Kinderspiel gewesen. Er hatte als Lehrgangsbester

abgeschnitten. Negativ war lediglich eine kurze Anmerkung zu seiner inneren Einstellung. Irgendein Offizier kritisierte ihn, weil er Nachhilfeunterricht gegen Gefälligkeiten erteilte. Hobie gab weniger begabten Kameraden Privatstunden, und sie putzten ihm dafür die Stiefel und hielten seine Ausrüstung in Schuss. Reacher zuckte mit den Schultern. Dieser Offizier war offensichtlich ein Arschloch gewesen. Hobie wollte Hubschrauberpilot, kein Heiliger werden.

Die nächsten vier Monate in Wolters umfassten die Flugausbildung, anfangs auf Hiller OH-23 Raven. Hobies erster Ausbilder, ein Mann namens Lanark, hatte seine Beurteilungen wild hingeschmiert; sie klangen sehr anekdotisch, sehr unmilitärisch, manchmal auch amüsant. Er behauptete, einen Hubschrauber lerne man fliegen, wie man als kleiner Junge Rad fahren lerne: Man falle immer wieder herunter, bis man's plötzlich kapiere und nie wieder verlerne. Lanark fand, Hobie habe dazu vielleicht länger gebraucht als

unbedingt nötig, aber danach verbesserten sich seine Leistungen ständig. Als nächste Maschine durfte Hobie die Sikorsky H-19 Chickasaw fliegen. Sie lag ihm besser als die Hiller. Er war ein Naturtalent, das an seinen Aufgaben wuchs.

Hobie schloss in Wolters als ausgezeichnet beurteilter Lehrgangszweiter ab - dicht hinter einem Ass namens A. A. DeWitt. Weitere Reisegutscheine zeigten, dass die beiden gemeinsam zur viermonatigen Ausbildung für Fortgeschrittene nach Fort Rucker gereist waren.

»Kenne ich diesen DeWitt nicht von irgendwoher?«, fragte Reacher. »Der Name kommt mir bekannt vor.«

Conrad las den für ihn auf dem Kopf stehenden Namen.

»Das könnte General DeWitt sein«, erwiderte er. »Er ist jetzt Kommandeur der Hubschrauberschule in Wolters. Das wäre nur logisch, oder?

Augenblick, das haben wir gleich.«

Er rief im Archiv an und forderte die Akte Generalmajor A. A. DeWitt an. Als er den Hörer auflegte, sah er auf seine Uhr. »Das müsste schneller gehen, weil der Weg von seinem Schreibtisch zur Abteilung D näher ist als der zur Abteilung H. Außer die Sergeantin hält ihn wieder auf.«

Reacher lächelte und kehrte dann in die Zeit vor dreißig Jahren zurück. Fort Rucker bedeutete einen weiteren Fortschritt, denn dort wurde auf dem ganz neuen Kampfhubschrauber Bell UH-1 Iroquois - Spitzname »Huey« - ausgebildet. Große, leistungsfähige Maschinen, Propellerturbinen, das unvergessliche Wup-wup-wup von Rotorblättern, die fast sieben Meter lang und über einen halben Meter breit waren. Mit diesem Typ war der junge Victor Hobie sechzehn lange Wochen durch den Himmel Alabamas geturnt, bevor er an dem Tag, an dem sein Vater ihn fotografiert hatte, seine

Ausbildung mit Auszeichnung abschloss.

»Drei Minuten vierzig Sekunden«, flüsterte Conrad.

Der Gefreite trat mit der Akte DeWitt ein. Conrad nahm sie entgegen. Der Gefreite grüßte, machte kehrt und trat ab.

»Die darf ich Sie nicht sehen lassen«, erklärte Conrad. »Der General ist noch aktiver Offizier. Aber ich sage Ihnen, ob er derselbe DeWitt ist.«

Er schlug die Akte auf und überflog einige Seiten, dann nickte er. »Derselbe DeWitt. Er hat den Dschungel überlebt und ist dabei geblieben. Ein totaler Hubschrauberfreak. Ich denke, er wird Wolters nicht vor seiner Pensionierung verlassen.«

Reacher nickte. Sah aus dem Fenster. Die Sonne hatte ihren Zenit überschritten.

»Möchtet ihr einen Kaffee, Leute?«, fragte der

Major.

»Gern«, sagte Jodie. Reacher nickte wieder.

Conrad griff nach dem Telefonhörer und rief im Archiv an.

»Kaffee«, sagte er. »Das ist keine Akte, sondern ein Getränk, das ich hiermit bestelle. Drei Tassen, bestes Porzellan, okay?«

Als der Gefreite den Kaffee auf einem Silbertablett hereinbrachte, war Reacher bereits in Fort Belvoir, Virginia, wo Victor Hobie und sein neuer Kumpel A. A. DeWitt sich zum Dienst bei der 3rd Transportation Company der First Cavalry Division meldeten. Die beiden Jungs waren nur vierzehn Tage dort - Zeit genug für die Army, den Namen der Einheit durch airmobile zu ergänzen und dann vollständig in Company B, 229th Assault Helicopter Battalion umzuändern. Nach diesen zwei Wochen stach die umbenannte Kompanie von Mobile aus als Teil eines aus siebzehn Schiffen

bestehenden Konvois in See, um nach einunddreißig Tagen die Long-Mai-Bucht in Vietnam zu erreichen - zwanzig Meilen südlich von Qui Nhon und elftausend Meilen von der Heimat entfernt.

Einunddreißig Seetage sind ein ganzer Monat, und die Kompanieführung ließ sich alle möglichen Arbeiten einfallen, um keine Langeweile aufkommen zu lassen. Hobies Akte zeigte, dass er sich für Wartungsarbeiten gemeldet hatte, die daraus bestanden, die zerlegten Hueys zu reinigen und einzufetten, um sie vor Korrosion in der salzhaltigen Luft in den Laderäumen des Schiffs zu schützen. Das wurde anerkannt, und Hobie betrat Indochina als Oberleutnant, nachdem er die USA als Leutnant verlassen hatte - dreizehn Monate, nachdem er als Offiziersanwärter in die Army eingetreten war. Verdiente Beförderungen für einen diensteifrigen jungen Mann. Reacher erinnerte sich daran, was Ed Steven über Hobie gesagt hatte: Sehr ernsthaft, sehr pflichtbewusst. Aber nicht

wirklich aus dem Rahmen fallend.

»Sahne?«, fragte Conrad.

Reacher und Jodie schüttelten den Kopf.

»Einfach nur schwarz«, sagten sie wie aus einem Mund.

Conrad schenkte ein, und Reacher las weiter. Damals wurde die Huey in zwei Funktionen eingesetzt: als reiner Kampfhubschrauber und als Transporthubschrauber mit dem Spitznamen »Slick«. Die Company B flog Slicks und versorgte damit kämpfende Einheiten der First Cavalry. Die Slicks waren Transporthubschrauber, aber sie flogen nicht unbewaffnet; es waren gewöhnliche Hueys ohne Seitentüren, in deren Öffnungen je ein schweres MG an einem Gummiseil hing. Die Besatzung bestand aus Pilot, Kopilot, zwei MG-Schützen und dem Lademeister, der zugleich Mechaniker und Mädchen für alles war. Die UH-1 konnte so viele GIs transportieren, wie sich in die



Kabine hinter den beiden MG-Schützen quetschen konnten, oder eine Tonne Munition oder eine Kombination aus beiden.

Hier fand zunächst eine praktische Fortbildung statt, denn schließlich war Vietnam ganz anders als Alabama. Es gab keine offizielle Bewertung, aber Hobie und DeWitt waren die ersten neu ausgebildeten Piloten, die über dem Dschungel eingesetzt wurden. Damals musste man fünf Einsätze als Kopilot fliegen. Wer sich dabei bewährte, wechselte auf den Pilotensitz und bekam selbst einen Kopiloten. Jetzt wurde es ernst, und das zeigte sich in der Akte. Der zweite Teil war voller Durchschläge von nüchternen Einsatzberichten. Aber die hatte nicht Hobie, sondern ein Kompanieschreiber verfasst.

Zum Einsatz war er nur sporadisch gekommen. Um ihn herum tobte der Krieg, aber Hobie verbrachte wegen schlechten Wetters viele Tage am Boden, wenn die für Vietnam typischen Nebel

und tief hängenden Wolken es unmöglich machten, mit Hubschraubern in die Dschungeltäler einzutauchen. Dann klarte das Wetter plötzlich auf, und die Einsatzberichte häuften sich: drei, fünf, manchmal sieben Einsätze pro Tag, alle unter starkem feindlichen Feuer, um Infanteristen abzusetzen, herauszuholen und zu versorgen. Bis die Nebel sich wieder herabsenkten und die Hueys erneut zur Untätigkeit verdammt wurden.

Unterbrochen wurden diese Berichte durch Unterlagen über die Beendigung seiner ersten Einsatzzeit, die routinemäßige Verleihung eines Ordens, seinen langen Heimaturlaub und den Beginn seiner zweiten Einsatzzeit. Dann folgten weitere Berichte. Genau die gleiche Arbeit, genau das gleiche Schema. Aus der zweiten Einsatzzeit gab es weniger Berichte. Das letzte Blatt in der Akte war eine Beschreibung über Oberleutnant Victor Hobies 991. Einsatz. Kein Routineflug für die First Cavalry, sondern ein Spezialauftrag. Er startete in Pleiku und flog nach Osten zu einer

improvisierten Landungszone am An-Khe-Pass, um als einer von zwei Slicks zu landen und die dort wartenden Männer auszufliegen. DeWitt begleitete ihn mit der zweiten Maschine. Hobie erreichte das Ziel als Erster. Er setzte unter schwerem MG-Feuer mitten in der winzigen Landungszone auf und nahm lediglich drei Männer an Bord, mit denen er sofort wieder abhob. Die Huey startete in feindlichem Feuer, das die Bordschützen blindlings durchs Blätterdach des Dschungels erwiderten. DeWitt kreiste über ihm, als Hobie startete, und sah, wie das Triebwerk seiner Huey von einem Feuerstoß aus einem schweren MG durchsiebt wurde. In seinem dem Kompanieschreiber diktierten Bericht hieß es, er habe das Stillstehen des Rotors und aus dem Treibstofftank schlagende Flammen beobachtet. Vier Meilen westlich der Landungszone stürzte der Hubschrauber mit schätzungsweise über achtzig Meilen Fahrt in flachem Winkel in den Dschungel. DeWitt berichtete, er habe durchs Blätterdach einen grünen Lichtblitz gesehen - normalerweise

ein sicheres Anzeichen für einen Aufschlagbrand. Das sofort eingeleitete Such- und Rettungsunternehmen musste wegen einer Wetterverschlechterung abgeblasen werden. Wrackteile wurden keine gesichtet. Da das Gebiet vier Meilen westlich des Passes als undurchdringlicher Dschungel galt, war anzunehmen, die Umgebung der Absturzstelle sei nicht von feindlichen Truppen besetzt gewesen. Also hatte keine Gefahr einer sofortigen Gefangennahme bestanden. Deshalb galten die acht Mann an Bord der Huey offiziell nur als vermisst.

»Aber warum?«, fragte Jodie. »DeWitt hat gesehen, wie der Hubschrauber explodiert ist. Wieso wurden diese Männer als vermisst geführt? Sie sind offenbar alle umgekommen, nicht?«

Major Conrad zuckte mit den Schultern.

»Wahrscheinlich«, erwiderte er. »Aber das wusste niemand sicher. DeWitt hat einen Lichtblitz

am Boden gesehen, das war alles. Theoretisch könnte das ein feindliches Munitionslager gewesen sein, das durch einen Zufallstreffer aus der abstürzenden Maschine hochgegangen ist. Könnte alles Mögliche gewesen sein. Als gefallen wurden nur Soldaten bezeichnet, für deren Tod es Augenzeugen gab. Allein fliegende Trägerflugzeuge stürzten zweihundert Meilen vor der Küste ab, und der Pilot galt nur als vermisst, nicht als gefallen, weil er sich vielleicht hatte schwimmend retten können. Als gefallen galt nur, wessen Tod beobachtet worden war. Ich könnte Ihnen einen Ordner zehnmal dicker als diesen hier zeigen, der alle wiederholt abgeänderten Vorschriften über Verlustmeldungen enthält.«

»Warum?«, fragte Jodie nochmals. »Weil sie Angst vor der Presse hatten?«

Conrad schüttelte den Kopf. »Nein, ich rede hier von internen Vorgängen. Hatten sie Angst vor der Presse, haben sie einfach Lügen erzählt. Für diese

Verfahrensweise gab es zwei Gründe. Erstens wollten sie aus Rücksicht auf die Angehörigen nichts Falsches melden. Glauben Sie mir, es hat die verrücktesten Sachen gegeben. Der Krieg dort drüben hat unter völlig fremdartigen Umständen stattgefunden. Leute haben Dinge überlebt, die man eigentlich nicht überleben konnte. Leute tauchten nach langer Zeit wieder auf. Leute wurden bei ständig laufenden Such- und Rettungsaktionen aufgefunden. Leute gerieten in Gefangenschaft, und der Vietcong veröffentlichte keine Gefangenenlisten, die gab es erst Jahre später. Und man durfte den Angehörigen nicht sagen, ihr Junge sei gefallen, wenn er später doch lebend auftauchen konnte. Deshalb waren sie darauf bedacht, möglichst viele Leute möglichst lange als vermisst zu bezeichnen.«

Er machte eine lange Pause.

»Der zweite Grund war, dass sie tatsächlich Angst hatten. Aber nicht vor der Presse. Sie hatten

Angst vor sich selbst. Sie hatten Angst davor, sich einzugestehen, dass sie im Begriff waren, diesen Krieg zu verlieren, ihn katastrophal zu verlieren.«

Reacher überflog den letzten Einsatzbericht und stieß auf den Namen des Kopiloten: Leutnant F. G. Kaplan. Im überwiegenden Teil von Hobies zweiter Dienstzeit war dieser Offizier sein regulärer Partner gewesen.

»Kann ich mal seine Akte sehen?«, fragte er.

»Abteilung K?«, antwortete Conrad. »Dauert ungefähr vier Minuten.«

Sie saßen schweigend bei ihrem inzwischen kalten Kaffee, bis der Gefreite mit F. G. Kaplans Lebensgeschichte kam. Sie steckte in einem alten Ordner, dessen Umfang der Akte Hobie entsprach. Auch er war vorn mit Kästchen versehen, in die alle früheren Anforderungen eingetragen waren. Die einzige aktuellere Datums stammte vom April des vergangenen Jahres, als Leon Garber sich

telefonisch nach Kaplan erkundigt hatte. Reacher schlug den Ordner ganz hinten auf. Begann mit dem vorletzten Blatt, das mit dem letzten in Hobies Ordner identisch war. Der gleiche Einsatzbericht mit dem gleichen Augenzeugenbericht von DeWitt, den er dem Kompanieschreiber diktiert hatte.

Aber das letzte Blatt in Kaplans Ordner war genau zwei Jahre später eingefügt worden. Nach Würdigung aller Umstände stellte das Heeresministerium offiziell fest, E G. Kaplan sei vier Meilen westlich des Am-Khe-Passes gefallen, als der Hubschrauber, dessen Kopilot er gewesen war, durch feindliches Feuer abgestürzt war. Seine Leiche war nicht geborgen worden, aber offiziell galt Kaplan als tot. Reacher zeigte auf das amtliche Schriftstück.

»Warum hat Victor Hobie nicht auch so eines?«

Conrad zuckte mit den Schultern »Keine Ahnung.«



»Ich muss nach Texas«, sagte Reacher.

Der Flughafen Noi Bai außerhalb von Hanoi und Hickam Field außerhalb von Honolulu liegen auf genau demselben Längengrad, deshalb flog die Starlifter der U.S. Air Force weder nach Norden noch nach Süden. Sie flog genau auf West-Ost-Kurs über den Pazifik und blieb dabei ständig zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem zwanzigsten Breitengrad. Sechstausend Meilen, sechshundert in der Stunde, zehn Stunden Flugzeit, aber die Maschine setzte sieben Stunden vor dem Start zur Landung an - um fünfzehn Uhr des Vortages. Die Pilotin gab wie üblich das Überfliegen der Datumsgrenze bekannt. Hinten im Cockpit stellte der große, grauhaarige Amerikaner seine Uhr zurück und freute sich über den geschenkten Tag.

Hickam Field ist der größte Militärflugplatz auf

Hawaii, aber er teilt sich die Boden- und Anflugkontrolle mit Honolulu International, deshalb musste die Starlifter eine Warteschleife über dem Meer fliegen, bis eine Boeing 741 der JAL aus Tokio gelandet war. Dann drehte sie dahinter ein und setzte mit quietschenden Reifen und auf volle Schubumkehr gestellten Triebwerken auf. Die Pilotin brauchte sich nicht um zivile Fluggäste zu kümmern, deshalb bremste sie die Maschine so stark ab, dass sie die Landebahn über den ersten Rollweg verlassen konnte. Die Flughafenverwaltung legte großen Wert darauf, die Militärmaschinen von den Touristen fernzuhalten. Vor allem von den japanischen. Die Pilotin stammte aus Connecticut und hatte deshalb kein wirkliches Interesse an der hiesigen Tourismusbranche oder fremdländischen Empfindlichkeiten, aber der erste Rollweg war die kürzeste Verbindung zum Hickam Field, also versuchte sie immer, ihn zu benutzen.

Die Starlifter rollte langsam, wie es ihrer Fracht

angemessen war, und kam fünfzig Meter vor einem langen, niedrigen Gebäude in der Nähe des Flugplatzzauns zum Stehen. Die Pilotin stellte die Triebwerke ab und blieb schweigend sitzen. Zwei Männer des Bodenpersonals in Uniform kamen übers Vorfeld und zogen ein dickes Elektrokabel hinter sich her. Sie schlossen es unter dem Bug des Flugzeugs an, damit seine Systeme von außen mit Strom versorgt wurden. So konnte die Zeremonie ohne Triebwerkslärm stattfinden.

Die an diesem Tag aufmarschierende Ehrengarde bestand aus den üblichen acht Mann in den üblichen Paradeuniformen: zwei von der U.S. Army, zwei von der U.S. Navy, zwei vom U.S. Marine Corps und zwei von der U.S. Air Force. Diese acht kamen langsam heranmarschiert und warteten schweigend hinter der Maschine. Die Pilotin betätigte einen Schalter, der die Heckrampe leise surrend herabsenkte. Als der Vorgang beendet war, marschierte die Ehrengarde in den Laderaum und zwischen den in zwei Reihen angetretenen

Besatzungsmitgliedern hindurch. Der Lademeister löste die Spanngummis, und die Männer der Ehrengarde hoben den ersten Sarg vom Podest auf ihre Schultern. Sie gingen damit durch den abgedunkelten Laderaum zurück, die Heckrampe hinunter und in den strahlenden Sonnenschein hinaus. Das polierte Aluminium glitzerte, und die Stars and Stripes leuchteten vor dem Blau des Pazifik und dem Grün des Hochlands von Oahu. Die Ehrengarde machte auf dem Vorfeld rechtsum und marschierte langsam zu dem fünfzig Meter entfernten langen, niedrigen Gebäude. Die Männer betraten es mit ihrer Last und setzten den Sarg ab. Dann standen sie eine Minute lang schweigend mit auf den Rücken gelegten Händen und gesenkten Köpfen da, bevor sie kehrtmachten und langsam zu der C-141 Starlifter zurückmarschierten.

Das Ausladen der sieben Särge dauerte eine Stunde. Erst als alle abtransportiert waren, stand der große, grauhaarige Amerikaner von seinem Sitz auf. Er benutzte die Pilotentreppe und blieb

auf der obersten Stufe stehen, um seine müden  
Glieder in der Sonne zu recken.

Stone musste hinter den schwarzen Scheiben fünf Minuten auf dem Rücksitz des Tahoe warten, weil in der Ladebucht unter dem World Trade Center ziemlicher Betrieb herrschte. Tony lungerte in der Nähe herum und wartete, bis ein Lastwagen in einer Wolke aus Dieselqualm wegfuhr. Dann nutzte er die Pause, bis das nächste Fahrzeug rückwärts einrangierte, um mit Stone durch die Garage und in den Lastenaufzug zu hasten. Sie fuhren schweigend nach oben, hielten die Köpfe gesenkt. Im siebenundachtzigsten Stock stiegen sie aus. Der Weg bis zur Tür von Hobies Bürosuite war frei.

Der stämmige Mann saß hinter der Empfangstheke. Sie gingen an ihm vorbei ins Büro, das wie immer still und abgedunkelt war. Hobie saß schweigend in seinen Drehsessel zurückgelehnt und beobachtete Marilyn, die mit hochgezogenen Beinen auf dem mittleren Sofa saß.

»Na?«, fragte er. »Auftrag erledigt?«

Stone nickte. »Sie ist allein reingegangen.«

»Wo?«, fragte Marilyn. »In welches Krankenhaus?«

»St. Vincent's Hospital«, erwiderte Tony  
»Geradewegs in die Notaufnahme.«

Stone nickte zustimmend und sah Marilyn erleichtert lächeln.

»Okay«, sagte Hobie in die Stille hinein. »Das war die gute Tat des Tages. Was sind diese Komplikationen, von denen ich wissen muss?«

Tony stieß Stone um den Couchtisch herum zu dem Sofa. Er ließ sich neben Marilyn auf die Polster fallen und starrte blicklos ins Leere.

»Na?«, wiederholte Hobie.

»Es geht um die Aktien«, sagte Marilyn. »Sie gehören ihm eigentlich nicht.«

Hobie starrte sie an. »Doch, sie gehören ihm! Das habe ich mir von der Börse bestätigen lassen.«

Sie nickte. »Okay, richtig, sie gehören ihm - aber nicht uneingeschränkt. Er kann nicht frei über sie verfügen.«

»Warum nicht, verdammt noch mal?«

»Es gibt Treuhänder. Über die Aktien kann er nur mit ihrem Einverständnis verfügen.«

»Welche Treuhänder? Wozu?«

»Die hat sein Vater vor seinem Tod eingesetzt. Er hat Chester nicht zugetraut, das Aktienkapital richtig zu verwalten. Er hatte das Gefühl, ihn unter Aufsicht stellen zu müssen.«

Hobie starrte sie an.



»Aktienübertragungen müssen schriftlich genehmigt werden«, sagte sie. »Von den Treuhändern.«

Danach herrschte Schweigen.

»Von beiden«, fügte sie hinzu.

Hobies Blick schweifte zu Chester Stone hinüber. Marilyn beobachtete sein linkes Auge. Beobachtete, wie er angestrengt nachdachte. Beobachtete, wie er auf ihre Lüge hereinfiel, womit sie gerechnet hatte, weil sie zu dem passte, was er bereits zu wissen glaubte. Chesters Firma stand vor dem Konkurs, weil er ein schlechter Geschäftsmann war. Einen unfähigen Geschäftsmann hätte ein naher Verwandter wie sein Vater frühzeitig erkannt. Und ein verantwortungsbewusster Vater hätte das Familienvermögen unter Treuhandverwaltung gestellt, um es zu schützen.

»Dagegen ist nichts zu machen«, erklärte sie.

»Wir haben's weiß Gott oft genug versucht.«

Hobie nickte. Nur eine leichte Kopfbewegung. Fast nicht wahrnehmbar. Marilyn lächelte innerlich. Triumphierend. Ihr letzter Kommentar hatte ihn überzeugt. Treuhänder waren dazu da, mit juristischen Mitteln ausgeschaltet zu werden. Deshalb bewiesen Versuche, sie zu entmachten, ihre Existenz.

»Wer sind die Treuhänder?«, fragte er ruhig.

»Ich bin einer von ihnen«, sagte sie. »Der andere ist der Seniorpartner seiner Anwaltsfirma.«

»Nur zwei Treuhänder?«

Sie nickte.

»Und Sie sind einer davon?«

Sie nickte wieder. »Und meine Stimme haben Sie bereits. Ich will den ganzen Krempel nur

loswerden, damit wir vor Ihnen Ruhe haben.«

Hobie erwiderte ihr Nicken. »Sie sind eine kluge Frau.«

»Welche Anwaltsfirma?«, fragte Tony

»Forster und Abelstein«, sagte sie. »Hier in New York.«

»Wer ist der Seniorpartner?«, fragte Tony

»Ein gewisser David Forster«, antwortete Marilyn.

»Wie vereinbaren wir eine Besprechung?«, fragte Hobie.

»Ich rufe ihn an«, antwortete Marilyn. »Oder Chester. Aber ich glaube, dass es im Augenblick besser wäre, wenn ich mit ihm reden würde.«

»Okay, rufen Sie ihn an, vereinbaren Sie einen

Termin für heute Nachmittag.«

Sie schüttelte den Kopf. »So schnell geht's nicht. Könnte ein paar Tage dauern.«

Schweigen. Hobie tippte mit seinem Haken auf die Schreibtischplatte. Schloss die Augen. Das verbrannte Lid blieb einen Spalt weit offen. Der Augapfel drehte sich nach oben, so dass unter dem Lid ein weißer Halbmond sichtbar wurde.

»Morgen früh«, sagte er ruhig. »Spätestens. Machen Sie ihm klar, dass die Sache für Sie sehr dringend ist.«

Seine Augen öffneten sich wieder.

»Und sorgen Sie dafür, dass er mir den Treuhandvertrag zufaxt«, sagte er leise, fast flüsternd. »Sofort. Ich muss wissen, womit, zum Teufel, ich zu rechnen habe.«

Marilyn zitterte innerlich. »Da gibt's keine

Probleme«, versicherte sie ihm. »Das ist wirklich nur eine Formalität.«

»Gut, dann rufen wir ihn gleich an«, sagte Hobie.

Marilyn stand unsicher auf, schwankte einen Augenblick und strich ihr Kleid über den Hüften glatt. Chester berührte flüchtig ihren Ellbogen. Eine winzige aufmunternde Geste. Dann folgte sie Hobie in den Empfangsbereich hinaus.

»Mit der Neun bekommen Sie eine Leitung nach draußen«, sagte er.

Sie trat hinter die Theke, und die drei Männer beobachteten sie. Das Telefon stand auf einer kleinen Konsole. Sie suchte die Tastatur ab und fand zu ihrer Erleichterung keinen Knopf für eine Freisprechanlage. Sie nahm den Hörer ab, tippte die Neun ein und hörte den Wählton.

»Reißen Sie sich zusammen«, warnte Hobie sie. »Sie sind eine kluge Frau, und jetzt müssen Sie

sich erst recht klug verhalten.«

Sie nickte. Er hob den Haken. Der blanke Stahl glänzte im Lampenlicht. Der Haken war kunstvoll gebogen und liebevoll poliert, mechanisch schlicht und schrecklich brutal. Hobies Bewegung sollte sie daran erinnern, was sich alles damit anrichten ließ.

»Forster und Abelstein«, sagte eine heitere Stimme. »Was können wir für Sie tun?«

»Marilyn Stone«, erwiderte sie. »Ich möchte Mr. Forster sprechen.«

Ihre Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet. Das ließ ihre Stimme tiefer und leicht rauchig klingen. Sie hörte sekundenlang elektronische Musik, dann die hallenden Geräusche eines großen Büros.

»Forster«, meldete sich eine tiefe Stimme.

»David, hier ist Marilyn Stone.«

Er antwortete nicht gleich. In diesem Moment wusste sie, dass Sheryl ihren Auftrag ausgeführt hatte.

»Werden wir belauscht?«, fragte Forster ruhig.

»Nein, mir geht's ausgezeichnet«, antwortete Marilyn mit gespielter Fröhlichkeit. Hobie ließ seinen Haken so auf der Theke ruhen, dass sie ihn nicht übersehen konnte.

»Sie brauchen unbedingt die Polizei«, sagte Forster.

»Nein, es geht nur um eine Zusammenkunft der Treuhänder. Was wäre der früheste Termin dafür?«

»Ihre Freundin Sheryl hat mir erzählt, was Sie wollen«, erklärte Forster. »Aber da gibt's Probleme. Unsere Mitarbeiter können solche Aufträge nicht übernehmen. Darauf sind wir nicht eingerichtet. Ich muss einen Privatdetektiv finden.«

»Morgen früh wäre ideal für uns«, antwortete sie.  
»Die Sache ist ziemlich eilig, fürchte ich.«

»Lassen Sie mich an Ihrer Stelle die Polizei alarmieren«, bat Forster.

»Nein, David, nächste Woche ist wirklich viel zu spät. Wir müssen einen früheren Termin finden.«

»Aber ich weiß nicht, wo ich mich umsehen soll. Wir haben noch nie einen Privatdetektiv beschäftigt.«

»Augenblick, David.« Sie hielt die Sprechmuschel mit einer Hand zu und sah zu Hobie. »Morgen geht's nur in seinem Büro.«

Hobie schüttelte den Kopf. »Es muss hier sein, in meinem Revier.«

Sie nahm ihre Hand wieder weg. »David, wie wär's mit übermorgen? Es muss hier sein, fürchte ich. Der Fall liegt ziemlich kompliziert.«



»Sie wollen wirklich keine Polizei? Sicher?«

»Nun, es gibt gewisse Komplikationen. Sie wissen selbst, wie schwierig solche Dinge sein können.«

»Okay, aber ich muss erst einen geeigneten Mann finden. Das kann eine Weile dauern. Ich muss mich erkundigen, wer mir einen empfehlen kann.«

»Das wäre großartig, David.«

»Gut«, sagte Forster. »Wenn Sie sich Ihrer Sache sicher sind, mache ich mich sofort an die Arbeit. Aber ich weiß wirklich nicht, was Sie damit erreichen wollen.«

»Ich bin völlig Ihrer Meinung«, stimmte sie ihm zu. »Sie wissen, dass wir die von Dad gewählte Konstruktion immer gehasst haben. Durch Einflüsse von außen kann sich alles ändern, nicht wahr?«

»Um vierzehn Uhr«, sagte Forster. »Übermorgen. Ich weiß nicht, wer's sein wird, aber ich schicke Ihnen einen guten Mann. Einverstanden?«

»Übermorgen um vierzehn Uhr«, wiederholte Marilyn. Sie nannte die Adresse. »Das ist großartig. Danke, David.«

Ihre Hand zitterte, und der Hörer klapperte auf dem Telefon, als sie auflegte.

»Sie haben den Treuhandvertrag nicht angefordert«, bemerkte Hobie.

Sie zuckte nervös mit den Schultern.

»Das war nicht nötig. Der Vertrag ist nur eine Formalität. Das hätte ihn misstrauisch gemacht.«

Hobie überlegte kurz. Dann nickte er.

»Okay«, sagte er. »Übermorgen. Vierzehn Uhr.«

»Wir brauchen Sachen zum Anziehen«, bemerkte sie. »Das Ganze soll eine geschäftliche Besprechung sein. In dieser Aufmachung können wir nicht daran teilnehmen.«

Hobie grinste. »Ich mag Sie in dieser Aufmachung. So gefallen Sie mir beide. Aber ich denke, dass der alte Chester hier seinen Anzug für die Besprechung wiederhaben kann. Sie bleiben, wie Sie sind.«

Marilyn nickte vage. Sie war zu erschöpft, um weiter auf diesem Punkt zu beharren.

»Los, in die Toilette«, sagte Hobie. »Morgen Nachmittag um zwei dürft ihr wieder rauskommen. Benehmt euch, dann bekommt ihr täglich zwei Mahlzeiten.«

Sie gingen schweigend vor Tony her. Er machte die Toilettentür hinter ihnen zu, ging durchs abgedunkelte Büro zurück zu Hobie.

»Übermorgen ist viel zu spät«, erklärte er.  
»Verdammt noch mal, Hawaii weiß noch heute Bescheid! Allerspätestens morgen, stimmt's?«

Hobie nickte. Der Ball senkte sich im grellen Schein der Flutlichtlampen herab. Der Outfielder sprang hoch. Der Zaun am Spielfeldrand schien den Ball magisch anzuziehen.

»Ja, das wird knapp.«

»Es wird beschissen knapp. Wir sollten einfach abhauen.«

»Das kann ich nicht, Tony Ich habe mein Wort verpfändet, deshalb brauche ich diese Aktien. Aber die Sache geht in Ordnung. Mach dir deswegen keine Sorgen. Übermorgen Nachmittag um halb drei gehören die Aktien mir, um drei sind sie auf meinen Namen registriert, um fünf sind sie verkauft, und wenn's Zeit zum Abendessen wird, sind wir längst fort. Übermorgen ist alles vorbei.«

»Aber das ist eine verrückte Idee! Einen Anwalt hinzuziehen? Wir können hier keinen Anwalt brauchen.«

Hobie starrte ihn an.

»Einen Anwalt«, wiederholte er langsam. »Weißt du, worauf unser Rechtswesen basiert?«

»Worauf?«

»Fairness«, sagte Hobie. »Fairness und Gleichheit vor dem Gesetz. Bringen sie einen Anwalt mit, sollten wir auch einen mitbringen, nicht? Damit es fair zugeht.«

»Mein Gott, Hook, zwei Anwälte können wir hier erst recht nicht brauchen.«

»Doch, das können wir«, widersprach Hobie. »Ich denke, wir sollten noch einen hinzuziehen.«

Er ging um die Empfangstheke herum und nahm

auf dem Stuhl Platz, auf dem Marilyn gesessen hatte. Das Leder war noch warm von ihrem Körper. Er zog die Gelben Seiten aus einem Fach und schlug sie auf. Griff nach dem Telefonhörer und drückte die Neun, um eine Leitung zu bekommen. Dann benutzte er die Spitze seines Hakens, um mit sieben präzisen kleinen Bewegungen eine Nummer einzutippen.

»Spencer Gutman«, sagte eine zuvorkommende Stimme. »Was können wir für Sie tun?«

Sheryl lag auf dem Rücken und hing an einem Tropf, dessen Nadel mit Heftpflaster auf ihrem linken Handrücken befestigt war. Der Tropf bestand aus einem quadratischen Polyäthylenbeutel, der hinter ihr an einem ausladenden Ständer aus Edelstahl hing. Der Beutel enthielt eine Flüssigkeit, und Sheryl konnte den Druck spüren, mit dem sie in ihre Hand

sickerte. Sie fühlte, dass ihr Blutdruck erhöht war. Die Flüssigkeit in dem Beutel sah klar wie dickes Wasser aus, wirkte jedoch erstaunlich gut. Ihre Schmerzen hatten allmählich nachgelassen und sie ruhig und schläfrig gemacht.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch. Sie öffnete die Augen und sah die weiße Zimmerdecke. Dann richtete sie den Blick aufs Fußende ihres Betts. Das kostete sie große Anstrengung. Dort unten standen zwei Leute. Ein Mann und eine Frau. Beide musterten sie. Sie trugen Uniform. Hemd mit kurzem Arm, dunkelblaue Hose, breite Schuhe. Die Hemden hingen voller Namensschilder und Plaketten. Und sie hatten Gürtel, an denen alles mögliche Zeug baumelte; Gummiknäppel, Funkgerät, Handschellen. Revolver mit großen Holzgriffen steckten in Lederhalftern. Polizeibeamte. Schon etwas älter. Ziemlich klein. Ziemlich breit.

Sheryl hätte am liebsten gekichert. Der Mann

hatte eine Stirnglatze. Die Deckenbeleuchtung spiegelte sich darauf. Das Haar der Frau war dauergewellt und karottenrot gefärbt. Sie sah älter aus als der Mann. Musste um die Anfang fünfzig sein.

»Dürfen wir uns setzen?«, fragte sie.

Sheryl nickte wortlos. Die wasserklare Flüssigkeit sumnte so in ihren Schläfen, dass sie nicht klar denken konnte. Die Frau zog einen Stuhl heran, der über den Fußboden scharrte, und setzte sich auf die dem Tropf abgewandte Seite rechts vor Sheryl. Der Mann nahm direkt hinter ihr Platz. Die Frau beugte sich leicht nach vorn übers Bett, und der Mann legte seinen Kopf etwas schief, um an ihr vorbeizusehen. Die beiden waren ziemlich nahe, und Sheryl konnte sich nur mit Mühe auf ihre Gesichter konzentrieren.

»Ich bin Officer O'Hallinan«, stellte die Frau sich vor.



Sheryl nickte wieder. Der Name passte zu ihr. Rotes Haar, breites Gesicht, schwerer Körperbau, dazu brauchte sie einen irischen Namen. Viele New Yorker Cops waren irischer Abstammung. Das wusste Sheryl. Manchmal war das wie ein Familienunternehmen. Es vererbte sich von einer Generation zur nächsten.

»Officer Sark«, sagte der Mann.

Er war auffällig blass. Seine tief in ihren Höhlen liegenden Augen blickten freundlich. Sie waren von zahllosen Fältchen eingerahmt.

»Wir möchten, dass Sie uns erzählen, was passiert ist«, sagte die Frau, die O'Hallinan hieß.

Sheryl schloss die Augen. Sie konnte sich nicht wirklich daran erinnern, wie alles passiert war. Sie wusste, dass sie Marilyn's Haus betreten hatte. Sie erinnerte sich an den Geruch von Teppichreiniger und daran, gedacht zu haben, das sei ein Fehler. Vielleicht würde der Kunde sich

fragen, ob damit etwas überdeckt werden sollte. Dann lag sie plötzlich in der Diele auf dem Rücken, und ihre Nase schien vor Schmerzen explodieren zu wollen.

»Können Sie uns sagen, was passiert ist?«, fragte der Mann namens Sark.

»Ich bin gegen eine Tür gelaufen«, flüsterte Sheryl. Dann nickte sie, als wolle sie ihre Aussage bekräftigen. Das war wichtig. Keine Polizei, hatte Marilyn ihr eingeschärft. Noch nicht.

»Gegen welche Tür?«

Das wusste sie nicht. Davon hatte Marilyn nichts gesagt. Das war etwas, worüber sie nicht gesprochen hatten. Gegen welche Tür? Sie geriet in Panik.

»Bürotür«, sagte sie.

»Ist Ihr Büro hier in der Stadt?«, fragte

O'Hallinan.

Sheryl gab keine Antwort. Sie starrte die Frau mit dem freundlichen Gesicht nur ausdruckslos an.

»Nach Auskunft Ihrer Versicherung arbeiten Sie in Westchester«, sagte Sark. »Bei einem Immobilienmakler in Pound Ridge.«

Sheryl nickte.

»Sie sind also in Westchester gegen Ihre Bürotür gelaufen«, sagte O'Hallinan. »Und jetzt liegen Sie fünfzig Meilen von dort entfernt in einem Krankenhaus in New York City«

»Wie ist das passiert, Sheryl?«, fragte Sark.

Sie gab keine Antwort. In dem kleinen durch Vorhänge abgetrennten Raum war es still. Sie hörte nur das Summen in ihren Schläfen.

»Wir können Ihnen helfen, wissen Sie«, erklärte

O'Hallinan. »Deshalb sind wir hier. Wir können dafür sorgen, dass so was nicht wieder passiert.«

Sheryl nickte erneut.

»Aber Sie müssen uns erzählen, wie's passiert ist. Tut er das oft?«

Sheryl starrte sie verwirrt an.

»Sind Sie deshalb hier?«, fragte Sark. »Sie wissen schon, ein neues Krankenhaus, keine Unterlagen von den früheren Malen? Was würden wir finden, wenn wir in Mount Kisco oder White Plains nachfragen würden? Würden wir erfahren, dass Sie dort bekannt sind? Vielleicht von früheren Krankenhausaufenthalten? Weil er Sie schon früher geschlagen hat?«

»Ich bin gegen eine Tür gelaufen«, flüsterte Sheryl.

O'Hallinan schüttelte den Kopf. »Sheryl, wir

wissen, dass das nicht stimmt.«

Sie stand auf und nahm eine Röntgenaufnahme aus der Halterung des Leuchtkastens an der Wand. Hielt sie vor die Deckenbeleuchtung wie eine Ärztin.

»Dies ist Ihre Nase«, sagte sie und zeigte darauf. »Dies sind Ihre Wangenknochen und dies hier das Stirnbein und das Kinn. Sehen Sie das hier? Nasenbein und Wangenknochen sind gebrochen, Sheryl. Diese Teile Ihres Schädels sind eingedrückt. Sie liegen tiefer als Kinn und Stirnbein. Aber Kinn und Stirnbein sind in Ordnung. Also stammt diese Verletzung von etwas, das Sie waagrecht getroffen hat, nicht wahr? Vielleicht von einem Baseballschläger oder dergleichen? Von einem waagrecht geführten Schlag?«

Sheryl starrte die graue, milchige Röntgenaufnahme an. Ihre Knochen schienen

verschwommen abgebildet zu sein. Die Augenhöhlen wirkten riesig. Sie fühlte sich schwach und müde.

»Ich bin gegen eine Tür gelaufen«, flüsterte sie.

»Eine Türkante ist senkrecht«, sagte Sark geduldig. »Davon hätten Kinn und Stirn auch etwas abbekommen. Das ist logisch, stimmt's? Hätte etwas Senkrecht Ihre Wangenknochen eingedrückt, hätte es auch Kinn und Stirn treffen müssen.«

Er betrachtete die Röntgenaufnahme mit trauriger Miene.

»Wir können Ihnen helfen«, wiederholte O'Hallinan. »Sie erzählen uns, wie alles passiert ist, und wir sorgen dafür, dass es nicht wieder vorkommt, dass er Sie nie wieder anfasst.«

»Ich möchte jetzt schlafen«, flüsterte Sheryl.

O'Hallinan beugte sich nach vorn. »Soll mein Partner uns allein lassen?«, fragte sie halblaut. »Damit wir unter vier Augen miteinander reden können?«

»Ich bin gegen eine Tür gelaufen«, flüsterte Sheryl. »Und jetzt möchte ich schlafen.«

O'Hallinan nickte verständnisvoll und geduldig. »Ich lasse Ihnen meine Karte da. Falls Sie mit mir reden wollen, rufen Sie mich einfach an, okay?«

Sheryl nickte vage. Die Polizeibeamtin stand auf, zog eine Karte aus ihrer linken Brusttasche und legte sie auf den Nachttisch.

»Wir können Ihnen helfen, vergessen Sie das nicht«, flüsterte sie.

Sheryl antwortete nicht. Sie schlief entweder schon oder stellte sich schlafend. O'Hallinan und Sark zogen den Vorhang hinter sich zu und gingen zur Theke. Die Ärztin sah sie fragend an.

O'Hallinan schüttelte den Kopf.

»Sie streitet alles ab«, sagte sie.

»Sie ist gegen eine Tür gelaufen«, sagte Sark.  
»Gegen eine Tür, die vermutlich angetrunken war,  
ungefähr neunzig Kilo wiegt und einen  
Baseballschläger schwingt.«

Die Ärztin schüttelte den Kopf. »Warum um  
Himmels willen nehmen sie diese Dreckskerle  
immer in Schutz?«

Eine Krankenschwester sah auf. »Ich hab  
gesehen, wie sie reingekommen ist. Das war  
wirklich verrückt. Ich habe gerade eine  
Zigarettenpause gemacht. Sie ist auf der anderen  
Straßenseite aus einem Auto gestiegen. Ist ganz  
allein rübergekommen. Ihre Schuhe waren zu groß,  
ist Ihnen das aufgefallen? In dem Wagen haben  
zwei Kerle gesessen, die sie auf dem ganzen Weg  
beobachtet haben. Danach sind sie mit  
quietschenden Reifen weggefahren.«



»Was für ein Wagen?«, fragte Sark

»Großer schwarzer Schlitten«, antwortete die Krankenschwester.

»Wissen Sie das Kennzeichen noch?«

»Keine Ahnung.«

O'Hallinan zuckte mit den Schultern, wollte Weggehen.

»Aber es ist auf dem Videofilm«, fiel der Krankenschwester plötzlich ein.

»Auf welchem Videofilm?«, fragte Sark.

»Auf dem in der Überwachungskamera über dem Eingang. Wir stellen uns immer genau darunter, damit die Verwaltung nicht kontrollieren kann, wie lange wir dort draußen stehen. Was wir sehen, sieht die Kamera auch.«

Sheryls genaue Ankunftszeit war auf ihrem Krankenblatt vermerkt. Es dauerte nur wenige Minuten, das Videoband aus der Kamera zu holen und bis zu diesem Zeitpunkt zurückzuspulen. Dann eine weitere Minute, um Sheryls langsame Annäherung rückwärts ablaufen zu lassen: über die Zufahrt vor der Notaufnahme, über den Platz, über den Gehsteig, über die Straße und bis vor den großen schwarzen Wagen. O'Hallinan beugte sich nach vorn und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

»Ich hab's«, sagte sie.

Jodie wählte das Hotel für die Nacht aus, indem sie in eine Buchhandlung ging und dort in der Abteilung für Reiseliteratur in Stadtführern blätterte, bis sie ein Hotel fand, das drei von ihnen empfahlen.

»Merkwürdig«, sagte sie, »wir sind hier in St.

Louis, und in der Abteilung für Reiseliteratur stehen mehr Bücher über St. Louis als über andere Städte. Wieso heißt sie überhaupt so? Sie müsste Abteilung für Heimatliteratur genannt werden.«

Reacher war ein wenig nervös. Diese Methode war ihm neu. Die Motels, in denen er sonst übernachtete, standen in keinem Reiseführer. Sie bauten auf knallige Leuchtreklamen, die Attraktionen anpriesen, die längst keine mehr waren, sondern seit etwa zwanzig Jahren zum Standard gehörten - Dinge wie Klimaanlage, Kabelfernsehen und Swimmingpool.

»Halt das mal«, bat sie.

Er griff nach dem Stadtführer und ließ seinen Daumen zwischen den Seiten, während Jodie in ihrer Reisetasche nach ihrem Handy wühlte. Dann ließ sie sich das Buch wieder geben und rief aus der Buchhandlung das Hotel an. Reacher beobachtete sie dabei. Er hatte noch nie ein Hotel

angerufen. Die Motels, in denen er übernachtete, hatten immer Betten frei. Er bekam nur mit, was Jodie sagte, und hörte sie einen Preis erwähnen, für den er mit etwas Verhandlungsgeschick ein Zimmer für einen Monat hätte mieten können.

»Okay«, sagte sie. »Das Zimmer ist gebucht. Ihre Flitterwochensuite mit Himmelbett. Das ist doch cool, oder?«

Er lächelte. Die Flitterwochensuite.

»Wir müssen auch essen«, gab er zu bedenken.  
»Gibt's dort ein Restaurant?«

Sie schüttelte den Kopf, während sie in dem Stadtführer nach Restaurants blätterte.

»Auswärts zu essen, macht mehr Spaß«, sagte sie.  
»Magst du französische Küche?«

Er nickte. »Meine Mutter war Französin.«

Sie ging die Restaurants durch, telefonierte nochmals und reservierte einen Tisch für zwei Personen in einem französischen Lokal, das in der Nähe ihres Hotels lag.

»Zwanzig Uhr«, sagte Jodie. »So haben wir Zeit, uns ein bisschen umzusehen, ins Hotel zu fahren und uns frisch zu machen.«

»Ruf den Flughafen an«, bat Reacher. »Wir brauchen einen frühen Flug. Dallas-Fort Worth müsste reichen.«

»Draußen«, sagte sie. »Den Flughafen kann man nicht von einer Buchhandlung aus anrufen.«

Sie kaufte einen knallbunten Stadtplan von St. Louis. Dann verließen sie den Laden. Während er sich den Stadtplan ansah, rief sie die Fluggesellschaft an und buchte für den Morgenflug um acht Uhr dreißig nach Texas zwei Plätze in der Business Class. Anschließend machten sie einen Spaziergang am Ufer des Mississippi, der hier

durch die Stadt floss.

Sie schlenderten Arm in Arm etwa anderthalb Stunden lang um die gesamte Altstadt. Das Hotel war eine ehemalige Villa, die in einer mit Kastanien bestandenen ruhigen Seitenstraße lag. Die zweiflüglige Eingangstür war glänzend schwarz lackiert, und das Eichenparkett in der Eingangshalle glänzte honiggelb. Die Rezeption bestand aus einem prächtigen alten Mahagonischreibtisch in einer Ecke der Eingangshalle. Reacher starrte ihn an. In den Motels, die er kannte, war die Rezeption mit einem Stahlgitter oder einer Panzerglasscheibe gesichert. Eine elegante, weißhaarige Dame zog Jodies Kreditkarte durch den Kartenleser, der ratternd den Beleg ausdrückte. Während Jodie ihn unterschrieb, reichte die Dame Reacher einen Messingschlüssel.

»Ich hoffe, es gefällt Ihnen bei uns, Mr. Jacob«, sagte sie.

Die Flitterwochensuite nahm den ganzen ausgebauten Dachboden ein. Auch hier glänzend gebohnertes Eichenparkett, auf dem Orientteppiche lagen. Die Decke bestand aus einem komplizierten geometrischen Arrangement aus Schrägen und Dachgauben. Als Erstes gelangte man in ein Wohnzimmer mit zwei Sofas in pastellfarbenem Blümchenmuster. Dann kamen Bad und Schlafzimmer. Das Bett war ein überbreites Himmelbett mit einer Tagesdecke im gleichen geblühten Muster. Jodie setzte sich plumpsend darauf, schob beide Hände unter die Kniekehlen und ließ die Beine baumeln. Sie lächelte. Die Sonne schien durchs Fenster hinter ihr. Reacher stellte die Reisetasche ab, blieb unbeweglich stehen und betrachtete sie. Ihre Seidenbluse war blau - ein Farbton zwischen Kornblumenblau und dem Blau ihrer Augen. Die Knöpfe sahen wie kleine Perlen aus. Die beiden obersten standen offen und gaben den Blick auf Jodies Haut frei. Ein schwarzer Ledergürtel umschloss Jodies schmale Taille. Ihre Jeans waren alt und verwaschen, aber

tadellos gebügelt. Sie trug ihre Schuhe ohne Socken.

»Was schaust du an?«, fragte sie.

Sie hielt ihren Kopf leicht schief. Ihr Blick wirkte verlegen und herausfordernd zugleich.

»Dich«, sagte er.

Die Knöpfe waren Perlen - klein und rutschig. Insgesamt musste er fünf aufknöpfen. Er schaffte vier, zog dann sanft die Bluse aus ihrer Jeans und öffnete den letzten. Jodie hielt ihm ihre Handgelenke hin, damit er auch die Manschetten aufknöpfen konnte. Dann streifte er ihr die Bluse von den Schultern. Sie trug nichts darunter.

Jetzt beugte sie sich nach vorn, um ihm das Hemd auszuziehen. Ihre Hände waren klein, flink und geschickt. Schneller als seine. Sie ließ ihre Hände über seine breite Brust gleiten und schob das aufgeknöpfte Hemd mit den Unterarmen beiseite.



Es glitt von seinen Schultern und fiel zu Boden. Sie berührte mit ihrem Zeigefinger die tropfenförmige Brandwunde auf seiner Brust.

»Hast du die Salbe mitgebracht?«

»Vergessen«, sagte er.

Sie umschlang seine Taille mit den Armen und küsste die Wunde. Er spürte ihre Lippen fest und kühl auf der empfindlichen Haut. Dann liebten sie sich zum fünften Mal in fünfzehn Jahren, in dem Himmelbett im Dachgeschoss der alten Villa, während die Sonne im Westen unterging.

Die Ermittlungsgruppe Häusliche Gewalt der New Yorker Polizei quartierte sich überall ein, wo es gerade Platz für sie gab - gegenwärtig in einem Großraumbüro im Präsidiumsgebäude One Police Plaza. Dorthin kamen O'Hallinan und Sark eine Stunde vor Schichtende zurück. Dies war die Zeit,

in der sie den Papierkram erledigten. Beide setzten sich sofort an ihre Schreibtische, schlugen ihre Notizbücher mit den heutigen Eintragungen auf und begannen zu tippen.

Zu ihrem Besuch in der Notaufnahme des St. Vincent's Hospital gelangten sie eine Viertelstunde vor Schichtende. Sie schilderten ihn als einen Fall von möglicher häuslicher Gewalt, dessen Opfer die Aussage verweigerte. Als O'Hallinan den Vordruck aus ihrer Schreibmaschine zog, fiel ihr das Kennzeichen des Tahoe auf, das sie in ihr Notizbuch gekritzelt hatte. Sie griff nach dem Telefonhörer und rief die Zulassungsstelle an.

»Schwarzer Chevrolet Tahoe«, sagte der Angestellte, mit dem sie sprach. »Zugelassen auf den Cayman Corporate Trust mit einer Adresse im World Trade Center.«

O'Hallinan zuckte mit den Schultern und schrieb alles in ihr Notizbuch. Während sie noch

überlegte, ob sie den Vordruck erneut einspannen und diese Informationen hinzufügen sollte, sprach der Angestellte weiter.

»Ich habe hier noch eine Anfrage«, sagte er. »Derselbe Halter hat gestern auf dem Lower Broadway einen schwarzen Chevrolet Suburban stehen lassen. Nach einem Unfall mit insgesamt drei Fahrzeugen. Das fünfzehnte Revier hat den Wagen abgeschleppt.«

»Wer war dafür zuständig? Haben Sie einen Namen im Fünfzehnten?«

»Leider nein.«

O'Hallinan legte auf und rief die Verkehrsüberwachung im fünfzehnten Polizeirevier an, aber dort war gerade Schichtwechsel, so dass sie nicht weiterkam. Sie machte sich eine Notiz, die sie in ihren Eingangskorb warf. Dann sprang der Minutenzeiger der Wanduhr auf die volle Stunde. Sark stand auf.

»Schluss für heute«, sagte er. »Immer nur arbeiten macht einen stumpfsinnig, stimmt's?«

»Genau«, sagte sie. »Gehen wir ein Bier trinken?«

»Mindestens eins«, antwortete Sark. »Vielleicht auch zwei.«

»Langsam«, meinte O'Hallinan.

Sie duschten lange gemeinsam im geräumigen Bad der Flitterwochensuite. Danach streckte Reacher sich auf seinem Badetuch auf einem der Sofas aus und sah zu, wie Jodie sich fertig machte. Sie griff in ihre Reisetasche und holte ein Kleid heraus, das ähnlich geschnitten war wie das gelbe Leinenkleid, mit dem sie ins Büro gegangen war. Aber es war aus mitternachtsblauer Rohseide. Dazu trug sie Slipper in der gleichen Farbe. Sie

frottierte ihr Haar mit einem frischen Handtuch und kämmte es zurück. Dann holte sie die Halskette heraus, die Reacher ihr in Manila geschenkt hatte.

»Hilfst du mir?«

Sie hob ihr Haar im Nacken an. Die Kette war eine schwere Goldkordel. Vermutlich nur vergoldet. Er hielt die Luft an und benötigte zwei Versuche, um sie zu schließen. Dann küsste er ihren Nacken, und sie ließ ihr Haar wieder herunterfallen. Es war schwer und feucht und duftete wunderbar nach Sommer.

»Jetzt bin wenigstens ich fertig«, sagte sie.

Sie hob lachend seine Klamotten vom Fußboden auf und warf sie ihm zu. Er zog sie an. Der Baumwollstoff klebte auf seiner noch feuchten Haut. Er lieh sich ihren Kamm und fuhr damit durch sein nasses Haar. Im Spiegel sah er Jodie hinter sich stehen. Sie wirkte auf ihn wie eine Prinzessin, die dabei ist, ihren Gärtner zum

Abendessen auszuführen.

»Vielleicht lassen sie mich gar nicht rein«, gab er zu bedenken.

Sie griff mit beiden Händen an sein Revers und zog es mit einer energischen Bewegung glatt.

»Wie könnten sie das verhindern? Die Nationalgarde alarmieren?«

Das Restaurant war nicht weit entfernt, so dass sie zu Fuß gehen konnten. Ein Juniabend in der Altstadt von St. Louis unweit des Flusses. Die Luft war mild. Die Sterne funkelten. Das Kastanienlaub raschelte in der sanften Brise. Auf den Straßen herrschte mehr Verkehr. Unter den Kastanienbäumen parkten jetzt Autos. Viele Hotels, dazwischen kleinere, niedrigere Gebäude mit von Punktstrahlern beleuchteten Schildern, die sie als französische Restaurants auswiesen. Nirgends Neonreklamen. Das von Jodie ausgesuchte Restaurant hieß La Prefecture. Reacher fragte sich

insgeheim, ob Liebespaare in einer mittleren französischen Großstadt in einem Restaurant aßen, das The Municipal Offices hieß - was die wörtliche Übersetzung war, wenn er sich recht erinnerte.

Doch das Restaurant war sehr hübsch. Ein junger Mann aus dem Mittleren Westen, der mit französischem Akzent zu sprechen versuchte, begrüßte sie freundlich und führte sie zu einem Tisch auf einer mit Kerzen beleuchteten Veranda mit Blick auf den Garten. Dort gab es einen leise plätschernden, beleuchteten Springbrunnen, und die Bäume wurden von Scheinwerfern angestrahlt. Der Tisch war mit weißem Leinen und echtem Silber gedeckt. Jodie bestellte einen Pernod mit Wasser und Reacher ein amerikanisches Bier.

»Hübsch hier, nicht?«, fragte sie.

Er nickte. Die Nacht war wunderschön.

»Sag mir, wie du dich fühlst.«

Sie sah ihn überrascht an. »Gut.«

»Wie gut?«

Sie lächelte verlegen. »Reacher, du willst mich dazu bringen, dir ein Kompliment zu machen.«

Er erwiderte ihr Lächeln. »Nein, ich denke nur gerade an etwas. Fühlst du dich entspannt?«

Sie nickte.

»Sicher?«

Sie nickte wieder.

»Ich auch«, sagte er. »Sicher und entspannt. Was bedeutet das also?«

Der junge Mann kam mit den Getränken auf einem Silbertablett. Der Pernod wurde in einem hohen Glas serviert, zu dem ein original französischer



Wasserkrug gehörte. Das Bier stand schäumend in einem mit Wasserperlen benetzten Glaskrug. In einem vornehmen Restaurant wie diesem gab es kein Bier aus Flaschen mit langen Hälsen.

»Was bedeutet das also?«, wollte Jodie wissen.

Sie kippte Wasser in die bernsteingelbe Flüssigkeit, die daraufhin milchig wurde. Als sie das Glas schwenkte, damit der Pernod sich besser mit dem Wasser vermischte, nahm er starken Anisgeruch wahr.

»Es bedeutet, dass wir's mit einer kleinen Organisation zu tun haben«, erklärte er. »Mit einer auf New York beschränkten. Dort sind wir nervös gewesen, hier fühlen wir uns sicher.«

Er nahm einen großen Schluck Bier.

»Das ist nur ein Gefühl«, meinte sie. »Es beweist nichts.«

Er nickte. »Nein, aber Gefühle sind wichtig. Und es gibt auch konkrete Beweise. Dort sind wir verfolgt und überfallen worden, aber hier draußen kümmert sich kein Mensch um uns.«

»Das hast du kontrolliert?«, fragte sie besorgt.

»Darauf achte ich immer«, erwiderte er. »Wir sind langsam und auffällig herumspaziert. Niemand hat uns beschattet.«

»Nicht genug Personal?«

Er nickte wieder. »Sie hatten die beiden Kerle, die in Key West und später in Garrison waren, und den Mann, der den Suburban fuhr. Ich vermute, dass das schon alle sind, sonst hätten sie uns bestimmt verfolgt. Also handelt es sich um eine kleine, praktisch auf New York begrenzte Organisation.«

Jodie nickte.

»Ich vermute, dass ihr Boss Victor Hobie ist«, sagte sie.

Der junge Ober kam, um ihre Bestellung aufzunehmen. Jodie bestellte die Pate chaud paysan und Lammfilets mit Basilikumbutter und Reacher die Elsässer Grießsuppe und Porc aux pruneaux, das er aus seiner Kindheit als Sonntagsbraten kannte — wenn es seiner Mutter gelungen war, an den exotischen Dienstorten seines Vaters Schweinefleisch und Pflaumen aufzutreiben. Das war eine Spezialität aus der Gironde, und obwohl seine Mutter aus Paris stammte, bereitete sie dieses Gericht gern für ihre Söhne zu, weil sie fand, das sei eine Art Schnellkurs in französischer Lebensart.

»Ich glaube nicht, dass dahinter Victor Hobie steckt«, bemerkte er.

»Ich schon«, sagte sie. »Ich denke, er hat Vietnam überlebt, hält sich seit damals irgendwo versteckt

und will nicht gefunden werden.«

Er schüttelte den Kopf. »Daran habe ich zuerst auch gedacht. Aber das ist psychologisch äußerst unwahrscheinlich. Du hast seine Akte gelesen. Du kennst seine Briefe nach Hause. Ich habe dir erzählt, was sein alter Kumpel Ed Steven über ihn gesagt hat. Er war ein ehrlicher, grundanständiger Kerl, Jodie. Eher langweilig, völlig normal. Ich kann nicht glauben, dass er seine Eltern so lange im Ungewissen gelassen hätte. Dreißig Jahre? Weshalb? Es passt einfach nicht zu allem anderen, was wir über ihn wissen.«

»Vielleicht hat er sich verändert«, gab Jodie zu bedenken. »Dad hat immer davon gesprochen, Vietnam habe die Menschen verändert. Meistens zum Schlechteren.«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Er ist gefallen«, sagte er. »Vier Meilen westlich von An Khe, vor dreißig Jahren.«

»Er ist in New York«, sagte Jodie. »Und hält sich dort versteckt.«

Er stand auf seiner Dachterrasse im dreißigsten Stock, lehnte mit dem Rücken zum Park am Geländer. Er hielt ein schnurloses Telefon ans Ohr gepresst und war dabei, Chester Stones Mercedes an den Typen in Queens zu verkaufen.

»Und dazu kommt ein BMW, ein 318er Coupe«, sagte er gerade. »Es steht noch in Pound Ridge. Ich nehme fünfzig Prozent des realen Werts, wenn ich das Geld morgen in bar bekomme.«

Er machte eine Pause und hörte, wie der andere die Luft einsog, wie es Gebrauchtwagenhändler immer tun, wenn man mit ihnen über Geld redet.

»Sagen wir dreißig Mille für beide - morgen bar auf die Hand.«

Der Kerl grunzte etwas Zustimmendes, und Hobie kam zum nächsten Punkt.

»Außerdem habe ich einen Tahoe und einen Cadillac. Sagen wir vierzig Mille, dann bekommen Sie einen dieser Wagen dazu. Sie können sich aussuchen, welchen Sie wollen.«

Der Kerl dachte kurz nach, dann entschied er sich für den Tahoe. Der Wiederverkaufswert eines Geländewagens war höher - vor allem im Süden, wohin er die Fahrzeuge wahrscheinlich bringen würde. Hobie beendete das Gespräch und ging durch die Schiebetür ins Wohnzimmer. Er nahm seine linke Hand, um sein in Leder gebundenes Telefonbuch aufzuschlagen, und hielt es mit dem Haken, während er eine andere Nummer eintippte. Er rief einen Immobilienmakler an, der ihm Geld, viel Geld schuldete.

»Ich kündige das Darlehen«, sagte er.

Am anderen Ende war ein Schlucken zu hören, als der Mann in Panik geriet. Danach herrschte längere Zeit Schweigen.

»Haben Sie das Geld?«

Keine Antwort.

»Sie wissen, was mit Leuten passiert, die ihre Schulden bei mir nicht bezahlen können?«

Weiterhin Schweigen. Weitere Schluckgeräusche.

»Keine Sorge«, sagte Hobie, »wir finden eine Lösung. Ich habe zwei Objekte zu verkaufen. Eine Villa droben in Pound Ridge und mein Apartment an der Fifth. Ich will zwei Millionen für das Haus und dreieinhalb für das Apartment. Verkaufen Sie die beiden Objekte für mich, dann verrechne ich das Darlehen mit Ihrer Provision, okay?«

Dem Makler blieb nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Hobie nannte ihm die Nummer seines Bankkontos auf den Cayman Islands und wies ihn an, den Verkaufserlös binnen eines Monats dorthin zu überweisen.

»Ein Monat ist ziemlich optimistisch«, sagte der andere.

»Wie geht's Ihren Kindern?«, fragte Hobie.

Der Mann schluckte erneut.

»Okay, in einem Monat.«

Hobie legte auf und schrieb \$ 5540000 auf den Zettel, auf dem er drei Autos, die Villa und sein Apartment durchgestrichen hatte. Dann rief er eine Fluggesellschaft an und erkundigte sich für den übernächsten Abend nach Flügen zur Westküste. Es gab noch reichlich freie Plätze. Er lächelte zufrieden. Der Ball segelte hoch über den Zaun und würde die vierte oder fünfte Tribünenreihe treffen.



Der Outfielder sprang, so hoch er nur konnte, aber er kam nicht einmal in die Nähe des Balls.

Als Hobie gegangen war, wagte es Marilyn zu duschen. Das hätte sie nicht, wenn er noch dagewesen wäre. Sein lüsternes Grinsen empfand sie als unheimlich. Sie hätte das Gefühl gehabt, er könne sie selbst bei geschlossener Tür sehen. Doch der andere Kerl, dieser Tony, war unproblematischer. Er war beflissen und gehorsam. Hobie hatte ihn angewiesen, dafür zu sorgen, dass die Geiseln das Bad nicht verließen. Das würde er tun, aber nicht mehr. Er würde nicht reinkommen und sie belästigen. Er würde sie in Ruhe lassen. Darauf vertraute sie. Und der dritte Mann, der stämmige Kerl, tat als bloßer Befehlsempfänger nur das, was Tony ihm auftrug. Daher fühlte sie sich relativ sicher, ließ aber Chester trotzdem mit einer Hand auf der Klinke an der Tür Wache halten.

Sie stellte das Wasser heiß und streifte dann Kleid und Schuhe ab. Ihr Kleid hängte sie über die Stange des Duschvorhangs, wo es nicht nass werden, aber in den Dampfschwaden seine vielen Knitterfalten verlieren würde. Dann wusch sie sich die Haare und seifte sich von Kopf bis Fuß ein. Das heiße Wasser war entspannend. Es löste ihre Verkrampfung, und sie blieb lange darunter stehen. Dann trat sie aus der Dusche, nahm sich ein Badetuch und wechselte mit Chester den Platz.

»Stell dich auch drunter«, sagte sie. »Du wirst sehen, das tut dir gut.«

Er gab keine Antwort. Er nickte nur und ließ die Türklinke los. Stand noch einen Augenblick unschlüssig da, bevor er Schuhe und Socken abstreifte und Unterhemd und Boxershorts auszog. Sie sah die gelbgrün verfärbte Schwellung an seiner rechten Seite.

»Sie haben dich geschlagen?«, flüsterte sie.

Er nickte wieder. Trat unter die Dusche. Das warme Wasser schien ihn zu beleben. Er wusch sich gründlich.

»Lass das Wasser laufen«, sagte sie. »Es heizt den Raum ein bisschen.«

Das stimmte. Chester trat aus der Dusche und griff nach einem Badetuch, tupfte sich das Gesicht damit ab und wickelte es sich um die Hüften.

»Und bei diesem Rauschen kann niemand hören, was wir reden«, sagte sie. »Und wir müssen miteinander reden.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich verstehe nicht, was du vorhast. Es gibt keine Treuhänder. Das kriegt er bald heraus - und dann wird er nur umso wütender.«

Marilyn frottierte sich das Haar. Sie ließ das Handtuch sinken und starrte ihn durch die Dampfschwaden an. »Wir brauchen einen Zeugen.

Ist dir das nicht klar?«

»Einen Zeugen wofür?«

»Für alles, was hier passiert«, sagte sie. »David Forster schickt irgendeinen Privatdetektiv her, und was will Hobie dann machen? Wir geben einfach zu, dass es keine Treuhänder gibt, und dann gehen wir gemeinsam zu deiner Bank, wo wir Hobie die Aktien übergeben. In den Räumen deiner Bank, vor einem Zeugen, der zugleich eine Art Leibwächter ist. Danach können wir unserer Wege gehen.«

»Glaubst du, dass das klappt?«

»Ich denke schon«, sagte sie. »Er hat's sehr eilig. Merkst du das nicht? Er muss irgendeinen Termin einhalten. Dieser Termindruck macht ihn ganz nervös. Deshalb können wir nichts Besseres tun, als die Übergabe möglichst lange hinauszuzögern und dann zu verschwinden, während ein Zeuge die Transaktion überwacht und uns vor Hobie schützt. Hobie hat's garantiert viel zu eilig, um auf unsere

Kriegslist reagieren zu können.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte er kopfschüttelnd.  
»Du meinst, dass dieser Privatdetektiv aussagen kann, dass wir unter Zwang gehandelt haben? Damit wir Hobie verklagen und die Aktien zurückfordern können?«

Marilyn antwortete nicht sofort. Sie war zu verblüfft. »Nein, Chester, wir verklagen niemanden. Hobie bekommt die Aktien, und wir vergessen die ganze Sache.«

Er starrte sie entgeistert an. »Aber das wäre zwecklos. So können wir die Firma nicht retten. Wir dürfen Hobie die Aktien nicht einfach überlassen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, Chester, kapierst du denn gar nichts? Die Firma ist futsch! Die Firma kannst du abschreiben, daran solltest du dich lieber gewöhnen. Hier geht's nicht darum, deine verdammte Firma zu retten. Hier

geht's um unser Leben!«

Die Suppe schmeckte wunderbar, und das Schweinefleischgericht war noch besser. Seine Mutter hätte es gelobt. Sie teilten sich eine halbe Flasche kalifornischen Rotwein. Das Restaurant gehörte zu den Lokalen, in denen zwischen Hauptgericht und Dessert eine lange Pause lag. Niemand drängte, damit der Tisch möglichst schnell für die nächsten Gäste frei wurde. Reacher genoss diesen ungewohnten Luxus. Er lehnte sich zurück und streckte die Beine aus. Seine Füße berührten die von Jodie unter dem Tisch.

»Denk nur an seine Eltern«, sagte er. »Und an seine Jugend. Schlag im Lexikon unter ›normale amerikanische Familie‹ nach, dann siehst du ein Bild, auf dem die drei Hobies abgebildet sind. Ich gebe zu, dass der Vietnamkrieg die Menschen verändert hat. Ich kann mir vorstellen, dass Victor

Hobies Horizont dadurch weiter geworden ist. Das haben auch seine Eltern gewusst. Ihnen war klar, dass er nicht zurückkommen und in einer kümmerlichen kleinen Druckerei in Brighton arbeiten würde. Sie glaubten, er würde als Hubschrauberpilot Ölbohrinseln versorgen und damit gutes Geld verdienen. Aber er wäre mit ihnen in Verbindung geblieben, stimmt's? Zumindest gelegentlich. Er hätte sie nicht einfach verlassen. Das wäre wirklich grausam gewesen - über dreißig Jahre! Kannst du in seiner Vorgeschichte etwas entdecken, das darauf schließen lässt, Victor Hobie könnte dazu imstande gewesen sein?«

»Vielleicht hat er etwas getan«, sagte sie. »Ein Kriegsverbrechen verübt. Vielleicht etwas wie My Lai, du weißt schon, ein Massaker oder dergleichen? Vielleicht hat er sich so geschämt, dass er nicht heimkehren wollte. Vielleicht hat er sich deshalb verkrochen.«

Reacher schüttelte ungeduldig den Kopf. »Das würde in seiner Akte stehen. Außerdem hatte er gar keine Gelegenheit dazu. Er war Hubschrauberpilot, kein Infanterist. Er hat den Feind nie aus der Nähe gesehen.«

Der Ober kam mit Bestellblock und Bleistift zurück.

»Dessert?«, fragte er. »Kaffee?«

Sie bestellten Himbeersorbet und schwarzen Kaffee. Jodie trank ihren Wein aus. Im Kerzenschein leuchtete er rubinrot im Glas.

»Was machen wir also jetzt?«

»Victor Hobie ist gefallen«, sagte Reacher. »Das können wir früher oder später nachweisen. Damit fahren wir dann zu seinen Eltern und machen ihnen die traurige Mitteilung, dass sie dreißig Jahre lang umsonst gehofft haben.«



»Und was reden wir uns selbst ein? Dass wir von Gespenstern überfallen worden sind?«

Er zuckte mit den Schultern. Das Sorbet kam, und sie aßen es schweigend. Dann wurde der Kaffee serviert, und der Ober brachte ihnen die Rechnung in einer gepolsterten Ledermappe mit dem in Gold eingepprägten Logo des Restaurants. Jodie legte ihre Kreditkarte darauf, ohne auch nur einen Blick auf den Gesamtbetrag zu werfen. Dann lächelte sie.

»Wunderbares Dinner«, sagte sie.

Er erwiderte ihr Lächeln. »Wunderbare Gesellschaft.«

»Ich schlage vor, dass wir Victor Hobie für eine Weile vergessen«, sagte sie.

»Wen?«, fragte er, und sie lachte.

»Worüber sollen wir uns sonst unterhalten?«, fragte sie.

Er lächelte. »Über dein Kleid.«

»Gefällt's dir?«

»Doch, ja, sehr gut«, antwortete er.

»Aber?«

»Aber es könnte besser aussehen. So in einem Haufen auf dem Fußboden.«

»Meinst du?«

»Ich bin mir ziemlich sicher«, sagte er. »Ich bräuchte praktische Erfahrungen - du weißt schon, einen Vorher-Nachher-Vergleich.«

Sie seufzte gespielt erschöpft. »Reacher, wir müssen spätestens um sieben aufstehen. Unsere Maschine geht um halb neun.«

»Du bist noch jung«, sagte er. »Wenn ich's aushalte, dann tust du's erst recht.«

Jodie lächelte und stand auf. Drehte sich auf dem Gang einmal langsam um sich selbst. Das Kleid war körperbetont, aber nicht hauteng geschnitten. Auch von hinten sah es wundervoll aus. Im Kerzenschein leuchtete ihr Haar auf der mitternachtsblauen Seide wie gesponnenes Gold. Sie beugte sich zu ihm hinunter und flüsterte ihm ins Ohr.

»Okay, das war der Vorher-Teil, Komm, wir gehen, bevor du vergisst, welchen Vergleich du anstellen wolltest.«

In New York City war es eine Stunde früher sieben Uhr als in St. Louis, und O'Hallinan und Sark verbrachten diese Stunde am Schreibtisch, um ihre Schicht zu planen. Die über Nacht eingegangenen Meldungen stapelten sich in den Einlaufkörben: Anrufe von Krankenhäusern und Meldungen von Streifenpolizisten, die nachts

gewalttätige Auseinandersetzungen hatten schlichten müssen. Sie alle mussten durchgelesen und nach Dringlichkeit bewertet werden, damit O'Hallinan und Sark die wirklich gravierenden Fälle nach Stadtteilen geordnet abarbeiten konnten. New York City hatte eine durchschnittliche Nacht hinter sich, was bedeutete, dass O'Hallinan und Sark jetzt achtundzwanzig neu zu bearbeitende Fälle hatten und der Anruf bei der Verkehrsabteilung des fünfzehnten Polizeireviers bis acht Uhr zehn liegen blieb.

O'Hallinan wählte die Nummer und erreichte den Sergeant vom Dienst nach dem zehnten Klingeln. »Vor ein paar Tagen habt ihr einen schwarzen Suburban abgeschleppt«, sagte sie. »Er ist bei einem Auffahrunfall auf dem Lower Broadway beschädigt worden. Haben Sie wegen des Wagens schon was unternommen?«

Sie hörte, wie der Sergeant einen Papierstapel durchblättert.

»Der Wagen steht in der Verwahrungsstelle. Warum interessiert er Sie?«

»Wir haben eine Frau, die mit einem Nasenbeinbruch im Krankenhaus liegt. Sie ist dort von einem Tahoe abgeliefert worden, der denselben Leuten gehört.«

»Vielleicht hat sie den Suburban gefahren. An dem Unfall waren drei Wagen beteiligt, aber wir haben nur eine Fahrerin. Der Suburban hat den Unfall verursacht, der Fahrer ist verschwunden. Ebenfalls beteiligt war ein Old Bravada, der später verlassen aufgefunden wurde. Fahrer und Beifahrerin waren ebenfalls verschwunden. Der Suburban ist ein Firmenwagen, auf irgendeine Finanzgruppe im Bankenviertel zugelassen.«

»Cayman Corporate Trust?«, fragte O'Hallinan.  
»Das sind die Leute, denen der Tahoe gehört.«

»Richtig«, sagte der Sergeant. »Der Bravada ist auf eine Mrs. Jodie Jacob zugelassen, aber er war

schon vorher als gestohlen gemeldet. Das ist nicht eure Frau mit der gebrochenen Nase, oder?«

»Jodie Jacob? Nein, unsere Frau ist eine Sheryl Soundso.«

»Okay, vielleicht hat sie den Suburban gefahren. Ist sie klein?«

»Jedenfalls nicht sehr groß«, antwortete O'Hallinan. »Warum?«

»Bei dem Unfall ist der Airbag ausgelöst worden«, erwiderte der Sergeant. »Eine kleine Frau könnte dabei verletzt worden sein. Das kommt vor.«

»Wollt ihr das nachprüfen?«

»Nein, uns genügt's, dass wir ihren Wagen haben. Wollen sie ihn wieder, müssen sie zu uns kommen.«

O'Hallinan legte auf, und Sark warf ihr einen fragenden Blick zu.

»Wie erklärst du dir das?«, fragte er. »Warum behauptet sie, gegen eine Tür gelaufen zu sein, wenn sie in Wirklichkeit einen Verkehrsunfall gehabt hat?«

O'Hallinan zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Und warum fährt eine Immobilienmaklerin aus Westchester den Wagen einer Finanzgruppe mit Sitz im World Trade Center?«

»Jedenfalls könnte das ihre Verletzungen erklären«, meinte Sark. »Der Airbag, vielleicht der obere Teil des Lenkrads - daher könnten sie stammen.«

»Vielleicht«, sagte O'Hallinan.

»Sollen wir der Sache nachgehen?«

»Wir sollten's versuchen, denke ich, damit wir

den Fall abschließen können, wenn sie wirklich auf der Straße verunglückt ist.«

»Okay, aber schreib das lieber nirgends auf, denn falls kein Verkehrsunfall vorliegt, müssten wir mit den Ermittlungen wieder von vorn anfangen, was verdammt lästig wäre.«

O'Hallinan und Sark standen auf und steckten ihre Notizbücher in die Hemdtaschen. Gingen die Treppe hinunter und genossen die Morgensonne auf dem Weg über den Hof zu ihrem Dienstwagen.

Dieselbe Sonne wanderte nach Westen weiter, und in St. Louis wurde es sieben Uhr. Ihr noch rötliches Licht schien durchs Fenster einer Dachgaube und beleuchtete das Himmelbett aus einer anderen Richtung als am Abend zuvor. Jodie, die zuerst aufgestanden war, duschte gerade. Reacher räkelte sich allein in dem warmen Bett, als er irgendwo im Raum ein gedämpftes Zirpen



hörte.

Er suchte den Nachttisch ab, um festzustellen, ob das Telefon klingelte oder Jodie einen Wecker gestellt hatte, der ihm bisher nicht aufgefallen war. Nichts. Es zirpte weiter - gedämpft, aber beharrlich. Er setzte sich im Bett auf. Nun konnte er die Geräuschquelle in Jodies Reisetasche orten. Er ging nackt durchs Zimmer und zog den Reißverschluss der Tasche auf. Das Zirpen wurde lauter. Es kam von ihrem Handy. Reacher sah zur Badezimmertür und holte das Telefon heraus. Er studierte die Tasten und drückte auf das grüne Telefonsymbol. Das Zirpen verstummte.

»Hallo?«, meldete er sich.

Eine kurze Pause. »Wer sind Sie? Ich versuche Mrs. Jacob zu erreichen.«

Eine Männerstimme: jung, überlastet, leicht nervös. Eine Stimme, die Reacher kannte. Das war Jodies Sekretär in der Anwaltsfirma, der ihm Leon

Garbers Adresse genannt hatte.

»Sie ist unter der Dusche.«

»Ah«, sagte die Stimme.

»Ich bin ein Freund«, erklärte Reacher.

»Ich verstehe«, sagte die Stimme. »Sind Sie noch in Garrison?«

»Nein, wir sind in St. Louis, Missouri.«

»Du liebe Güte, das verkompliziert alles. Kann ich Mrs. Jacob sprechen?«

»Sie ist unter der Dusche«, wiederholte Reacher.  
»Sie kann zurückrufen. Oder ich könnte ihr etwas ausrichten, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Würden Sie das tun?«, fragte der junge Mann.  
»Die Sache ist dringend, fürchte ich.«

»Bleiben Sie kurz dran«, sagte Reacher. Er ging zum Bett und griff nach dem Notizblock mit Bleistift, der neben dem Telefon auf dem Nachttisch lag. Setzte sich auf die Bettkante und nahm das Handy in die andere Hand.

»Okay, legen Sie los«, sagte er. Jodies Sekretär erklärte ihm, was er ihr ausrichten sollte. Die Nachricht war bewusst vage gehalten. Ein Freund war offenbar niemand, der vertrauliche juristische Details erfahren durfte. Reacher legte Bleistift und Notizblock wieder beiseite. Er würde sie nicht brauchen.

»Sie kann gleich zurückrufen, falls irgendwas nicht klar ist«, sagte er.

»Vielen Dank, und entschuldigen Sie die Störung.«

»Sie haben nicht gestört«, erwiderte Reacher. »Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist sie jetzt unter der Dusche. Aber ein Anruf vor zehn Minuten hätte

problematisch sein können.«

»Du liebe Güte«, sagte der junge Mann wieder und legte auf.

Reacher grinste und drückte das rote Telefonsymbol. Als er das Handy aufs Bett warf, verstummte das Rauschen des Duschwassers im Bad. Dann ging die Tür auf, und Jodie erschien, in ein Badetuch gehüllt.

»Dein Sekretär hat eben auf deinem Handy angerufen«, verkündete er. »Ich glaube, er war leicht schockiert, als ich mich gemeldet habe.«

Jodie kicherte. »Nun, damit ist mein guter Ruf dahin. Bis zum Lunch weiß das ganze Büro davon. Was wollte er?«

»Du musst nach New York zurück.«

»Warum? Hat er dir das gesagt?«

»Nein, er war sehr korrekt, sehr reserviert, wie es ein guter Sekretär vermutlich sein muss. Aber du bist als Anwältin offenbar ein Ass. Deine Dienste sind sehr gefragt.«

Sie lachte. »Ich bin die Beste von allen. Hab ich dir das nicht schon gesagt? Wer braucht mich also?«

»Irgendjemand hat deine Firma angerufen. Irgendeine Finanzgruppe. Sie hat ausdrücklich nach dir gefragt. Vermutlich, weil du die Beste von allen bist.«

Sie nickte lächelnd. »Hat er erwähnt, um welches Problem es sich handelt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wieder das Übliche, nehme ich an. Irgendwer schuldet irgendwem Geld, deswegen gibt's anscheinend Zoff. Du sollst morgen Nachmittag an einer Besprechung teilnehmen und versuchen, die streitenden Parteien zur Vernunft zu bringen.«

Zu den Zehntausenden von Telefongesprächen, die in der selben Minute von der Wall Street aus geführt wurden, gehörte auch ein Anruf der Anwaltsfirma Forster und Abelstein bei dem Privatdetektiv William Curry. Nach zwanzig Dienstjahren als Kriminalbeamter im NYPD war Curry mit siebenundvierzig in Pension gegangen und wollte sich das Geld für die fälligen Unterhaltszahlungen als Privatdetektiv verdienen, bis seine Exfrau wieder heiratete oder starb oder ihn vergaß. Er war seit zwei Jahren im mageren Geschäft, und ein persönlicher Anruf vom Seniorpartner einer angesehenen Anwaltsfirma in der Wall Street bedeutete einen Durchbruch. Curry hatte zwei Jahre lang zu vernünftigen Preisen gute Arbeit geleistet, um dadurch einen gewissen Ruf zu erlangen - und wenn der sich endlich verbreitete und nun die wichtigen Klienten bei ihm anriefen, nahm er das mit Freude zur Kenntnis, ohne darüber

erstaunt zu sein.

Aber er staunte über die Art des Auftrags.

»Ich soll mich für Sie ausgeben?«, wiederholte er.

»Genau«, bestätigte Forster. »Diese Leute erwarten einen Anwalt namens David Forster, deshalb muss dort einer auftreten. Mit einem Eingreifen der Polizei ist nicht zu rechnen. Ich erwarte überhaupt keine Probleme. Allein Ihre Anwesenheit dürfte genügen, damit alles in geordneten Bahnen verläuft. Die Sache müsste glatt und ohne Schwierigkeiten über die Bühne gehen, okay?«

»Wenn Sie meinen«, sagte Curry. Er notierte sich die Namen der Beteiligten und die Anschrift der Firma, bei der er als David Forster auftreten sollte. Als Honorar nannte er das Doppelte seines üblichen Stundensatzes. Er wollte nicht billig wirken, nicht vor diesen Wall-Street-Leuten.

Denen imponierten nur teure Dienstleistungen. Das wusste er. Und angesichts der Art dieses Auftrags würde er sich das Geld wohl auch zu Recht verdienen. Forster war ohne zu zögern einverstanden und versprach ihm, noch heute einen Scheck als Vorschuss abzuschicken. Curry legte auf, ging in Gedanken seinen Kleiderschrank durch und fragte sich, was er anziehen könnte, um wie der Seniorpartner einer Anwaltsfirma in der Wall Street auszusehen.



Die Flugstrecke von St. Louis nach Dallas-Fort Worth ist neunhundertzehn Kilometer lang, und der Morgenflug dauert anderthalb Stunden: eine halbe Stunde Steigflug, eine halbe Stunde Reiseflug und eine halbe Stunde Sinkflug mit anschließender Landung. Reacher und Jodie saßen in der Business Class, diesmal auf der linken Seite und zwischen einer ganz anderen Klientel als beim Flug von New York nach St. Louis. Auf den meisten Plätzen saßen texanische Geschäftsleute, die zu Kammgarnanzügen in Blau- und Grautönen Stiefel aus Alligatorleder und breitkrempige Stetsons trugen. Sie waren größer, robuster und lauter als ihre Kollegen von der Ostküste und hielten die Stewardessen mehr auf Trab. Jodie trug ein ärmelloses, rostbraunes Kleid, und die Männer starrten sie heimlich bewundernd an und wichen Reachers Blick aus. Er hatte die verknitterte Khakihose und seine zehn Jahre alten englischen

Stiefel an und sah, dass sie versuchten, ihn einzuordnen. Vielleicht hielten sie ihn für einen Cowboy, der das große Los gezogen hatte. Er ignorierte sie, trank Kaffee und überlegte, wie er nach Fort Wolters hineingelangen und DeWitt zum Reden bringen konnte.

Ein Militärpolizist, der versucht, einen Zweisternegeneral zum Reden zu bringen, gleicht einem Mann, der ein Geldstück wirft. Bei Kopf bekommt man einen Mann, der den Wert von Kooperation kennt. Unter Umständen hat's in irgendeiner seiner Einheiten mal Schwierigkeiten gegeben, und vielleicht haben die MPs sie umsichtig und effizient aus der Welt geschafft. Dann ist er von ihrer Nützlichkeit überzeugt und ihr Freund. Aber bei Zahl bekommt man einen Kerl, der unter Umständen für seine Schwierigkeiten selbst verantwortlich ist. Vielleicht hat er seine Einheit mehr schlecht als recht geführt, und vielleicht haben die MPs ihm das offen gesagt. Dann hat man von ihm nichts als

Ärger zu erwarten.

Die Maschine rollte zum Flugsteig. Die Geschäftsleute ließen Jodie durch den Gang vorausgehen. Entweder altmodische texanische Höflichkeit oder Voyeurismus. Er folgte Jodie ins Terminal. Als er neben sie trat und seinen Arm um ihre Schultern legte, wusste er, dass ein Dutzend Blicke auf seinen Rücken gerichtet waren.

»Du beanspruchst wieder, was dir gehört?«, fragte sie.

»Hast du sie auch bemerkt?«, lautete seine Gegenfrage.

Jodie schlang den Arm um seine Taille und zog ihn beim Weitergehen enger an sich.

»Sie waren kaum zu übersehen. Es wäre bestimmt leicht gewesen, sich für heute Abend mit einem von ihnen zu verabreden.«

»Du hättest sie mit einem Stock abwehren müssen.«

»Das liegt an dem Kleid. Ich hätte vielleicht eine Hose anziehen sollen, aber ich dachte, hier unten seien die Leute eher konventionell.«

»Du könntest eine sowjetische Panzerkombi tragen - grau-grün und dick wattiert -, und sie würden dir trotzdem nachstarren.«

Jodie kicherte. »Ich weiß, wie sowjetische Panzerfahrer aussehen. Dad hat mir Fotos gezeigt. Hundert Kilo, Tätowierungen, Pfeife im Mund - und das waren die Frauen.«

In dem vollklimatisierten Terminal war es fast zu kühl, aber als sie auf dem Weg zum Taxistand das Gebäude verließen, stieg die Temperatur schlagartig um mehr als fünfzehn Grad an. An diesem schwülwarmen Junitag in Texas herrschten kurz nach zehn Uhr morgens schon über fünfunddreißig Grad Hitze.

»Wow!«, sagte Jodie. »Vielleicht war das mit dem Kleid doch keine so schlechte Idee.«

Sie standen im Schatten einer Überführung, aber außerhalb dieses Bereichs war das Sonnenlicht schmerzhaft grell. Der Beton flirrte. Jodie zog eine Sonnenbrille aus ihrer Reisetasche und setzte sie auf. Der erste Wagen am Taxistand war ein neuer Caprice mit voll aufgedrehter Klimaanlage und am Rückspiegel baumelnden religiösen Artefakten. Die Fahrt dauerte vierzig Minuten.

Fort Wolters war ein großer Militärstützpunkt, mitten im Nichts gelegen, mit niedrigen, eleganten Gebäuden und gärtnerisch gestalteten Parkanlagen - sauber und ordentlich, wie es nur die Army konnte. Der lange, hohe Maschendrahtzaun, der das Gelände umgab, war straff und gerade, und an seinem Fuß wucherte nirgends Unkraut. Der innere Randstein der Straße war weiß gestrichen. Jenseits des Zauns führten graue Betonstraßen zu den

einzelnen Gebäuden. Ihre glänzend geputzten Fenster blitzten in der Sonne. Als das Taxi um eine Kurve bog, wurde eine Fläche von der Größe eines Stadiums sichtbar, auf der in ordentlichen Reihen Hubschrauber standen. Zwischen ihnen bewegten sich kleine Gruppen von Flugschülern.

Das Haupttor war von der Straße zurückversetzt und wurde auf beiden Seiten von hohen weißen Fahnenmasten flankiert. Die Flaggen hingen schlaff herab. Ära Tor stand ein niedriges quadratisches Wachgebäude, vor dem eine rotweiß gestreifte Schranke die Einfahrt versperrte. Das kleine Gebäude war oberhalb des Sockels verglast, sodass Reacher die Militärpolizisten sehen konnte, die das herankommende Taxi beobachteten. Zu ihrer Montur gehörte auch der vorschriftsmäßige weiße Helm. Reacher lächelte zufrieden. Hier würde es keine Schwierigkeiten geben.

Das Taxi setzte sie an der Wendeschleife vor dem Tor ab und fuhr davon. Sie traten aus dem

Sonnenglast in den Schatten unter dem vorspringenden Dach des Wachgebäudes. Ein Sergeant der Militärpolizei öffnete ein Schiebefenster und sah sie fragend an, Reacher fühlte den Schwall kalter Luft, der ihm entgegenschlug.

»Wir möchten General DeWitt sprechen«, sagte er. »Glauben Sie, dass das möglich ist, Sergeant?«

Der Uniformierte musterte ihn prüfend. »Hängt davon ab, wer Sie sind, schätze ich.«

Reacher erklärte ihm, wer er jetzt war und was er früher gewesen war, stellte ihm Jodie vor und erzählte ihm von ihrem Vater. Kurz darauf befanden sie sich in dem angenehm kühlen Wachgebäude. Der MP-Sergeant telefonierte mit dem Adjutanten des Kommandeurs im Stabsgebäude.

»Okay, Sie sind gebucht«, sagte er. »Der General hat in einer halben Stunde Zeit für Sie.«

Reacher lächelte. DeWitt hatte bestimmt schon jetzt Zeit, aber er brauchte diese halbe Stunde, um nachprüfen zu lassen, ob diese unbekannten Besucher wirklich die Leute waren, die sie zu sein behaupteten.

»Was für ein Mensch ist der General, Sergeant?«, fragte er.

»Wir würden ihn als MEV einstufen, Sir«, sagte der Mann und grinste.

Reacher grinste ebenfalls. Hier im Wachgebäude fühlte er sich wohl. Fast wie zu Hause. MEV war der MP-Code für »manchmal ein Vollidiot« - eine halbwegs wohlwollende Beurteilung eines Generals durch einen Sergeant. Diese Einstufung bedeutete, dass DeWitt vermutlich kooperationsbereit sein würde, wenn sie es richtig anfangen. Oder auch nicht. Darüber konnte Reacher sich den Kopf zerbrechen, während sie warteten.

Nach genau einer halben Stunde fuhr ein



schlichter olivgrüner Chevy vor, und der Sergeant nickte zu dem Wagen hinaus. Der Fahrer war ein junger Gefreiter, der offenbar beschlossen hatte, nicht zu reden. Er wartete einfach, bis sie eingestiegen waren, wendete dann und fuhr langsam auf der Straße zwischen den Gebäuden zurück. Reacher sah vertraute Bilder vorbeiziehen. Er kannte Wolters nicht, aber der Stützpunkt war ihm nicht fremd, weil er wie Dutzende anderer Einrichtungen, in denen er Dienst getan hatte, aussah. Die gleichen Leute, die gleichen Straßen, die gleiche Anordnung der Gebäude, als wären sie alle nach demselben Plan erbaut. Das Stabsgebäude war ein langer einstöckiger Klinkerbau an der Längsseite des Exerzierplatzes. Äußerlich glich es genau dem des Stützpunkts in Berlin, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Nur das Wetter war hier anders.

Der Chevy hielt neben der ins Stabsgebäude hinaufführenden breiten Treppe. Der Fahrer ließ den Motor laufen und starrte schweigend nach vorn

durch die Windschutzscheibe. Reacher und Jodie stiegen aus.

»Danke fürs Mitnehmen, Soldat«, sagte Reacher.

Der junge Mann saß einfach da und starrte weiter schweigend geradeaus. Reacher und Jodie gingen die Treppe hinauf und durch die Tür. In der klimatisierten Eingangshalle war ein Gefreiter der Militärpolizei mit weißem Helm und weißen Gamaschen postiert. Er hielt ein blitzblank geputztes M-16 schräg vor seiner Brust. Sein Blick war auf Jodies Beine gerichtet.

»Reacher und Garber zum Termin bei General DeWitt«, meldete Reacher.

Der Gefreite riss das Gewehr hoch und hielt es senkrecht, als öffne er damit symbolisch eine Schranke. Reacher nickte dankend und ging an ihm vorbei zur Treppe. Wie jedes andere Stabsgebäude war dieser Bau nach Vorgaben errichtet, die sich zwischen Luxus und Funktionalität bewegten. Es

war vorbildlich sauber und aus bestem Material erbaut, aber die Ausstattung war militärisch nüchtern. Oben an der Treppe stand ein Schreibtisch, an dem ein rundlicher MP-Sergeant hinter Aktenbergen saß. Dahinter befand sich eine Eichentür mit einer ziemlich großen Plexiglastafel, auf der DeWitts Name, sein Dienstgrad und seine Auszeichnungen angegeben waren.

»Reacher und Garber zum Termin beim General«, wiederholte Reacher.

Der Sergeant nickte und griff zum Telefonhörer. Er drückte auf einen Knopf.

»Ihre Besucher, Sir«, sagte er.

Dann stand er auf, öffnete die Tür, trat zur Seite, um die Besucher eintreten zu lassen, und schloss sie wieder. Das Dienstzimmer hatte die Größe eines Tennisplatzes. Es war mit Eichenholz getäfelt und mit einem riesigen, teilweise schon abgetretenen Orientteppich ausgelegt. Hinter dem

großen Schreibtisch saß DeWitt in einem Ledersessel. Er war Anfang bis Mitte fünfzig, hager und drahtig, mit schütter werdendem grauen Haar, das er sehr kurz trug. Seine grauen Augen beobachteten ihr Näherkommen mit einem Ausdruck, den Reacher als eine Mischung aus Neugier und Gereiztheit deutete.

»Nehmen Sie Platz«, sagte er. »Bitte.«

Die beiden setzten sich in die Besuchersessel vor dem Schreibtisch. An den Wänden des Dienstzimmers hingen dicht an dicht Erinnerungsstücke: Andenken an Bataillone und Divisionen, bei Manövern errungene Preise, Fahnenbänder und vergilbende alte Schwarzweißfotos. Dazwischen Aufnahmen und Schnittzeichnungen von einem Dutzend Hubschraubertypen. Aber keine Fotos, die nur DeWitt zeigten. Nicht einmal Familienbilder auf dem Schreibtisch.

»Nun, was kann ich für Sie tun?«, fragte er.

DeWitt sprach in dem kaum von Dialekt geprägten Tonfall, den man sich angewöhnt, wenn man Soldaten aus allen Teilen der USA befiehlt. Ursprünglich schien er aus dem Mittleren Westen zu stammen. Vielleicht aus der Nähe von Chicago, dachte Reacher.

»Ich war Major der Militärpolizei«, sagte er und wartete.

»Ja, ich weiß. Das haben wir überprüft.«

Eine neutrale Antwort. Schwer einzuordnen. Nicht feindselig, aber auch nicht entgegenkommend.

»Mein Vater war General Garber«, sagte Jodie.

DeWitt nickte, ohne sich dazu zu äußern.

»Wir sind privat hier«, fügte Reacher hinzu.

Eine kurze Pause.

»Tatsächlich als Zivilisten«, sagte DeWitt langsam.

Reacher nickte. Null zu eins.

»Es geht um einen Piloten namens Victor Hobie. Sie waren in Vietnam mit ihm zusammen.«

DeWitts Gesichtsausdruck war gleichmütig. Er hob die Augenbrauen.

»Tatsächlich? Ich kann mich nicht an ihn erinnern.«

Null zu zwei. Unkooperativ.

»Wir versuchen festzustellen, was aus ihm geworden ist.«

Erneut eine kurze Pause. Dann nickte DeWitt langsam, amüsiert.

»Warum? War er Ihr lange verschollener Onkel? Oder Ihr heimlicher Vater? Hat er vielleicht eine kurze Affäre mit Ihrer Mutter gehabt? Oder haben Sie sein früheres Elternhaus gekauft und hinter der Wandtäfelung sein verloren geglaubtes Jugendtagebuch entdeckt?«

Null zu drei. Aggressiv unkooperativ. In DeWitts Dienstzimmer herrschte Stille. Irgendwo in der Ferne war das Knattern von Rotorblättern zu hören. Jodie beugte sich in ihrem Sessel nach vorn. Ihre Stimme klang ruhig und leise.

»Wir sind wegen seiner Eltern hier, Sir. Sie haben ihren Jungen vor dreißig Jahren verloren und nie erfahren, was aus ihm geworden ist. Sie trauern noch immer, General.«

DeWitt sah sie an und schüttelte den Kopf.

»Ich kann mich nicht an ihn erinnern. Tut mir wirklich Leid.«

»Er ist mit Ihnen hier in Wolters ausgebildet worden«, erklärte Reacher. »Sie sind gemeinsam nach Rucker gekommen und haben die Überfahrt nach Qui Nhon auf demselben Schiff gemacht. Sie waren nahezu zwei volle Dienstzeiten mit ihm zusammen, haben von Pleiku aus Slicks geflogen.«

»War Ihr Vater beim Militär?«, fragte DeWitt.

Reacher nickte. »Marinekorps. Dreißig Jahre, semper fidelis.«

»Meiner war bei der Eighth Air Force«, sagte DeWitt. »Er hat im Zweiten Weltkrieg Bomber von East Anglia in England bis nach Berlin und zurück geflogen. Wissen Sie, was er mir geraten hat, als ich Hubschrauberpilot werden wollte?«

Reacher wartete.

»Er hat mir einen guten Rat gegeben«, fuhr DeWitt fort. »»Freunde dich nie mit Piloten an«, hat er gesagt. »Sie fallen alle, und das macht dich nur



unglücklich««

Reacher nickte erneut. »Sie können sich wirklich nicht an ihn erinnern?«

DeWitt zuckte nur mit den Schultern.

»Nicht mal um seiner Eltern willen?«, fragte Jodie. »Irgendwie ist es ungerecht, dass sie nie erfahren sollen, was mit ihrem Jungen geschehen ist, nicht?«

Das ferne Knattern der Rotorblätter verstummte. DeWitt sah zu Jodie hinüber. Dann breitete er seine Hände aus und seufzte tief.

»Nun, vielleicht kann ich mich doch an einiges erinnern«, lenkte er ein. »Vor allem aus unserer ersten Zeit. Als später einer nach dem anderen gefallen ist, habe ich den Rat meines Vaters beherzigt. Mich sozusagen abgeschottet, wissen Sie?«

»Wie war er also?«, fragte Jodie.

»Wie er war?«, wiederholte DeWitt. »Anders als ich, das steht fest. Auch anders als die übrigen Kameraden. Ein wandelnder Widerspruch. Vic war ein Freiwilliger, wissen Sie das? Auch ich war freiwillig dabei - und viele der anderen Jungs ebenfalls. Aber Vic war nicht wie die anderen. Damals hat's eine tiefe Kluft zwischen den Freiwilligen und den Wehrpflichtigen gegeben. Die Freiwilligen waren mit Begeisterung dabei, weil sie von der Sache überzeugt waren. Nur Vic nicht. Er hatte sich zwar freiwillig gemeldet, war aber ungefähr so mucksmäuschenstill wie der misshandeltste Wehrpflichtige. Aber er konnte fliegen, als sei er mit einem Rotorblatt im Hintern auf die Welt gekommen.«

»Er war also gut?«, hakte Jodie nach.

»Besser als gut«, antwortete DeWitt. »In der ersten Zeit fast so gut wie ich, was einiges heißen

will, weil ich ganz entschieden mit einem Rotorblatt im Hintern auf die Welt gekommen bin. Und Vic war clever, wenn's um Buchwissen ging. Daran erinnere ich mich noch. Im Hörsaal war er allen weit überlegen.«

»Hat er deswegen Schwierigkeiten bekommen?«, fragte Reacher. »Weil er sich mit seinem Wissen Gefälligkeiten erkauft hat?«

DeWitts Blick wandte sich von Jodie ab und Reacher zu.

»Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht. Sie kennen seine Akte.«

»Wir kommen gerade aus dem NPRC«, sagte Reacher.

De Witt nickte. »Hoffentlich haben Sie nicht auch meine Akte studiert.«

»Der Offizier vom Dienst hat sie uns nicht

gegeben«, erklärte Reacher.

»Wir hatten nicht vor, in Dingen herumzustochern, die uns nichts angehen«, warf Jodie ein.

DeWitt nickte wieder.

»Vic hat Nachhilfeunterricht gegen Gefälligkeiten erteilt«, sagte er. »Aber das war angeblich fragwürdig. Soviel ich mich erinnere, ist darüber eine kleine Kontroverse entstanden. Man sollte es tun, weil man froh war, Kameraden helfen zu können. Zum Besten der ganzen Einheit, richtig? Sie erinnern sich an diesen Scheiß?«

Er machte eine Pause und sah amüsiert zu Reacher hinüber, der nickte. Jodies Anwesenheit nutzte ihm. Ihr Charme brachte DeWitt allmählich zum Reden.

»Aber Vic hat das nicht beeindruckt«, sagte DeWitt. »Für ihn war das nur eine weitere Gleichung. Wie soundsoviel Kilogramm Auftrieb

meinen Hubschrauber abheben lassen, genügen soundso viele Minuten Nachhilfe, damit meine Stiefel geputzt werden. Deshalb hat er als kalt gegolten.«

»War er kalt?«, fragte Jodie.

DeWitt nickte. »Emotionslos, der kälteste Mensch, dem ich je begegnet bin. Das hat mich immer verblüfft. Anfangs dachte ich, das käme von seiner Herkunft aus einem kleinen Nest, in dem nichts los war. Aber später habe ich festgestellt, dass er tatsächlich nichts empfand. Gar nichts. Das war unheimlich. Aber es hat ihn zu einem verdammt guten Flieger gemacht.«

»Weil er keine Angst hatte?«, fragte Reacher.

»Genau«, antwortete DeWitt. »Das war nicht Mut, denn mutig ist ein Mensch, der Angst empfindet und sie besiegt. Vic hat sie nie empfunden. Deshalb war er im Einsatz besser als ich. Ich war in Rucker Lehrgangsbester, das kann

ich mit einer Plakette beweisen, aber im Einsatz war Vic dann besser als ich, ganz ohne Zweifel.«

»In welcher Beziehung?«

DeWitt zuckte mit den Schultern, als lasse sich das nicht recht erklären. »Wir haben uns alles selbst erarbeiten müssen, haben laufend dazugelernt. Tatsache ist, dass unsere Ausbildung beschissen war. Man hat uns praktisch nur ein kleines rundes Ding gezeigt, uns erklärt, ›dies ist ein Baseballs‹ und uns dann auf den Platz geschickt. Das versuche ich abzustellen, seit ich hier Kommandeur bin. Meine Jungs sollen nie so ahnungslos ins Feld geschickt werden wie wir damals.«

»Hobie war gut, wenn es darum ging, aus der Praxis zu lernen?«, wollte Reacher wissen.

»Besser als jeder andere«, erwiderte DeWitt. »Wissen Sie etwas über Hubschraubereinsätze im Dschungel?«

Reacher schüttelte den Kopf. »So gut wie nichts.«

»Das erste große Problem ist meistens die LZ«, sagte DeWitt. »LZ, Landungszone, okay? Eine verzweifelte Gruppe erschöpfter Infanteristen gerät in feindliches Feuer; die Männer müssen rausgeholt werden, sie fordern über Funk Hilfe an, und unser Dispatcher erklärt ihnen: ›Klar, legt eine Landungszone für uns an, dann kommen wir gleich vorbei und holen euch raus.‹ Also benutzen sie Sprengladungen und Sägen und was sie sonst haben, um im Dschungel eine improvisierte LZ anzulegen. Nun braucht eine Huey mit laufendem Rotor ein Rechteck von wenigstens fünfzehn mal achtzehn Metern, um darauf landen zu können. Aber die Infanteristen sind müde und haben es verdammt eilig, und Charlie belegt sie mit Granatwerferfeuer, und im Allgemeinen machen sie die LZ zu klein. Daher können wir sie nicht rausholen. Das ist uns zwei- oder dreimal passiert, und wir sind deswegen alle sauer. Und dann sehe

ich eines Abends, wie Vic die Vorderkanten der Rotorblätter seiner Huey begutachtet. ›Was interessiert dich so daran?‹, frage ich ihn. ›Die sind aus Metalls‹ sagt er. Aus was denn sonst?, denke ich. Aus Bambus? Aber er starrt sie weiter nachdenklich an. Am nächsten Tag sollen wir wieder in einer improvisierten LZ landen, und das verdammte Ding ist natürlich zu klein - auf allen Seiten fehlt mindestens ein halber Meter. Also komme ich dort nicht rein. Aber Vic geht trotzdem runter. Er dreht seine Huey fortwährend um die eigene Achse und schneidet sich seinen Weg mit dem Rotor frei. Wie ein riesiger fliegender Rasenmäher. Ein unglaublicher Anblick! Laub und Äste fliegen nach allen Seiten. Er nimmt sieben oder acht Männer an Bord, dann landen auch wir und holen die restlichen Leute raus. Sein Verfahren wurde später allgemein eingeführt, und er war sein Erfinder, weil er klar und logisch dachte und keine Angst davor hatte, es selbst zu erproben. Im Lauf der Jahre hat diese Methode Hunderten von Männern das Leben gerettet. Bestimmt Hunderten,



vielleicht sogar Tausenden.«

»Eindrucksvoll«, bemerkte Reacher.

»Verdammt eindrucksvoll«, bestätigte DeWitt. »Unser zweites großes Problem war immer die Zuladung. Stellen Sie sich vor, Sie stehen mit Ihrer Huey auf einer freien Fläche, auf einem Feld. Von allen Seiten stürmen Infanteristen heran, bis die Maschine so überladen ist, dass sie nicht mehr abheben kann. Also müssen die Bordschützen einige Männer mit Gewalt abwehren und auf dem Feld zurücklassen, wo sie vielleicht sterben werden. Kein schönes Gefühl. Deshalb lässt Vic sie eines Tages alle an Bord und kommt mit dieser Zuladung tatsächlich nicht mehr hoch. Also drückt er seinen Knüppel nach vorn und holpert und rutscht übers Feld, bis er so viel Fahrt aufgenommen hat, dass er durch die Kombination aus Vortrieb und Auftrieb freikommt. Dann ist er plötzlich in der Luft und dreht ab. Der Start mit Anlauf. Auch der wurde allgemein üblich, und Vic

hatte ihn erfunden. Manchmal ist er so über Hügel oder sogar Steilhänge gerutscht, als würde er im nächsten Augenblick zerschellen, und doch noch in die Luft gekommen. Wie ich schon gesagt habe, mussten wir alles Mögliche ausprobieren und viel improvisieren, und tatsächlich sind eine Menge guter Dinge von Victor Hobie erfunden worden.«

»Sie haben ihn bewundert«, sagte Jodie.

DeWitt nickte. »Ja, das habe ich. Ich gebe es offen zu.«

»Aber Sie waren nicht eng mit ihm befreundet.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen ja erzählt, dass mein Dad mich davor gewarnt hat, mich mit anderen Piloten anzufreunden. Und ich bin froh, dass ich's nicht getan habe. Zu viele von ihnen sind gefallen.«

»Wie hat er seine Zeit verbracht?«, fragte Reacher. »Aus seiner Akte geht hervor, dass er

häufig nicht fliegen konnte.«

»Das Wetter war beschissen. Echt beschissen. Das kann man sich hier gar nicht vorstellen. Deshalb plädiere ich schon lange dafür, diese Schule zu verlegen - vielleicht in den Bundesstaat Washington, wo es viel Nebel gibt. Es hat keinen Zweck, Piloten in Texas und Alabama auszubilden, um sie später in Gebieten mit schlechtem Wetter einzusetzen.«

»Wie haben Sie die Zeit verbracht, in der Sie nicht fliegen konnten?«

»Ich? Mit allem Möglichen. Manchmal habe ich Feten organisiert oder mich gründlich ausgeschlafen. Manchmal bin ich mit einem Lastwagen losgefahren, um Zeug zu organisieren, das wir brauchten.«

»Und Vic?«, fragte Jodie. »Was hat er gemacht?«

DeWitt zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.

Er war immer beschäftigt, hat immer irgendwas getan, aber ich weiß nicht, was. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, wollte ich mich nicht mit den anderen Piloten anfreunden.«

»War Hobie in seiner zweiten Dienstzeit anders?«, fragte Reacher.

DeWitt lächelte schwach. »Beim zweiten Mal war jeder anders.«

»In welcher Beziehung?«, wollte Jodie wissen.

»Man war zorniger«, sagte DeWitt. »Selbst wenn man sich sofort für eine weitere Dienstzeit verpflichtete, konnte es neun Monate, manchmal sogar ein ganzes Jahr dauern, bis man wieder nach Vietnam kam. Dort hat man entsetzt festgestellt, was in dieser Zeit alles den Bach runtergegangen war. Man hatte das Gefühl, alles sei vernachlässigt worden. Gebäude, an denen man mitgebaut hatte, drohten einzustürzen, Schutzgräben, die man ausgehoben hatte, standen halb voll Wasser, die

Stümpfe von Bäumen, die man gefällt hatte, um die Abstellflächen für Hubschrauber zu vergrößern, trieben bereits wieder aus. Man hatte das Gefühl, das eigene kleine Reich sei von einer Horde faulenzender Idioten ruiniert worden. Das machte einen wütend und deprimiert. Und im Allgemeinen war dieser Eindruck auch zutreffend. Mit unserem ganzen Engagement in Vietnam ging es ständig weiter bergab, bis es außer Kontrolle geriet. Die Qualität unserer dort eingesetzten Soldaten verschlechterte sich zusehends.«

»Sie vermuten also, Hobie sei desillusioniert gewesen?«, fragte Reacher.

DeWitt zuckte mit den Schultern. »Daran erinnere ich mich nach so langer Zeit wirklich nicht mehr. Vielleicht ist er besser damit zurechtgekommen. Er war sehr pflichtbewusst.«

»Worum ist's bei seinem letzten Einsatz gegangen?«

Die grauen Augen wurden plötzlich ausdruckslos.

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Er ist abgeschossen worden«, sagte Reacher.  
»Sie haben es beobachtet. Aber Sie können sich nicht erinnern, welchen Zweck dieser Einsatz hatte?«

»Wir haben in Vietnam achttausend Hubschrauber verloren«, erklärte DeWitt. »Achttausend, Mr. Reacher, vom ersten bis zum letzten Tag. Mir kommt's manchmal so vor, als hätte ich die meisten Abschüsse persönlich miterlebt. Wie sollte ich mich da speziell an diesen einen erinnern können?«

»Worum ist's dabei gegangen?«, hakte Reacher nach.

»Weshalb wollen Sie das wissen?«, lautete DeWitts Gegenfrage.

»Es würde mir helfen.«

»In welcher Beziehung?«

Reacher zuckte mit den Schultern. »Im Umgang mit seinen Eltern, denke ich. Ich möchte ihnen berichten können, dass er bei etwas Nützlichem gefallen ist.«

DeWitt lächelte. Ein bitteres, spöttisches Lächeln. »Nein, mein Freund, das können Sie ganz bestimmt nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil keiner unserer Einsätze nützlich war. Sie waren alle nur eine Vergeudung von Zeit und Menschenleben. Wir haben diesen Krieg verloren« stimmt's?«

»War es ein geheimer Einsatz?«

Daraufhin entstand eine Pause.

»Warum sollte er geheim gewesen sein?«, fragte

DeWitt in neutralem Tonfall.

»Er hat nur drei Männer an Bord genommen. Das lässt auf einen Spezialeinsatz schließen, finde ich. Dieses Mal hat er nicht mit Anlauf starten müssen.«

»Das weiß ich nicht mehr«, sagte DeWitt wieder.

Reacher sah ihn wortlos an. DeWitt hielt seinem Blick stand.

»Wie sollte ich mich daran erinnern? Ich höre zum ersten Mal seit dreißig Jahren wieder von einem bestimmten Ereignis und soll mich gleich an alle verdamnten Einzelheiten entsinnen.«

»Dies ist nicht das erste Mal seit dreißig Jahren. Sie sind vor ein paar Monaten schon einmal danach gefragt worden. Im April dieses Jahres.«

DeWitt äußerte sich nicht dazu.



»General Garber hat sich beim NPRC telefonisch nach Hobie erkundigt«, bemerkte Reacher. »Es ist kaum vorstellbar, dass er Sie anschließend nicht angerufen hat. Wollen Sie uns nicht verraten, was Sie ihm gesagt haben?«

DeWitt lächelte. »Ich habe ihm gesagt, dass ich's nicht mehr weiß.«

Wieder eine Pause. Ein fernes Knattern von Rotorblättern, das näher zu kommen schien.

»Sie wollen es uns auch nicht um seiner Eltern willen erzählen?«, fragte Jodie leise. »Die alten Leute trauern noch immer um ihn. Sie sollten erfahren, was aus ihrem Sohn geworden ist.«

DeWitt stand langsam auf und trat ans Fenster. Er kniff die Augen zusammen und sah nach links, wo der Hubschrauber, den sie hörten, zur Landung ansetzte.

»Diese Informationen sind geheim«, sagte er. »Ich

darf mich nicht dazu äußern, und ich werd's auch nicht tun. Garber hat mich danach gefragt und die gleiche Antwort erhalten. Aber ich habe ihm den Tipp gegeben, sich in der Heimat umzusehen, und Ihnen rate ich das Gleiche, Mr. Reacher. Sehen Sie sich in der Heimat um.«

»In der Heimat?«

DeWitt wandte sich vom Fenster ab. »Haben Sie Kaplans Akte eingesehen?«

»Die seines Kopiloten?«

DeWitt nickte. »Haben Sie den Bericht über Kaplans vorletzten Einsatz gelesen?«

Reacher schüttelte den Kopf.

»Das hätten Sie tun sollen«, sagte DeWitt. »Schlampige Arbeit für einen ehemaligen Major der Militärpolizei. Aber erzählen Sie niemandem, dass ich Ihnen das geraten habe - ich würde es

abstreiten, und die Leute würden nicht Ihnen, sondern mir glauben.«

Reacher sah weg. DeWitt kehrte an seinen Schreibtisch zurück und nahm wieder Platz.

»Lebt Victor Hobie möglicherweise noch?«, fragte Jodie.

Die Triebwerke des gelandeten Hubschraubers wurden abgestellt. Danach herrschte völlige Stille.

»Kein Kommentar«, sagte DeWitt.

»Ist Ihnen diese Frage schon einmal gestellt worden?«, hakte Jodie nach.

»Kein Kommentar«, sagte DeWitt wieder.

»Sie haben den Absturz gesehen. Könnte jemand ihn überlebt haben?«

»Ich habe eine Explosion im Dschungel

beobachtet, sonst nichts. Die Huey war noch mehr als halb voll betankt. Daraus müssen Sie Ihre eigenen Schlüsse ziehen, Ms. Garber.«

»Hat er überlebt?«

»Kein Kommentar.«

»Weshalb ist Kaplan offiziell tot, aber Hobie nicht?«

»Kein Kommentar.«

Sie nickte. Dachte kurz nach und wechselte ihre Taktik wie eine Anwältin, die sich von einem widerspenstigen Zeugen ausmanövriert sieht. »Gut, dann eine theoretische Erwägung. Nehmen wir einmal an, ein junger Mann mit Victor Hobies Persönlichkeit, Charakter und Werdegang hätte einen derartigen Absturz überlebt, ja? Ist es denkbar, dass ein solcher Mann sich danach niemals mehr bei seinen Eltern gemeldet hätte?«

DeWitt stand erneut auf. Er fühlte sich sichtlich unbehaglich.

»Das weiß ich nicht, Ms. Garber. Ich bin kein Psychiater. Und wie ich Ihnen schon sagte, habe ich mich davor gehütet, ihn allzu gut kennen zu lernen. Er war diensteifrig und pflichtbewusst, aber kalt. Insgesamt kommt mir die von Ihnen geschilderte Reaktion sehr unwahrscheinlich vor. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass Vietnam die Menschen verändert hat. Zum Beispiel mich. Ich war früher ein netter Kerl.«

Officer Sark war vierundvierzig, hatte eine Stirnglatze und sah viel älter aus. Sein Körper hatte durch eine entbehrungsreiche Kindheit und unabsichtliche Vernachlässigung im Erwachsenenalter gelitten. Seine Haut war glanzlos und blass. Aber er hatte erkannt, dass es so nicht weitergehen konnte und er was dagegen

unternehmen musste. Und seit er die vom Medizinischen Dienst des NYPD herausgegebenen Diät- und Fitnessratgeber gelesen hatte, aß er kaum noch Fett. Außerdem nahm er kurze Sonnenbäder und ging möglichst viel zu Fuß. Auf der Heimfahrt vom Dienst stieg er eine U-Bahnstation früher aus und marschierte den Rest des Weges so schnell zu Fuß, dass er außer Atem geriet und sein Herz kräftig pochte, wie es die Broschüren empfahlen. Und tagsüber bat er O'Hallinan, ihren Dienstwagen möglichst so zu parken, dass sie das letzte Stück zu Fuß gehen konnten.

O'Hallinan hatte kein Interesse an Fitnesstraining, aber sie war gern bereit, ihrem Kollegen diesen kleinen Gefallen zu tun - vor allem im Sommer, wenn die Sonne schien. Deshalb parkte sie den Wagen im Schatten der Trinity Church. Sie näherten sich dem World Trade Center von Süden her zu Fuß. Das gab ihnen die Möglichkeit, gut einen halben Kilometer in flottem Tempo zu marschieren. So stand ihr Wagen an einem Ort, der

nicht erkennen ließ, zu welcher Adresse sie unterwegs waren.

»Soll ich Sie zum Flughafen zurückbringen lassen?«, fragte DeWitt.

Reacher deutete sein Angebot als Verabschiedung, die mit einer freundlichen Geste kombiniert war, um das hartnäckige Schweigen abzumildern, mit dem der Mann sie enttäuscht hatte. Er nickte. Der olivgrüne Chevy mit Fahrer würde sie viel schneller hinbringen als ein Taxi.

»Das wäre sehr freundlich von Ihnen«, sagte er.

»Ist mir ein Vergnügen«, antwortete DeWitt.

Er nahm den Hörer seines Telefons ab, tippte eine Nummer ein und erteilte einen kurzen Befehl.

»Sie können hier warten«, sagte er. »Dauert noch drei Minuten.«

Jodie erhob sich, strich ihr Kleid glatt, trat ans Fenster und sah hinaus. Reacher stand ebenfalls auf und sah sich die Erinnerungsstücke an der Wand gegenüber dem Fenster an. Eines der gerahmten Fotos war ein Schwarzweißabzug eines weltberühmten Pressefotos. Ein Hubschrauber hob vom Gelände der US-Botschaft ab, während die unter ihm zusammengedrängten Menschen flehend die Arme hochreckten, als wollten sie ihn beschwören zurückzukommen und sie mitzunehmen.

»Waren Sie der Pilot?«, fragte Reacher einer Eingebung folgend.

DeWitt sah zu ihm hinüber und nickte.

»Sie waren 1975 noch immer dort?«

DeWitt nickte erneut. »Fünf Dienstzeiten im



Einsatz, danach als Pilot beim US-Hauptquartier. Aber die Zeit im Einsatz war mir lieber.«

Aus der Ferne war das dumpfe Knattern eines großen Hubschraubers zu hören. Es kam rasch näher. Reacher trat zu Jodie ans Fenster. Eine Twin Huey war gestartet und kam über die Gebäude in Richtung Exerzierplatz geflogen.

»Ihr Taxi«, sagte DeWitt.

»Ein Hubschrauber?«, fragte Jodie.

DeWitt lächelte. »Was hatten Sie erwartet? Fort Wolters ist schließlich eine Helikopterschule. Diese Jungs sind hier, um Hueys fliegen zu lernen. Hier geht's nicht darum, den Lkw- Führerschein zu machen.«

Das Rotorgeräusch wurde zu einem lauten Wup-wup-wup. Dann verwandelte es sich allmählich in ein Wip-wip-wip, als der Hubschrauber näher kam, sodass der Triebwerkslärm das

Rotorgeräusch überlagerte.

»Die Blätter sind jetzt größer.« DeWitt musste schreien, um sich verständlich zu machen. »Verbundwerkstoff. Keine Metallvorderkanten mehr. Ich weiß nicht, was der alte Vic damit angefangen hätte.«

Die Huey setzte zur Landung auf dem Exerzierplatz vor dem Stabsgebäude an. Der Lärm ließ die Fenster erzittern.

»Freut mich, Sie kennen gelernt zu haben«, schrie DeWitt.

Sie schüttelten ihm die Hand und verließen den Raum. Der MP-Sergeant nickte ihnen wegen des Lärms nur wortlos zu, bevor er sich wieder in seinen Papierkram vertiefte. Sie hasteten die Treppe hinunter. Der Kopilot öffnete die Seitentür der Maschine. Sie rannten geduckt die kurze Strecke über den Platz. Jodie, deren Haar wild zerzaust wurde, lachte vor Begeisterung. Der

Kopilot streckte ihr eine Hand hin und zog sie an Bord. Reacher folgte ihr. Während sie sich auf den Sitzen an der Rückwand anschnallten, schloss der Kopilot die Schiebetür und kletterte nach vorn ins Cockpit. Dann kam das vertraute Rütteln, als die Twin Huey abhob. Die Gebäude schienen plötzlich schräg zu stehen. Man sah die Dächer und schließlich das umliegende Land, durch das sich Straßen wie graue Bleistiftstriche zogen. Der Hubschrauberbug senkte sich, und der Triebwerkslärm ließ etwas nach, als die Twin Huey Kurs auf den Flughafen nahm und ihre Marschgeschwindigkeit von hundert Meilen erreichte.

In den Broschüren, die Sark gelesen hatte, hieß diese Fortbewegungsart »Power Walking«, und der Gedanke dabei war, möglichst fünf Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Das erhöhte den Puls, was für die Fitness gut war, ohne Knie- und

Hüftgelenke übermäßig zu beanspruchen, wie es richtiges Jogging tat. Eine Idee, die ihn überzeugte. So hätten sie für die fünfhundert Meter nur etwa fünf Minuten brauchen dürfen, tatsächlich waren es aber knapp acht Minuten, weil er O'Hallinan dabei hatte. Sie war nicht schlecht in Form, wollte sich aber nicht hetzen lassen und sagte immer: Ich bin für Bequemlichkeit, nicht für Geschwindigkeit gebaut. Das Ganze war ein Kompromiss. Er war auf ihre Kooperation angewiesen, deshalb beschwerte er sich nie über ihr Tempo.

»Welches Gebäude?«, fragte er.

»Das Südgebäude, glaube ich«, antwortete O'Hallinan.

Sie gingen zum Haupteingang des Südturms und betraten die Eingangshalle. Hinter einer Theke standen Männer in der Uniform eines Sicherheitsdiensts, aber sie waren so mit einer Gruppe ausländischer Besucher beschäftigt, dass

Sark und O'Hallinan an den Wegweiser durchs Gebäude traten, um sich selbst zu orientieren. Die Geschäftsräume der Firma Cayman Corporate Trust befanden sich im siebenundachtzigsten Stock. Die beiden Polizeibeamten gingen zum Expressaufzug und traten in die Kabine, ohne dass das Sicherheitspersonal auch nur mitbekam, dass sie das Gebäude betreten hatten.

Der Aufzug trug sie rasant nach oben. Dann wurde er langsamer und hielt im siebenundachtzigsten Stockwerk. Die Tür ging auf, und ein gedämpftes Klingelzeichen ertönte. Sark und O'Hallinan traten auf einen nüchternen, schmalen Korridor mit ziemlich niedriger Decke hinaus. Die Firma Cayman Corporate Trust residierte hinter einer modernen Eichentür mit einem kleinen rechteckigen Fenster und einer Messingklinke. Sark zog die Tür auf und ließ O'Hallinan den Vortritt.

Sie betraten den Empfangsbereich mit einer halb

hohen Theke aus Eiche mit Messingbeschlägen, hinter der ein stämmiger Mann saß. Sark blieb mitten im Raum stehen; sein schwerer Gürtel betonte die Breite seiner Hüften und ließ ihn groß und beeindruckend wirken. O'Hallinan trat an die Theke und überlegte, was sie sagen sollte. Um die größtmögliche Wirkung zu erzielen, versuchte sie es mit der Art Frontalangriff, auf die manche Kriminalbeamten schworen.

»Wir sind wegen Sheryl hier«, sagte sie.

»Ich muss nach New York zurück, denke ich«, sagte Jodie.

»Nein, du kommst mit mir nach Hawaii.«

Sie waren wieder in dem eiskalten Terminalgebäude auf dem Dallas-Fort-Worth-Flughafen. Der Kopilot hatte sie auf dem Hubschrauberlandeplatz abgesetzt, mit einem

olivgrün lackierten Golfwagen übers Vorfeld gefahren und ihnen eine Tür gezeigt, hinter der eine kurze Stahltreppe in den Terminal hinaufführte.

»Hawaii? Reacher, ich kann unmöglich nach Hawaii mitkommen! Ich muss nach New York zurück.«

»Ich kann dich dort nicht allein lassen. Es ist zu gefährlich. Und ich muss unbedingt nach Hawaii. Folglich bleibt dir nichts anderes übrig, als mich zu begleiten, so einfach ist das.«

»Reacher, ich kann nicht mitkommen«, wiederholte Jodie. »Ich habe morgen einen Termin. Das weißt du so gut wie ich. Du hast den Anruf selbst entgegengenommen, erinnerst du dich?«

»Dein Pech, Jodie. Ich lasse dich nicht allein nach New York zurück.«

Als sie an diesem Morgen in St. Louis ihre Flitterwochensuite verlassen hatten, war eine

Veränderung in ihm vorgegangen. Sein Stammhirn hatte sich gemeldet: Die Flitterwochen sind vorüber, Kumpel! Dein Leben hat sich verändert, und die eigentlichen Probleme fangen erst an. Er hatte diese Stimme ignoriert. Aber er war sich bewusst, dass er erstmals etwas besaß, das ihm genommen werden konnte. Er hatte jemanden, um den er sich Sorgen machen musste. Das war ein Vergnügen, aber auch eine Belastung.

»Ich muss nach New York zurück, Reacher«, beharrte Jodie. »Ich kann sie nicht einfach im Stich lassen.«

»Ruf sie an, sag ihnen, dass du nicht kommen kannst. Erzähl ihnen, dass du krank bist oder sonst was.«

»Ausgeschlossen! Mein Sekretär weiß, dass ich nicht krank bin. Und ich muss an meine Karriere denken. Diese Sache ist mir wichtig.«

»Du fliegst nicht ohne mich zurück«, sagte er



bestimmt.

»Weshalb musst du überhaupt nach Hawaii?«

»Weil dort die Antwort liegt«, antwortete er.

Er trat an einen Ticketschalter, nahm einen Flugplan aus einem kleinen Chromgestell und schlug A wie Abflüge von Dallas-Fort Worth auf, ließ den Zeigefinger über die Ziele gleiten, bis er bei Honolulu angekommen war. Dann blätterte er weiter, bis er die Abflüge von Honolulu gefunden hatte, und stellte fest, welche Flüge es nach New York gab. Nachdem er die Zeiten erneut kontrolliert hatte, lächelte er erleichtert.

»Wir können's schaffen, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Hier, sieh dir das an. Um zwölf Uhr fünfzehn geht von hier aus ein Flug nach Honolulu. Zieht man von der Flugzeit die Zeit ab, die wir durch den Flug nach Westen gewinnen, sind wir um fünfzehn Uhr auf Hawaii. Dort steigen wir um neunzehn Uhr in die Maschine nach New

York, rechnen den Zeitverlust durch den Flug nach Osten dazu und kommen morgen Mittag auf dem JFK an. Dein Sekretär hat von einem Termin am Nachmittag gesprochen, stimmt's? Also kommst du noch rechtzeitig hin.«

»Ich muss mich über die Sachlage informieren«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, worum es geht.«

»Dafür bleiben dir ein paar Stunden Zeit. Die genügen für jemanden mit deiner raschen Auffassungsgabe.«

»Das ist verrückt! Auf diese Weise bleiben uns nur vier Stunden auf Hawaii.«

»Mehr brauchen wir nicht. Ich rufe vorher an, treffe alle nötigen Vorbereitungen.«

»Wir hocken die ganze Nacht im Flugzeug. Und ich komme zu meiner Besprechung, nachdem ich eine schlaflose Nacht in einem blöden Flugzeug verbracht habe.«

»Dann fliegen wir erster Klasse«, sagte er.  
»Rutter zahlt, oder? In der Ersten kann man schlafen. Die Sessel sehen bequem aus.«

Sie zuckte seufzend mit den Schultern.  
»Verrückt.«

»Leih mir dein Handy«, bat er.

Sie gab es ihm. Er wählte die Auskunft und fragte nach der Nummer. Tippte sie ein und hörte es in sechstausend Meilen Entfernung klingeln. Nach dem achten Läuten meldete sich die Stimme, die er hören wollte.

»Hier Jack Reacher«, meldete er sich. »Sind Sie heute den ganzen Tag im Dienst?«

Die Antwort klang zögerlich und verschlafen, weil es in Hawaii noch sehr früh am Morgen war, aber sie beruhigte ihn. Er schaltete das Handy aus und gab es Jodie zurück. Sie seufzte wieder, aber diesmal schon mit einem Lächeln. Sie ging zum

Schalter und benutzte ihre goldene Kreditkarte, um zwei Erste-Klasse-Tickets für einen Flug von Dallas-Fort Worth über Honolulu nach New York zu buchen. Der Angestellte am Schalter schien nicht recht zu wissen, was er von diesen Leuten halten sollte, die für zwanzig Stunden Flug und vier Stunden auf Oahu den Preis eines gebrauchten Sportwagens bezahlten. Er übergab ihnen die Umschläge mit den Tickets, und zwanzig Minuten später machte Reacher es sich in einem breiten Ledersessel bequem, während Jodie fast einen Meter von ihm entfernt am Fenster saß.

Für diese Situation war ein bestimmtes Vorgehen geplant. Es war noch nie praktiziert, aber oft und gründlich geübt worden. Der stämmige Mann hinter der Theke bewegte seine rechte Hand etwas zur Seite und drückte mit Zeige- und Mittelfinger auf zwei Knöpfe. Mit dem ersten Knopf wurde die massive Eichentür zum Korridor verriegelt. Das

geschah durch einen Elektromagneten, der den stählernen Schlossbolzen lautlos und unauffällig in seine Halterung gleiten ließ. War dieser Mechanismus aktiviert, ließ die Tür sich mit dem im Schloss steckenden Schlüssel nicht mehr öffnen, bis sie wieder elektromagnetisch entriegelt wurde. Der zweite Knopf ließ an der Gegensprechanlage auf Hobies Schreibtisch ein rotes Warnlicht aufblinken. Da sein Büro stets abgedunkelt war, konnte dieses Warnsignal unmöglich übersehen werden.

»Wegen wem?«, fragte der Stämmige.

»Sheryl«, wiederholte O'Hallinan.

»Tut mir Leid«, sagte der Mann. »Hier arbeitet keine Sheryl. Wir beschäftigen drei Angestellte - ausschließlich Männer.«

Er drückte mit dem linken Zeigefinger die Sprechaste der Gegensprechanlage, um das Gerät zu aktivieren.

»Ist auf Ihre Firma ein schwarzer Chevy Tahoe zugelassen?«, fragte O'Hallinan.

Er nickte. »Zu unserem Fuhrpark gehört ein schwarzer Tahoe.«

»Und ein Chevy Suburban?«

»Ja, wir haben auch einen Suburban. Handelt es sich um ein Verkehrsdelikt ?«

»Es handelt sich um Sheryl, die im Krankenhaus liegt«, sagte O'Hallinan.

»Um wen?«, fragte der Kerl wieder.

Sark kam näher und stellte sich neben O'Hallinan.  
»Wir müssen mit Ihrem Boss sprechen.«

»Okay«, sagte der Stämmige. »Ich sehe zu, ob sich das arrangieren lässt. Sagen Sie mir bitte Ihre Namen?«

»Officers Sark und O'Hallinan, City of New York Police Department.«

Tony öffnete die Tür des Büros und stand mit fragender Miene auf der Schwelle.

»Was kann ich für Sie tun, Officers?«, rief er.

Bei ihren Proben für den Ernstfall hatten die vor der Theke stehenden Cops sich daraufhin umgedreht und Tony angesehen. Vielleicht sogar ein paar Schritte auf ihn zugemacht. Und genau das passierte jetzt. Sark und O'Hallinan machten kehrt und traten in die Mitte des Empfangsbereichs. Der Stämmige hinter der Theke bückte sich und öffnete eine seitlich angebrachte schmale Tür, nahm eine Schrotflinte aus ihrer Halterung und hielt sie so in beiden Händen, dass sie hinter der Theke nicht zu sehen war.

»Es handelt sich um Sheryl«, wiederholte O'Hallinan.

»Um welche Sheryl?«, fragte Tony

»Um die Sheryl, die mit einem Nasenbeinbruch im Krankenhaus liegt«, sagte Sark. »Und mit gebrochenen Wangenknochen und einer Gehirnerschütterung. Um die Sheryl, die vor der Notaufnahme des St. Vincent's Hospital aus Ihrem Tahoe gestiegen ist.«

»Oh, ich verstehe«, sagte Tony »Ihren Namen haben wir nicht mitbekommen. Wegen Ihrer Verletzungen konnte sie kein Wort reden, wissen Sie.«

»Und wie ist sie in Ihren Wagen gekommen?«, fragte O'Hallinan.

»Wir waren an der Grand Central Station, um einen Kunden abzusetzen. Dort haben wir sie auf dem Gehsteig aufgegriffen: verletzt und leicht verwirrt. Sie war mit dem Zug aus Mount Kisco gekommen und ist in der Umgebung des Bahnhofs herumgeirrt. Wir haben ihr angeboten, sie ins



Krankenhaus zu fahren, und sie dann beim St. Vincent's abgesetzt, weil es auf unserem Rückweg lag.«

»Das Bellevue liegt der Grand Central Station näher«, bemerkte O'Hallinan.

»Dort ist mir zu viel Verkehr«, sagte Tony in neutralem Tonfall. »Das St. Vincent's war praktischer.«

»Und Sie haben sich nicht überlegt, was ihr zugestoßen sein könnte?«, wollte Sark wissen. »Wie sie sich die Verletzungen zugezogen haben könnte?«

»Nun, natürlich haben wir uns das überlegt«, sagte Tony »Wir haben sie danach gefragt, aber sie konnte wegen ihrer Verletzungen nicht sprechen. Deshalb haben wir ihren Namen nicht erfahren.«

O'Hallinan stand unsicher, zögernd da. Sark trat einen Schritt vor.

»Sie haben sie am Gehsteig aufgefunden?«

Tony nickte. »Vor der Grand Central Station.«

»Sie konnte nicht sprechen?«

»Kein Wort.«

»Woher wissen Sie dann, dass sie mit dem Zug aus Mount Kisco gekommen war?«

Der einzige Unsicherheitsfaktor bei ihren Proben war der genaue Zeitpunkt gewesen, in dem sie die Verteidigung aufgeben und zum Angriff übergehen mussten. Das würde eine subjektive Entscheidung sein. Sie vertrauten darauf, dass sie den richtigen Augenblick erkennen würden. Und der war jetzt gekommen. Der Stämmige richtete sich auf, rammte eine Patrone in den Lauf seiner Schrotflinte und zielte über die Theke hinweg auf die beiden Cops.

»Keine Bewegung!«, brüllte er.

In Tonys Hand erschien wie durch einen Zaubertrick eine Neunmillimeterpistole. Sark und O'Hallinan starrten sie an und rissen die Arme hoch. Keine halbherzige, resignierte Bewegung wie im Film, sondern eine so energische, dass sie die Schalldämmplatten direkt über ihren Köpfen berührten. Der Kerl mit der Schrotflinte ramnte Sark die Mündung seiner Waffe in den Rücken, und Tony trat hinter O'Hallinan und tat mit seiner Pistole das Gleiche. Dann kam ein dritter Mann aus dem dunklen Büro und blieb auf der Schwelle stehen.

»Ich bin Hook Hobie«, sagte er.

Sie starrten ihn an. Sagten kein Wort. Ihre Blicke wanderten über sein entstelltes Gesicht und glitten langsam zu seinem leeren Ärmel hinunter.

»Wer von euch ist wer?«, fragte Hobie.

Keine Antwort. Sie starrten auf den Haken. Er hob ihn hoch und ließ den polierten Stahl im Licht

der Deckenbeleuchtung blitzen.

»Wer von euch ist O'Hallinan?«

O'Hallinan nickte wortlos. Hobie wandte sich dem Polizeibeamten zu.

»Also sind Sie Sark.«

Sark nickte ebenfalls. Nur eine knappe, kaum wahrnehmbare Kopfbewegung.

»Schnallt eure Gürtel ab«, sagte Hobie. »Einer nach dem anderen. Und macht schnell.«

Sark befolgte seinen Befehl als Erster. Er nahm die Hände herunter und beeilte sich, seine Gürtelschnalle zu öffnen. Der schwere Gürtel polterte vor seinen Füßen auf den Boden. Dann streckte er die Arme wieder, als versuche er die Decke zu berühren.

»Jetzt Sie«, forderte Hobie O'Hallinan auf.

Sie tat das Gleiche. Der schwere Gürtel mit dem Revolver und dem Funkgerät, den Handschellen und dem Schlagstock fiel krachend auf den Teppichboden. Dann streckte sie ihre Arme wieder in die Höhe. Hobie benutzte den Haken. Er beugte sich nach vorn und schob die Spitze durch beide Schnallen und schwang die Gürtel hoch, wobei er wie ein erfolgreicher Angler aussah, der einen großen Fang gemacht hat. Dann zog er mit der gesunden linken Hand die beiden Handschellenpaare aus ihren abgewetzten Lederfutteralen.

»Umdrehen!«

Sie drehten sich um und standen nun frontal zu den bewaffneten Männern.

»Hände auf den Rücken.«

Selbst ein Einarmiger kann jemandem Handschellen anlegen, wann das Opfer stillhält. Sark und O'Hallinan hielten wirklich sehr still.

Hobie ließ eine Handschelle nach der anderen zuschnappen und drückte dann alle vier an ihren gezahnten Rändern zu, bis die Cops vor Schmerz aufstöhnten. Dann hob er die Gürtel hoch, damit sie nicht über den Boden schleiften, und ging in sein Büro zurück.

»Kommt rein!«, rief er nach draußen.

Er trat hinter seinen Schreibtisch, legte die Gürtel vor sich hin wie Beweisstücke, die es näher zu untersuchen galt, ließ sich in seinen Drehsessel fallen und wartete, während Tony die gefesselten Cops vor den Schreibtisch schob. Er kümmerte sich vorerst nicht um sie, sondern machte sich daran, ihre Gürtel zu leeren. Er zog die Revolver aus den Halftern und ließ sie in einer Schreibtischschublade verschwinden. Nahm die Funkgeräte aus ihren Ledertaschen und drehte an den Lautstärkereglern, bis beide Geräte laut zischten und knackten. Er legte sie mit zur Fensterwand ausgerichteten Antennen

nebeneinander an die Schreibtischkante, hielt einen Augenblick den Kopf schief und horchte auf das Rauschen atmosphärischer Störungen. Dann wandte er sich wieder den Gürteln zu und zog die Schlagstöcke aus den Lederschlaufen, legte einen davon auf den Schreibtisch und nahm den anderen in seine linke Hand, um ihn näher in Augenschein zu nehmen. Der Schlagstock war ein neues Modell, das unterhalb des Handgriffs teleskopartig zusammengeschoben war. Hobie betrachtete es interessiert.

»Wie funktioniert das Ding genau?«

Weder Sark noch O'Hallinan antwortete. Hobie spielte noch ein paar Sekunden mit dem Schlagstock, dann sah er zu dem stämmigen Kerl hinüber, der Sark die Mündung seiner Schrotflinte in die linke Niere ramnte.

»Ich habe Sie etwas gefragt«, sagte Hobie.

»Man schwingt ihn«, murmelte er. »Man schwingt

ihn und macht dabei eine Bewegung, als wollte man mit einer Peitsche knallen.«

Dazu brauchte er Platz, deshalb stand er auf und tat, was der Mann ihm erklärt hatte. Der zusammengeschobene Teil fuhr aus und wurde automatisch arretiert. Hobie grinste. Drückte den Mechanismus zusammen und versuchte es erneut. Grinste wieder. Er begann, mit großen Schritten um den Schreibtisch zu marschieren, den Schlagstock zu schwingen und ihn einrasten zu lassen. Erst nur senkrecht, dann auch waagrecht. Seine imaginären Peitschenhiebe wurden immer stärker. Er wirbelte herum, ließ den Stock sich knackend strecken. Er schlug eine Rückhand wie ein Tennisspieler, und der Mechanismus rastete ein, fuhr herum und hieb O'Hallinan mit dem Stock ins Gesicht.

»Dieses Ding gefällt mir«, sagte er.

Sie taumelte nach hinten, aber Tony ramnte ihr seine Pistole ins Rückgrat und ließ sie nicht weiter



zurückweichen. Ihre Knie gaben nach, und sie sackte mit auf den Rücken gefesselten Händen und aus Mund und Nase blutend nach vorn gegen den Schreibtisch.

»Was hat Sheryl euch erzählt?«, fragte Hobie.

Sark starrte auf O'Hallinan hinunter.

»Sie hat gesagt, sie sei gegen eine Tür gelaufen«, murmelte er.

»Warum, zum Teufel, belästigt ihr mich dann? Warum seid ihr hier?«

Sark hob langsam den Kopf. Sah Hobie unerschrocken ins Gesicht.

»Weil wir ihr das nicht abgenommen haben. Sie war offensichtlich misshandelt worden. Wir haben die Spur des Tahoes verfolgt, und sie scheint uns an den richtigen Ort geführt zu haben.«

Im Büro herrschte sekundenlang Schweigen. Das einzige Geräusch war das Zischen und Rauschen der beiden Funkgeräte an der Schreibtischkante. Dann nickte Hobie.

»An genau den richtigen Ort«, sagte er. »Sie ist gegen keine Tür gelaufen.«

Sark nickte ebenfalls. Er besaß ziemlich viel Mumm. Die Ermittlungsgruppe Häusliche Gewalt war kein Ort für Feiglinge. Zu ihrem Dienstalltag gehörte der Umgang mit Männern, die brutale Schläger waren. Und Sark wurde mit ihnen ebenso gut fertig wie jeder andere seiner Kollegen.

»Dies ist ein schwerer Fehler«, sagte er ruhig.

»In welcher Beziehung«, fragte Hobie interessiert.

»Hier geht's darum, was Sie Sheryl angetan haben, das ist alles. Sie sollten Ihre Lage nicht noch schlimmer machen. Gewalt gegen

Polizeibeamte ist ein weit ernsterer Tatbestand. In der Sache mit Sheryl lässt sich möglicherweise etwas arrangieren. Vielleicht hat's eine Provokation gegeben, wissen Sie, irgendeinen mildernden Umstand. Aber wenn Sie uns weiter gefangen halten, lässt sich nichts mehr arrangieren. Dann geraten Sie durch eigenes Verschulden immer tiefer in Schwierigkeiten.«

Er machte eine Pause und wartete auf eine Reaktion. Diese Methode war häufig erfolgreich. Aber Hobie ließ keine Reaktion erkennen. Er äußerte sich nicht dazu. In dem abgedunkelten Büro herrschte Schweigen. Sark war dabei, seinen nächsten Appell zu formulieren, als die Funkgeräte knackten, irgendein weit entfernter Dispatcher sich meldete und sie damit zum Tod verurteilte.

»Five-One, Five-Two, bestätigen Sie Ihren jetzigen Standort, kommen.«

Sark war so konditioniert, dass seine rechte Hand

dorthin greifen wollte, wo sonst sein Gürtel hing. Sie wurde durch die Handschellen zurückgehalten. Die Stimme aus dem Funkgerät verstummte. Hobie starrte ins Leere.

»Five-One, Five-Two, ich brauche Ihren jetzigen Standort, kommen.«

Sark starrte die Funkgeräte tödlich erschrocken an. Hobie folgte seinem Blick und lächelte.

»Sie wissen nicht, wo ihr seid«, sagte er.

Sark schüttelte den Kopf. Er dachte angestrengt nach. Ein mutiger Mann.

»Sie wissen, wo wir sind. Sie wissen, dass wir hier sind. Sie wollen nur eine Bestätigung dafür hören. Sie kontrollieren regelmäßig, ob wir dort sind, wo wir sein sollen.«

Die Funkgeräte knackten wieder. »Five-One, Five-Two, melden Sie sich, kommen.«

Hobie beobachtete Sark lauernd. O'Hallinan rappelte sich kniend auf und starrte zu den Funkgeräten hinüber. Tony setzte ihr seine Pistole an den Hinterkopf.

»Five-One, Five-Two, haben Sie verstanden?«

Die Stimme ging in atmosphärischen Störungen unter, dann wurde sie lauter als zuvor.

»Five-One, Five-Two, wir haben einen schweren Fall von häuslicher Gewalt in der Houston Street auf Höhe der Avenue D. Sind Sie irgendwo in der Nähe?«

Hobie lächelte.

»Das ist zwei Meilen von hier«, sagte er. »Sie haben keinen blassen Schimmer, wo ihr seid, stimmt's?«

Dann grinste er. Seine linke Gesichtshälfte verzog sich, aber die andere Hälfte blieb durch das

Narbengewebe starr wie eine Maske.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte Reacher sich an Bord eines Flugzeugs wirklich wohl. Er war immer viel geflogen, erst als Kind eines Soldaten und dann selbst als Soldat, Hunderttausende von Kilometern, aber alle in ohrenbetäubend lauten, spartanischen Militärtransportern oder in engen Verkehrsmaschinen. Erster Klasse mit einer Linienmaschine zu fliegen, war für ihn ein ungewohnter Luxus. Sie war in kühlen Pastellfarben gehalten und pro Reihe gab es nur vier Sitze, während es in der Economyklasse zehn waren. Reacher hatte das Gefühl, auf einem Sofa zu sitzen. Er konnte die Beine weit ausstrecken, ohne den Sitz vor ihm auch nur zu berühren, und auf einen Knopf drücken und die Rückenlehne fast waagrecht stellen, ohne die Person hinter sich zu belästigen. Er bediente den Verstellmechanismus einige Male wie ein Junge, der ein neues Spielzeug

ausprobiert; dann ließ er die Rückenlehne in einem vernünftigen Winkel halb gekippt und schlug das Bordmagazin auf, das druckfrisch und neu, nicht abgegriffen und schmierig war wie die anderen, die vierzig Reihen hinter ihm gelesen wurden.

Jodie, die ihre Schuhe abgestreift und die Beine hochgezogen hatte, verschwand fast in ihrem Sessel. Sie hatte wie Reacher das Bordmagazin aufgeschlagen und neben sich ein Glas eisgekühlten Champagner stehen. In der Kabine war es still. Sie lag weit entfernt von den Triebwerken, deren gedämpfter Lärm nicht lauter als das Zischen der kühlen Luft aus den Düsen über ihnen war. Vibrationen gab es hier keine. Reacher beobachtete das Perlen des goldgelben Inhalts von Jodies Glas.

»Ich könnte mich direkt daran gewöhnen, so zu reisen«, sagte er.

Sie sah auf und lächelte.



»Nicht bei deinem Stundenlohn«, meinte sie.

Er nickte und rechnete. Für einen Tageslohn beim Ausschachten von Swimmingpools hätte er ungefähr fünfzig Meilen Flug in der ersten Klasse bekommen. Bei Reisegeschwindigkeit war diese Strecke in etwa fünf Minuten zurückgelegt. Zehn Stunden Arbeit - in fünf Minuten verjubelt. Theoretisch gab er sein Geld hundertzwanzigmal schneller aus, als er es verdient hatte.

»Was hast du vor, wenn diese Geschichte vorbei ist?«, fragte sie.

»Weiß ich nicht«, antwortete er.

Tatsächlich beschäftigte ihn diese Frage schon, seit Jodie ihm von dem Haus erzählt hatte. Das Haus selbst erschien ihm in seiner Phantasie mal freundlich, mal bedrohlich - wie ein Hologramm, das seinen Charakter veränderte, je nachdem, wie man es ans Licht hielt. Manchmal lag es im Sonnenschein vor ihm - wohnlich, behäbig und

weitläufig inmitten seines leicht verwilderten Gartens - und wirkte wie ein behagliches Heim. Bei anderen Gelegenheiten erschien es ihm wie eine riesige Tretmühle, in der er ohne Ende laufen musste, um ja nicht an Boden zu verlieren. Er kannte Leute mit Häusern. Häuser zwangen ihren Besitzern einen bestimmten Lebensstil auf. Selbst wenn man eines geschenkt bekam oder wie er von Leon erbe, verpflichtete es einen zu allen möglichen Dingen. Man musste Vermögenssteuer zahlen. Das Haus gegen Feuer- und Sturmschäden versichern. Dazu kam der Unterhalt. Leute mit Häusern ließen ständig etwas reparieren. Sie bauten modernere Heizungen ein oder mussten Dächer neu decken. Die Außenwände brauchten regelmäßig einen frischen Anstrich, und auch die Fenster.

»Willst du dir einen Job suchen?«, fragte Jodie.

Reacher starrte durch das ovale Fenster auf Südkalifornien hinab, das elf Kilometer unter ihm

lag. Was für eine Art Job? Das Haus würde ihn an Steuern, Versicherungsprämien und Unterhalt schätzungsweise zehntausend Dollar pro Jahr kosten. Und es lag so einsam, dass er Rutters Auto würde behalten müssen. Der Wagen hatte ihn wie das Haus nichts gekostet, aber sein Unterhalt würde Geld verschlingen. Steuer, Versicherung, Ölwechsel, Inspektionen, Benzin. Wahrscheinlich weitere dreitausend pro Jahr. Dazu die Ausgaben für Essen, Kleidung und Strom, Wasser und Heizöl. Und wenn er ein Haus besaß, würde er weitere Dinge haben wollen - eine Stereoanlage zum Beispiel und Wynonna-Judds-CD. Er erinnerte sich an die handgeschriebene Ausgabenliste der alten Mrs. Hobie. Sie hatte errechnet, wie viel Geld sie mindestens pro Jahr brauchten, und er konnte sich nicht vorstellen, mit weniger auszukommen. Der ganze Deal kam auf schätzungsweise dreißigtausend Dollar pro Jahr, was bedeutete, dass er mindestens fünfzigtausend verdienen musste, um seine Einkommensteuer zahlen und an fünf Tagen in der Woche dorthin fahren zu können,

wo sich dieses Geld verdienen ließ.

»Weiß ich nicht«, sagte er wieder.

»Du könntest alles Mögliche machen.«

»Nämlich?«

»Du hast Talente. Du bist beispielsweise ein sehr guter Ermittler. Dad hat immer gesagt, du seist der beste.«

»Das war in der Army«, entgegnete er. »Damit ist's endgültig vorbei.«

»Fähigkeiten verschwinden nicht einfach, Reacher. Gute Leute sind immer gefragt.«

Dann sah sie ihn begeistert an. »Du könntest Costellos Detektivbüro übernehmen. Wir haben ihn dauernd beschäftigt.«

»Großartig! Erst bin ich daran schuld, dass der

Kerl umkommt, dann rei ich mir sein Geschäft unter den Nagel.«

»Das war nicht deine Schuld«, meinte Jodie. »Du solltest darüber nachdenken.«

Also blickte er wieder auf Kalifornien hinunter und dachte darüber nach. Dachte an Costellos abgewetzten Ledersessel und seinen alternden Körper. Dachte darüber nach, wie es wäre, in seinem pastellfarbenen Büro mit den Milchglasscheiben zu sitzen und sein ganzes Leben am Telefon zu verbringen. Dachte daran, wie viel es kosten würde, das Büro in der Greenwich Avenue zu unterhalten, eine Sekretärin einzustellen und sie mit neuen Computern und Telefonkonsolen und Sozialleistungen und bezahltem Urlaub zu versorgen. Alles zusätzlich zu den Kosten des Hauses droben in Garrison. Er würde zehn Monate im Jahr arbeiten müssen, bevor er auch nur einen Dollar Reingewinn erzielte.

»Ich weiß nicht recht«, sagte er zweifelnd, »ob ich darüber nachdenken möchte.«

»Das wirst du aber müssen.«

»Schon möglich«, sagte er. »Aber nicht jetzt.«

Jodie lächelte, als habe sie Verständnis dafür. Die Stewardess kam mit dem Getränkewagen zurück. Jodie ließ sich Champagner nachschenken, und Reacher nahm sich eine Dose Bier. Er blätterte das Bordmagazin durch. Es war voller belangloser Artikel. Dazwischen waren Anzeigen eingestreut, die für Finanzdienstleistungen und komplizierte kleine Geräte warben. Reacher kam zu dem Teil, in dem die Flugzeugflotte der Airline in kleinen bunten Zeichnungen dargestellt war. Er fand die Maschine, in der sie saßen, und las die Angaben über Sitzplatzzahl, Reichweite und Triebwerksleistung. Dann gelangte er zu dem Kreuzworträtsel im hinteren Teil. Es füllte eine ganze Seite und sah ziemlich schwierig aus. Jodie,

die das Magazin schneller durchgeblättert hatte, war schon mit seiner Lösung beschäftigt.

»Sieh dir elf senkrecht an«, sagte sie.

Er suchte die Spalte.

»Sie kann schwer wiegen«, las er. »Dreizehn Buchstaben.«

»Verantwortung«, sagte sie.

Marilyn und Chester Stone hockten ängstlich auf dem linken Sofa vor dem Schreibtisch, weil Hobie mit den beiden Cops in der Toilette war. Der stämmige Mann in dem Anzug saß mit seiner Schrotflinte über den Knien auf dem Sofa gegenüber. Neben ihm lümmelte Tony, der seine Füße auf den Couchtisch gelegt hatte. Chester war passiv, starrte nur ins Halbdunkel. Marilyn fror, hatte Hunger und Angst. Ihre Blicke irrten durch

den Raum. Aus der Toilette drang kein Laut.

»Was macht er dort drinnen mit ihnen?«, flüsterte sie.

Tony zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich redet er zuerst mal mit ihnen.«

»Worüber?«

»Nun, er fragt sie aus, was sie mögen und was nicht. In Bezug auf körperliche Schmerzen, verstehen Sie. Das tut er gern.«

»Aber warum?«

Tony grinste. »Er findet es demokratischer, wissen Sie, die Opfer selbst über ihr Schicksal entscheiden zu lassen.«

Marilyn schauderte. »O Gott, kann er sie nicht einfach laufen lassen? Sie haben geglaubt, Sheryl sei von ihrem Ehemann verprügelt worden, das



war alles. Sie haben überhaupt nichts von ihm gewusst.«

»Nun, sie werden bald mehr über ihn wissen«, sagte Tony »Er lässt sie eine Zahl nennen. Sie wissen nicht, ob eine große oder kleine, weil sie keine Ahnung haben, wozu sie dient. Sie vermuten, es könnte ihn gnädig stimmen, wenn sie die richtige Zahl erraten. Daher überlegen sie endlos lange, bevor sie eine sagen.«

»Kann er sie nicht einfach laufen lassen? Vielleicht später?«

Tony schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Er ist jetzt sehr angespannt und verkrampft. Das beruhigt ihn wieder. Wie eine Therapie.«

Marilyn schwieg eine Weile. Aber sie musste zuletzt doch fragen.

»Wozu dient die Zahl?«, flüsterte sie.

»Um festzulegen, wie viele Stunden ihr Todeskampf dauern soll«, erwiderte Tony »Die Leute, die große Zahlen genannt haben, sind echt sauer, wenn sie das rauskriegen.«

»Ihr Scheißkerle!«

»Irgendein Kerl hat mal hundert gesagt, aber wir haben's bei zehn bewenden lassen.«

»Scheißkerle.«

»Aber Sie brauchen keine Zahl zu nennen. Mit Ihnen hat er was anderes vor.«

»Er ist verrückt«, flüsterte Marilyn.

Tony zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ein bisschen. Aber ich mag ihn. Er hat in seinem Leben viele Schmerzen erlitten. Ich glaube, dass sie ihn deshalb so interessieren.«

Marilyn starrte ihn entsetzt an. Dann ertönte der Summer an der Eichentür zum Korridor. In der schrecklichen Stille klang er sehr laut. Tony und der Stämmige mit der Schrotflinte fuhren herum und starrten zur Tür.

»Sieh nach!«, befahl Tony

Er griff unter die Jacke und zog seine Pistole. Die Waffe blieb auf Chester und Marilyn gerichtet. Sein Partner mit der Schrotflinte ging zur Tür. Er schloss sie hinter sich. Tony stand auf und trat an die Toilettentür. Klopfte mit dem Pistolengriff an, öffnete sie einen Spalt und streckte den Kopf hinein.

»Besuch«, flüsterte er.

Marilyn sah nach links und rechts. Tony, der sechs oder sieben Meter von ihr entfernt war, achtete gerade nicht auf sie. Sie sprang auf und holte tief Luft. Setzte mit einem Sprung über den Couchtisch, hastete um das andere Sofa, schaffte es bis zur

Bürotür und riss sie auf. Der Stämmige in dem dunklen Anzug stand im vorderen Teil des Empfangsbereichs und sprach mit einem kleinen Mann, der auf der Schwelle der zum Korridor und den Aufzügen hinausführenden Tür stand.

»Hilfe!«, kreischte sie.

Der Mann starrte sie an. Er trug eine dunkelblaue Hose, ein Hemd in einem etwas helleren Blau und darüber einen offenen Blouson im selben Blau wie die Hose. Irgendeine Art Uniform. Auf der linken Brustseite war ein Schriftzug angebracht. In den Armen hielt er eine große braune Papiertüte.

»Hilfe!«, kreischte sie wieder.

Dann passierten zwei Dinge gleichzeitig. Der Stämmige war mit zwei, drei Schritten bei dem Besucher, zog ihn ganz herein und knallte die Tür hinter ihm zu. Und Tony packte Marilyn von hinten und zerrte sie rückwärts ins Büro zurück. Marilyn machte einen Katzenbuckel und versuchte, sich aus

seiner Umklammerung zu lösen. Sie wehrte sich verzweifelt gegen seinen harten Griff.

»Um Gottes willen, helfen Sie uns!«

Tony hob sie hoch, sodass sie mit den Füßen in der Luft hing. Sein Arm drückte jetzt von unten gegen ihre Brüste. Das kurze Kleid rutschte über die Oberschenkel. Sie trat strampelnd um sich und verlor ihre Schuhe. Der kleine Mann in der blauen Uniform starrte sie an, dann lächelte er. Er folgte ihnen ins Büro, stieg vorsichtig über ihre Schuhe.

»Hey, mit der würd's mir auch mal Spaß machen«, sagte er.

»Vergiss es«, keuchte Tony hinter ihr. »Die ist vorläufig off limits.«

»Schade«, sagte der neue Typ. »So was kriegt man nicht alle Tage zu sehen.«

Tony schleppte die sich heftig Wehrende zum Sofa

zurück und stieß sie wieder neben Chester. Der neue Mann zuckte bedauernd mit den Schultern und leerte seine Papiertüte auf dem Schreibtisch aus. Geldscheinbündel fielen aufs Holz. Die Toilettentür öffnete sich, und Hobie kam heraus. Er hatte seine Jacke ausgezogen und die Hemdsärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt. Der linke Unterarm war muskulös und dunkel behaart. Der rechte Arm endete in einem schweren Lederformstück, dunkelbraun, abgewetzt und glänzend, von dem angenietete Lederriemen in den Ärmel hinaufführten. Unten bildete das Formstück eine Verlängerung mit dem glänzend polierten Stahl, der ungefähr zwanzig Zentimeter lang war, bevor er sich krümmte und in einer Spitze auslief.

»Zähl das Geld, Tony«, befahl Hobie.

Marilyn setzte sich ruckartig auf. Wandte sich dem Neuen zu.

»Er hat dort drinnen zwei Cops«, sagte sie

nachdrücklich. »Er will sie umbringen.«

Der Kerl zuckte mit den Schultern.

»Mir nur recht«, entgegnete er. »Die gehören alle abgemurkst, sag ich immer.«

Sie starrte ihn verständnislos an. Tony trat hinter den Schreibtisch und machte sich daran, die Geldscheinbündel zu sortieren. Er stapelte sie ordentlich und zählte laut mit, während er sie von einem Ende des Schreibtischs ans andere schob.

»Vierzigtausend Dollar.«

»Okay, wo sind die Schlüssel?«, fragte der Mann.

Tony zog eine Schreibtischschublade auf. »Die hier sind für den Benz.«

Er warf sie dem Kerl zu und griff in seine Tasche, um einen weiteren Schlüsselbund herauszuholen.

»Und die hier für den Tahoe. Er steht unten in der Tiefgarage.«

»Was ist mit dem BMW?«, wollte der Kerl wissen.

»Steht noch droben in Pound Ridge!«, rief Hobie ihm quer durch den Raum zu.

»Schlüssel?«, fragte der Kerl.

»In ihrem Haus, nehme ich an«, antwortete Hobie. »Sie hat keine Handtasche mitgebracht, und es sieht nicht so aus, als hätte sie die Autoschlüssel an ihrem Körper versteckt, oder?«

Der Kerl starrte Marilyns Kleid an und grinste anzüglich.

»Da drinnen steckt was, das steht verdammt fest. Aber es sieht nicht wie 'n Schlüssel aus.«

Sie starrte ihn angewidert an. Auf der linken



Brustseite seiner Jacke war mit rotem Faden Mo's Motors eingestickt. Hobie durchquerte den Raum und blieb direkt hinter ihr stehen. Er beugte sich vor und hielt ihr den Stahlhaken vors Gesicht. Sie zuckte zusammen.

»Wo sind die Schlüssel?«, fragte er.

»Der BMW gehört mir«, sagte sie.

»Jetzt nicht mehr.«

Er brachte den Haken noch näher an ihr Gesicht heran. Sie konnte Metall und Leder riechen.

»Soll ich sie durchsuchen?«, fragte der Neue.  
»Vielleicht hat sie die Schlüssel doch an ihrem Körper versteckt. Ich wüsste ein paar interessante Stellen, wo ich nachsehen könnte.«

Sie fuhr zusammen.

»Schlüssel?«, fragte Hobie leise.

»Küchentheke«, antwortete sie flüsternd.

Hobie nahm den Haken weg und ging zufrieden grinsend an Marilyn vorbei. Der neue Typ machte ein enttäuschtes Gesicht. Er nickte, um zu bestätigen, dass er die geflüsterte Antwort gehört hatte, ging langsam zur Tür und ließ die Chevy- und Mercedesschlüssel in seiner Hand klimpern.

»Freut mich, dass wir ins Geschäft gekommen sind«, sagte er im Weggehen.

Dann blieb er an der Tür stehen, sah sich um und starrte wieder Marilyn an.

»Wissen Sie bestimmt, dass sie off limits ist, Hobie? Wo wir doch alte Freunde sind und schon so viele Geschäfte miteinander gemacht haben?«

Hobie schüttelte nachdrücklich den Kopf.  
»Kommt nicht in Frage. Sie gehört mir.«

Der Kerl zuckte mit den Schultern und verließ

weiter mit den Autoschlüsseln klimpernd das Büro. Einen Augenblick später hörten sie draußen die Korridortür ins Schloss fallen. Dann surrte der Aufzug nach unten, und in dem abgedunkelten Raum wurde es wieder still. Mit einem Blick auf die Bündel von Dollarscheinen auf seinem Schreibtisch ging Hobie in die Toilette zurück. Marilyn und Chester blieben unter Bewachung auf dem Sofa: frierend, hungrig, geschockt. Das durch die Spalten der Lamellenjalousien einfallende Licht nahm allmählich ab. Die Abenddämmerung brach herein. Aus der Toilette drang weiterhin kein Laut, bis es nach Marilyns Schätzung ungefähr acht Uhr abends war. Dann zerrissen Schreie die Stille.

Das Flugzeug jagte nach Westen hinter der Sonne her, blieb aber ständig ein wenig weiter hinter ihr zurück, verlor letztlich drei Stunden und landete um fünfzehn Uhr auf Oahu. Die Passagiere der ersten Klasse durften vor denen der Business- und

Economyklasse aussteigen, was bedeutete, dass Jodie und Reacher als Erste das Terminalgebäude verließen und den Taxistand erreichten. Temperatur und Luftfeuchtigkeit waren ähnlich wie in Texas, aber die Luft roch wegen der Nähe zum Pazifik leicht salzig. Und das Licht war weniger grell. Jodie, die wieder ihre Sonnenbrille trug, betrachtete die Szenerie außerhalb des Flughafenzauns mit gewisser Neugier, denn sie war in der aktiven Dienstzeit ihres Vaters ein Dutzend Mal auf Hawaii zwischengelandet, ohne die Insel wirklich kennen gelernt zu haben. Reacher erging es ähnlich. Auch er kannte Hawaii von Zwischenlandungen auf zahllosen Pazifikflügen, war aber nie hier stationiert gewesen.

Der erste Wagen am Taxistand war praktisch eine Kopie ihres Taxis in Dallas-Fort Worth: ein frisch gewaschener Caprice mit auf vollen Touren laufender Klimaanlage und einem Fahrerabteil, das eine Kombination aus religiöser Andachtsstätte und Wohnzimmer war. Sie enttäuschten den Fahrer,

weil sie die kürzeste auf Oahu mögliche Taxifahrt wünschten: die halbe Meile auf der am Flughafen vorbeiführenden Straße zum Tor der Hickam Air Force Base. Der Kerl drehte sich nach der langen Taxischlange hinter sich um, und Reacher konnte ihm ansehen, dass er an die besseren Aufträge dachte, die seine Kollegen bekommen würden.

»Dafür gibt's zehn Dollar Trinkgeld«, sagte er.

Der Kerl warf ihm einen ähnlichen Blick zu wie der Angestellte am Ticketschalter am Flughafen Dallas-Fort Worth. Eine Strecke, bei der die Taxiuhr nicht mehr als den Grundpreis anzeigen würde, aber zehn Dollar Trinkgeld? Reacher sah ein aufs Instrumentenbrett geklebtes Foto, das vermutlich die Familie des Taxifahrers zeigte. Eine große Familie, schwarzhaarige, lächelnde Kinder und eine schwarzhaarige, lächelnde Frau in einem fröhlich bunten Baumwollkleid, die alle vor einem schlichten, gepflegten Haus mit üppigem Blumenschmuck standen. Er dachte an die Hobbies,

an ihr düsteres Haus in Brighton, das Zischen der Sauerstoffflasche und das Knarren der abgetretenen Fußböden. Und an Rutters schäbigen, heruntergekommenen Laden in der Bronx.

»Zwanzig Dollar«, sagte er. »Wenn Sie uns gleich hinbringen, okay?«

»Zwanzig Dollar?«, wiederholte der Kerl verblüfft.

»Dreißig. Für Ihre Kinder. Sie sehen nett aus.«

Der Kerl grinste in den Rückspiegel, legte seine Fingerspitzen an die Lippen und berührte damit leicht das Foto. Er fuhr los, wechselte mehrmals die Fahrspur, um auf die am Flughafen vorbeiführende Straße zu gelangen, und verließ sie gleich wieder, weil sie nach nur einer halben Meile ihr Ziel erreichten: eine von Soldaten bewachte Einfahrt, die an die von Fort Wolters erinnerte. Während Jodie die Tür öffnete und ausstieg, zog Reacher den Paken Geldscheine aus

der Tasche. Obenauf lag ein Fünfziger, den er zusammenfaltete und durch die kleine Klappe in der Plexiglastrennwand schob.

»Der ist für Sie.«

Dann zeigte er auf das Foto. »Ist das Ihr Haus?«

Der Fahrer nickte.

»Alles in Ordnung damit? Irgendwelche Reparaturen, die gemacht werden müssten?«

Der Kerl schüttelte den Kopf. »Alles tipptopp.«

»Das Dach okay?«

»Keinerlei Probleme.«

Reacher nickte. »Hat mich nur interessiert.«

Er rutschte über den Kunstledersitz und stieg ebenfalls aus. Das Taxi fuhr in Richtung

Flughafenterminal davon. Vom Pazifik her wehte eine leichte Brise. In der Luft lag Salzgeruch. Jodie strich sich die Haare aus dem Gesicht und sah sich um.

»Wohin wollen wir?«

»CIL-HI«, erwiderte Reacher. »Es liegt gleich dort drüben.«

Als er diese Abkürzung aussprach, musste Jodie lächeln.

»Silly?«, wiederholte sie. »Was ist das?«

»C, I, L, H, I«, erklärte er. »Das heißt Central Identification Laboratory, Hawaii. Die zentrale Identifizierungsstelle des Heeresministeriums.«

»Wofür?«

»Das zeige ich dir gleich.« Er machte eine Pause.  
»Na ja, hoffentlich.«



Sie gingen zum Wachgebäude und warteten vor dem Schiebefenster. Drinnen stand ein Sergeant: die gleiche Uniform, der gleiche Haarschnitt, der gleiche misstrauische Gesichtsausdruck wie bei dem Mann in Wolters. Er ließ sie einen Augenblick in der Hitze warten, dann öffnete er das Fenster. Reacher trat vor und nannte seinen und Jodies Namen.

»Nash Newman erwartet uns«, sagte er.

Der Sergeant machte ein überraschtes Gesicht, griff nach einem Klemmbrett und blätterte in Vordrucken auf dünnem Papier. Er ließ seinen kräftigen Zeigefinger über eine Zeile gleiten und nickte. Griff nach dem Telefonhörer und tippte eine Nummer ein. Vier Ziffern. Ein internes Gespräch. Er meldete die Besucher an, machte plötzlich ein erstauntes Gesicht, hielt die Sprechmuschel mit einer Hand zu und wandte sich an Jodie.

»Wie alt sind Sie, Miss?«, fragte er.

»Dreißig«, sagte Jodie ihrerseits erstaunt.

»Dreißig«, wiederholte der MP-Sergeant am Telefon. Dann legte er auf und schrieb etwas auf den Vordruck auf seinem Klemmbrett. Wandte sich wieder den Besuchern zu.

»Er holt Sie gleich ab, kommen Sie also rein.«

Sie zwängten sich durch die Lücke zwischen dem Wachgebäude und dem Betonklotz am Ende der Fahrzeugschranke und warteten zwei Meter von ihrem Ausgangspunkt entfernt - jetzt jedoch nicht mehr auf der Straße, für die das hiesige Verkehrsministerium zuständig war, sondern auf Militärgelände, was die Miene des Sergeant merklich aufhellte. Sein anfängliches Misstrauen war verschwunden; stattdessen fragte er sich jetzt offenbar, wer diese beiden Zivilisten wohl sein mochten, die der legendäre Nash Newman persönlich am Tor abholen wollte.

Ungefähr fünfzig Meter vom Tor entfernt stand ein

niedriges, lang gestrecktes Gebäude mit einer soliden Stahltür in der fensterlosen Giebelwand. Diese Tür öffnete sich jetzt, und ein hoch gewachsener Mann mit silbergrauem Haar trat ins Freie. Er schloss die Stahltür hinter sich und kam rasch aufs Wachgebäude zu. Er trug Hemd und Hose einer Tropenuniform der U.S. Army und darüber einen weißen Labormantel, der hinter ihm herwehte. Das an seinem Hemdkragen blitzende Metall ließ vermuten, dass es sich um einen hohen Offizier handelte, was seine distinguierte Erscheinung noch unterstrich. Reacher ging ihm entgegen, Jodie folgte ihm. Der Mann war ungefähr Mitte fünfzig, hatte ein schmales Patriziergesicht und einen durchtrainierten Körper.

»General Newman«, begrüßte Reacher ihn. »Ich möchte Sie mit Jodie Garber bekannt machen.«

Newman nickte Reacher zu, dann ergriff er lächelnd Jodies Hand.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen, General«, sagte sie.

»Wir kennen uns schon«, sagte Newman.

»Tatsächlich?«, fragte sie überrascht.

»Sie werden sich nicht an unsere Begegnung erinnern«, antwortete er. »Das würde mich zumindest sehr wundern. Sie waren damals drei Jahre alt, glaube ich. Auf den Philippinen. Im Garten hinter dem Haus Ihres Vaters. Ich weiß noch, wie Sie mir ein Glas Planter's Punch gebracht haben. Das Glas war groß, und der Garten auch, und Sie waren ein sehr kleines Mädchen. Sie haben das Glas mit beiden Händen getragen und sich so darauf konzentriert, nichts zu verschütten, dass Sie ein wenig die Zunge herausgestreckt haben.«

Sie lächelte. »Sie haben Recht, daran kann ich mich leider nicht erinnern. Ich war damals drei? Das ist nun wirklich lange her.«

Newman nickte. »Deshalb habe ich mich erkundigt, wie alt Sie sind. Der Sergeant sollte Sie aber nicht direkt danach fragen, schließlich gehört sich das nicht, oder? Ich wollte nur seine subjektive Einschätzung hören und erfahren, ob das wirklich Leons Tochter ist, die mich besuchen kommt.«

Er drückte ihr nochmals die Hand, wandte sich Reacher zu und schlug ihm auf die Schulter.

»Jack Reacher«, sagte er. »Ich freue mich, Sie mal wieder zu sehen.«

Reacher ergriff Newmans Hand und schüttelte sie, ebenfalls sichtlich erfreut.

»General Newman war vor vielen Jahren Dozent an der Militärakademie und mein Lehrer. Gerichtsmedizin und Kriminaltechnik, hat mir alles beigebracht, was ich darüber weiß«, erklärte er Jodie.

»Er war ein ziemlich guter Student«, sagte Newman zu ihr. »Hat zumindest aufgepasst, was mehr war, als man von den meisten behaupten konnte.«

»Was machen Sie also, General?«, fragte Jodie.

»Nun, mein Arbeitsgebiet ist die forensische Anthropologie«, erwiderte Newman.

»Auf seinem Gebiet ist er Weltspitze«, sagte Reacher.

Newman wehrte das Kompliment mit einer Handbewegung ab. »Na, na, ich weiß nicht...«

»Anthropologie?«, fragte Jodie. »Aber ist das nicht die Wissenschaft vom Menschen und seiner Entwicklung, die sich mit Eingeborenenstämmen in fernen Ländern, ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihrer Religion beschäftigt?«

»Nein, das ist kulturelle Anthropologie«,

entgegnete Newman. »Es gibt verschiedene Disziplinen. Meine ist die forensische Anthropologie, die zur physischen Anthropologie gehört.«

»Die Untersuchung der sterblichen Überreste von Menschen, um Hinweise auf die Todesursache zu finden«, sagte Reacher erklärend.

»Ein Knochendoktor«, meinte Newman. »Darauf läuft's ungefähr hinaus.«

Sie waren inzwischen weitergegangen und standen nun vor der Stahltür in der fensterlosen Giebelwand des Laborgebäudes. Die Tür öffnete sich. Auf dem Korridor dahinter wartete ein eher unscheinbarer Mann um die Mitte zwanzig auf sie, der unter seinem weißen Labormantel die Uniform eines Oberleutnants trug. Newman nickte zu ihm hinüber. »Das ist Oberleutnant Simon. Er leitet das Labor für mich. Ohne ihn wäre ich aufgeschmissen.«

Er machte Simon mit Jodie und Reacher bekannt, die ihm die Hand schüttelten. Der Oberleutnant wirkte still und zurückhaltend. Reacher hielt ihn für einen typischen Laborwissenschaftler, der die Unterbrechung seiner Arbeit durch Besucher als lästig empfand. Newman führte sie den Korridor entlang zu seinem Dienstzimmer. Simon nickte ihnen wortlos zu und verschwand.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Newman, während er sich selbst an seinen Schreibtisch setzte.

»Sie sind also eine Art Pathologe?«, fragte Jodie.

Newman wiegte den Kopf. »Nun, ein Pathologe ist Mediziner, was wir Anthropologen nicht sind. Wir haben Anthropologie studiert, sonst nichts. Die physische Struktur des menschlichen Körpers, das ist unser Fachgebiet. Wir arbeiten natürlich beide post mortem, aber im Allgemeinen kann man sagen, dass für eine relativ frische Leiche ein Pathologe



zuständig ist, während wir hinzugezogen werden, wenn nur noch ein Skelett übrig ist. Deshalb bin ich ein Knochendoktor.«

Jodie nickte.

»Das ist natürlich eine gewisse Vereinfachung«, erklärte Newman. »Auch eine frische Leiche kann Fragen in Bezug auf ihre Knochen aufwerfen. Zum Beispiel wenn Gliedmaßen abgetrennt sind. Dann würde der Pathologe sich an uns wenden. Wir können die Sägespuren an den Knochen untersuchen, ihm sagen, ob der Täter stark oder schwach war, was für eine Säge er benutzt hat, ob er Rechts- oder Linkshänder war - solche Dinge. Aber in neunundneunzig von hundert Fällen arbeite ich an Skeletten. An trockenen, alten Knochen.«

Newman lächelte amüsiert. »Und Pathologen können mit alten Knochen nicht das Geringste anfangen. Sie haben keinen blassen Schimmer. Manchmal frage ich mich, was, zum Teufel, man

ihnen auf der Universität eigentlich beibringt.«

Sein Dienstzimmer war ruhig und kühl. Keine Fenster, dezente indirekte Beleuchtung, hochfloriger Teppichboden. Ein Schreibtisch aus Rosenholz, bequeme Ledersessel für die Besucher. Und auf einem Sideboard eine leise tickende, elegante Kaminuhr, die bereits fünfzehn Uhr dreißig anzeigte. Nur noch dreieinhalb Stunden bis zum Rückflug.

»Wir sind aus einem ganz bestimmten Grund hier, General«, begann Reacher. »Dies ist nicht nur ein freundschaftlicher Besuch, fürchte ich.«

»Freundschaftlich genug, dass Sie mich nicht General nennen müssen. Sagen Sie einfach Nash zu mir, okay? Und berichten Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben.«

Reacher nickte. »Wir brauchen Ihre Hilfe, Nash.«

Newman sah auf. »In Bezug auf

Vermisstenlisten?«

Dann wandte er sich erklärend an Jodie.

»Die bearbeite ich nämlich hier«, sagte er. »Ich tue seit zwanzig Jahren nichts anderes.«

Sie nickte. »Es geht um einen speziellen Fall, in den wir irgendwie verwickelt sind.«

Newman nickte ebenfalls.

»Ja, das habe ich befürchtet«, sagte er. »Wir haben hier neunundachtzigtausendeinhundertzwanzig Vermisstenfälle, aber ich wette, ich weiß, welcher Sie interessiert.«

»Neunundachtzigtausend?«, wiederholte Jodie überrascht.

»Und einhundertzwanzig. Zweitausendzweihundert Vermisste aus Vietnam,

achttausendeinhundertsiebzig aus Korea,  
achtundsiebzigtausendsiebenhundertfünfzig aus  
dem Zweiten Weltkrieg. Wir haben keinen einzigen  
dieser Soldaten aufgegeben und werden das auch  
niemals tun.«

»Gott, warum so viele?«

Newman zuckte mit den Schultern. Seine Miene  
hatte sich verdüstert.

»Kriege«, sagte er. »Sprengstoff, taktische  
Bewegungen, Flugzeuge. Kriege werden geführt,  
manche Kombattanten überleben, manche nicht.  
Einige der Gefallenen werden geborgen, andere  
nicht. Manchmal gibt es nichts mehr zu bergen. Ein  
Artillerievolltreffer zum Beispiel zerlegt den  
Körper eines Mannes in seine Moleküle. Er ist  
einfach nicht mehr da. Ein Treffer aus der Nähe  
reißt ihn in Stücke. Und in einem Kampf geht's um  
Geländegewinn, stimmt's? Selbst wenn die Stücke  
ziemlich groß sind, werden sie von feindlichen

oder eigenen Panzern, die übers Schlachtfeld rollen, so untergepflügt, dass sie spurlos verschwinden.«

Er schwieg eine Weile, während der Sekundenzeiger der Uhr unaufhaltsam weiterrückte.

»Und Flugzeuge sind noch schlimmer. Viele unserer Luftgefechte sind über den Weltmeeren geführt worden. Stürzt ein Flugzeug ins Meer, bleibt seine Besatzung auf ewig vermisst, selbst wenn wir uns an einem Ort wie diesem noch so viel Mühe geben.«

Newman machte eine vage Handbewegung, die sein Dienstzimmer und alle nicht sichtbaren Räume umfasste und damit endete, dass seine ausgestreckte Hand mit nach oben gekehrter Handfläche wie in einem stummen Appell auf Jodie wies.

»Neunundachtzigtausend«, sagte sie. »Ich dachte,

bei den Vermissten ginge es nur um Gefallene in Vietnam. Um ungefähr zweitausend Fälle.«

»Neunundachtzigtausendeinhundertzwanzig«, wiederholte Newman pedantisch. »Wir bekommen noch immer ein paar aus Korea, gelegentlich einen aus dem Zweiten Weltkrieg, von den ehemals japanisch besetzten Inseln. Aber Sie haben Recht, das Hauptgewicht unserer Arbeit liegt auf Vietnam. Zweitausendzweihundert Vermisste. Eigentlich nicht sehr viele. Im Ersten Weltkrieg sind an einem einzigen Morgen mehr Soldaten gefallen - vier schreckliche Jahre lang jeden Morgen. Jungen und Männer im Morast von Granaten zerrissen. Aber Vietnam war anders. Das ist zum Teil auf die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg zurückzuführen. Wir lassen uns zu Recht nicht mehr auf ein solches Gemetzel ein. Bei uns ist ein Bewusstseinswandel eingetreten. Unsere Bevölkerung würde diese Art Kriegführung nicht mehr billigen.«

Jodie nickte.

»Und wir haben den Krieg in Vietnam verloren«, sagte Newman ernst. »Der einzige Krieg, den wir je verloren haben. Das macht unsere Verluste schmerzlicher. Deshalb strengen wir uns noch mehr an, sie aufzuklären.«

»Wie gehen Sie also vor?«, fragte Jodie. »Warten Sie darauf, dass irgendwo im Ausland Skelette gefunden werden, um sie dann zur Identifizierung herzubringen? Damit Sie weitere Namen aus den Vermisstenlisten streichen können?«

Newman wiegte den Kopf, um anzudeuten, dass das so nicht ganz stimmte. »Nun, wir warten keineswegs nur passiv. Wo wir können, ziehen wir auch los, um sie zu suchen. Und wir identifizieren sie nicht immer, obwohl wir uns die größte Mühe geben.«

»Das muss schwierig sein«, sagte sie.

Er nickte. »Die technischen Schwierigkeiten sind oft sehr groß, weil die Orte nie genau definiert sind. Die Kräfte, die mit der Ausgrabung betraut sind, schicken uns Tierknochen, Knochen von Einheimischen und anderes. Als Erstes müssen wir alles sortieren. Dann machen wir uns mit dem, was wir haben, und das ist häufig nicht allzu viel, an die Arbeit. In manchen Fällen bestehen die sterblichen Überreste eines amerikanischen Soldaten nur aus einer Hand voll Knochensplinter, die in eine Zigarrenkiste passen würden.«

»Nicht zu fassen«, sagte sie.

»Bei uns lagern im Augenblick über hundert nicht identifizierte Skeletteile. Das Heeresministerium kann sich keine Fehler leisten. Bei Identifizierungen muss ein Irrtum praktisch ausgeschlossen sein, aber das können wir nicht immer garantieren.«

»Wo fangen Sie bei Ihren Untersuchungen an?«,



fragte sie.

Newman zuckte mit den Schultern. »Nun, wo immer wir können. Meist mit der Krankenakte. Nehmen wir mal an, Reacher hier sei ein Vermisster. Hätte er sich als Junge mal den Arm gebrochen, könnten wir die Röntgenaufnahme von damals mit einem verheilten Bruch an dem aufgefundenen Armknochen vergleichen. Oder falls uns sein Unterkiefer vorläge, bestünde die Möglichkeit, das Zahnschema mit dem in seiner Krankenakte zu vergleichen.«

Reacher sah, wie Jodie ihn nachdenklich betrachtete, als stelle sie ihn sich als ein Häufchen Knochen vor, das ausgegraben worden war und nun mit dreißig Jahre alten Röntgenaufnahmen verglichen wurde.

»Leon war im April hier«, stellte Reacher fest.

Newman nickte. »Ja, er hat mich besucht. Wirklich töricht von ihm, denn er war sehr krank.

Aber es war schön, ihn noch einmal zu sehen.«

Aus seinem Blick sprach Mitgefühl, als er sich an Jodie wandte.

»Er war ein guter, edler Mensch. Ich schulde ihm sehr viel.«

Sie nickte wortlos. Das hörte sie nicht zum ersten Mal.

»Er hat Sie nach Victor Hobie gefragt«, sagte Reacher.

Newman nickte erneut. »Victor Truman Hobie.«

»Was haben Sie ihm erzählt?«

»Nichts«, sagte Newman. »Und ich werde auch Ihnen nichts erzählen.«

Die Kaminuhr tickte weiter. Fünfzehn Uhr fünfundvierzig.

»Warum nicht?«, fragte Reacher.

»Das können Sie sich bestimmt denken.«

»Der Fall Hobie ist geheim?«

»Und wie!«, antwortete Newman.

Reacher wirkte nervös. »Sie sind unsere letzte Hoffnung, Nash. Wir haben praktisch alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft.«

Aber Newman schüttelte den Kopf. »Sie wissen Bescheid, Reacher. Ich bin Offizier der U.S. Army, verdammt noch mal. Ich denke nicht daran, geheime Informationen weiterzugeben.«

»Bitte, Nash«, sagte Reacher. »Wir sind eigens deshalb hergekommen.«

»Ich kann nicht«, entgegnete Newman.

»Es gibt immer eine Möglichkeit«, hakte Reacher

nach.

Schweigen.

»Nun, Sie könnten mir vielleicht Fragen stellen«, schlug Newman vor. »Kommt einer meiner ehemaligen Studenten zu mir und stellt Fragen, die auf seinen eigenen Gedanken und Beobachtungen basieren, dürfte nichts dagegen einzuwenden sein, wenn ich sie auf rein akademische Weise beantworte.«

Es war, als verzögen sich dichte Wolken. Jodie sah zu Reacher. Er warf einen Blick auf die Kaminuhr. Fünfzehn Uhr dreiundfünfzig. Weniger als drei Stunden Zeit.

»Okay, Nash, danke«, sagte er. »Sie sind mit diesem Fall vertraut.«

»Ich bin mit allen vertraut. Vor allem mit diesem - seit April.«

»Und er ist streng geheim?«

Newman nickte.

»So streng geheim, dass nicht einmal Leon davon erfahren durfte?«

»Das ist eine ziemlich hohe Geheimhaltungsstufe«, stellte Newman fest.  
»Finden Sie nicht auch?«

Reacher nickte. Dachte angestrengt nach. »Was sollten Sie für Leon tun?«

»Er hat im Dunkeln getappt«, erwiderte Newman.  
»Das müssen Sie immer berücksichtigen, okay?«

»Okay«, sagte Reacher. »Was sollten Sie für Leon tun?«

»Er wollte, dass wir die Absturzstelle finden.«

»Vier Meilen westlich vom An-Khe-Pass.«

Newman nickte. »Leon hat mir Leid getan. Eigentlich gab es keinen vernünftigen Grund, weshalb er als pensionierter General nichts erfahren sollte, und ich konnte nichts tun, um die Geheimhaltungsstufe ändern zu lassen. Aber ich war dem Mann mehr schuldig, als ich Ihnen sagen kann, deshalb habe ich ihm versprochen, die Absturzstelle zu finden.«

Jodie beugte sich vor. »Aber warum ist sie nicht schon früher gefunden worden? Ihre Lage scheint ziemlich genau bekannt gewesen zu sein.«

Newman zuckte mit den Schultern. »Die Bergungen sind unglaublich schwierig. Das können Sie sich gar nicht vorstellen. Das Gelände, die Bürokratie. Wir haben den Krieg verloren, das müssen Sie berücksichtigen. Dort diktieren die Vietnamesen uns ihre Bedingungen. Die Bergung wird gemeinsam durchgeführt, aber sie kontrollieren sie. Das Ganze ist eine ständige Abfolge von Manipulationen und kalkulierten

Demütigungen. Wir dürfen keine Uniform tragen, weil sie behaupten, ihr Anblick könnte die Landbevölkerung traumatisieren. Sie bestehen darauf, dass wir als Transportmittel ihre Hubschrauber chartern - Millionen und Abermillionen Dollar für klapprige alte Mühlen, die nicht halb so leistungsfähig sind wie unsere Maschinen. In Wirklichkeit kaufen wir diese alten Knochen zurück, und sie setzen den Preis fest. Tatsache ist, dass die Vereinigten Staaten gegenwärtig über drei Millionen Dollar für jede einzelne Identifizierung zahlen, die wir vornehmen, und das macht mich verdammt wütend.«

Fünfzehn Uhr vierundfünfzig. Newman seufzte gedankenverloren.

»Aber Sie haben die Absturzstelle gefunden?«, erkundigte sich Reacher.

»Sie sollte irgendwann in der Zukunft erkundet werden«, sagte Newman. »Wir kannten ihre

ungefähre Lage und wussten genau, was wir dort finden würden, deshalb war die Sache nicht besonders dringend. Aber um Leon einen Gefallen zu tun, bin ich rübergeflogen und hab mit den Vietnamesen verhandelt, um diese Bergung vorzuziehen. Ich wollte, dass sie auf Platz eins der Liste kommt. Das war ziemlich schwierig zu erreichen. Sobald die Vietnamesen mitbekommen, dass man etwas Bestimmtes will, stellen sie sich stur wie der Teufel. Undurchschaubar. Ja, das sind diese Leute.«

»Aber Sie haben die Absturzstelle gefunden?«, fragte Jodie.

»In verdammt schwierigem Gelände«, erwiderte Newman. »Wir haben mit DeWitt in Wolters gesprochen, und er hat uns geholfen, die Position einigermaßen genau zu bestimmen. Der abgelegenste Ort, den man sich vorstellen kann. Gebirgig und unzugänglich. Ich wette, dass dort noch nie ein Mensch seinen Fuß hinggesetzt hat.



Eine albtraumhafte Expedition. Aber in einer Beziehung war die Absturzstelle okay - völlig unzugänglich und deshalb nicht abgeräumt.«

»Abgeräumt?«, fragte Jodie. »Sie meinen, sie hätte eingeebnet sein können?«

Newman schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine abgeräumt wie ausgeplündert. Was irgendwie zugänglich war, haben die Einheimischen schon vor dreißig Jahren abgeräumt. Sie ließen Erkennungsmarken, Dienstaussweise, Helme und weitere Souvenirs mitgehen, aber vor allem waren sie auf die Metalle scharf. Hauptsächlich an Absturzorten von Flugzeugen, weil dort Gold und Platin zu finden war.«

»Welches Gold?«, fragte sie.

»In der Elektronik«, antwortete Newman. »In einer F-4 Phantom stecken beispielsweise Edelmetalle für ungefähr fünftausend Dollar. Die Einheimischen haben sie rausgeholt und an

Aufkäufer verhökert. Kaufen Sie irgendwo in Bangkok billigen Schmuck, stammt das Gold wahrscheinlich aus der Elektronik alter US-Jagdbomber.«

»Was haben Sie dort oben gefunden?«, wollte Reacher wissen.

»Alles an der Absturzstelle war relativ gut erhalten«, sagte Newman, »Die Huey war zertrümmert und korrodiert, aber noch gut erkennbar. Die Leichen waren natürlich völlig skelettiert, die Uniformen schon vor Jahren zerfallen. Aber sonst fehlte nichts. Sie hatten alle noch ihre Erkennungsmarken umhängen. Wir haben sie eingepackt und mit Hubschraubern nach Hanoi gebracht und anschließend in einem Starlifter mit allen militärischen Ehren hierher überführt. Das alles hat insgesamt drei Monate gedauert - eines der zeitlich kürzesten Bergungsunternehmen. Und die Identifizierungen werden eine bloße Formalität sein, weil wir ihre Erkennungsmarken haben.

Diesmal gibt's keine Arbeit für den Knochendoktor. Wir können das Verfahren sofort abschließen. Mir tut's nur Leid, dass Leon das nicht mehr erleben durfte. Für ihn wäre das eine Beruhigung gewesen.«

»Die Leichen sind hier?«, fragte Reacher.

Newman nickte. »Sie liegen gleich nebenan.«

»Können wir sie sehen?«, sagte Reacher.

Newman nickte erneut. »Das dürfen Sie eigentlich nicht, aber Sie sollten es.«

Dann stand Newman auf und deutete in Richtung Tür. Auf dem Korridor begegneten sie Oberleutnant Simon. Er nickte ihnen freundlich distanziert zu.

»Wir gehen ins Labor«, erklärte Newman.

»Ja, Sir«, sagte Simon. Er verschwand in dem

Glaskasten, in dem er arbeitete, während Reacher, Jodie und Newman in entgegengesetzter Richtung weitergingen und vor einer einfachen Stahltür in einer Mauer aus unverputzten Hohlblocksteinen stehen blieben. Newman zog einen Schlüsselbund aus der Tasche und schloss sie auf. Er öffnete die Tür und ließ Jodie und Reacher vorausgehen.

Simon beobachtete von seinem Glaskasten aus, wie sie das Labor betraten. Als die massive Tür hinter ihnen ins Schloss fiel, nahm er den Telefonhörer ab, tippte eine Neun ein, um eine Amtsleitung zu bekommen, und wählte dann eine zehnstellige Nummer, die mit der Vorwahl für New York City begann. Am anderen Ende klingelte es lange, denn dort war es bereits später Abend. Dann meldete sich endlich jemand.

»Reacher ist hier«, sagte Simon flüsternd. »In diesem Augenblick, in Begleitung einer Frau. Sie

sind jetzt im Labor. Sehen sich die Skelette an.«

Hobies Stimme klang ruhig und beherrscht. »Wer ist die Frau?«

»Jodie Garber«, erwiderte Simon. »General Garbers Tochter.«

»Alias Mrs. Jacob.«

»Was soll ich tun?«

Am Telefon herrschte Schweigen.

»Sie könnten die beiden vielleicht zum Flughafen zurückfahren, Die Frau hat morgen Nachmittag einen Termin in New York, deshalb werden sie vermutlich die Maschine um neunzehn Uhr nehmen wollen. Sorgen Sie einfach dafür, dass die beiden ihr Flugzeug nicht verpassen.«

»Okay«, sagte Simon, und Hobie legte auf.

Das Labor war ein großer Raum, der ungefähr zwölf mal fünfzehn Meter maß. Hier gab es keine Fenster. Das helle Licht kam von Leuchtstoffröhren an der Decke. Trotz der leistungsstarken Klimaanlage war der Raum von einem eigenartigen Geruch erfüllt, eine Mischung aus Desinfektionsmittel und warmer Erde. In die Rückwand des Labors war eine Nische mit Regalen eingelassen, in deren Fächern lange Reihen von Kartons standen, jeder mit einer großen schwarzen Kennziffer beschriftet. Schätzungsweise hundert Kartons.

»Die nicht Identifizierten?«, fragte Reacher.

Newman nickte.

»Nach heutigem Stand«, sagte er ruhig. »Aber wir schreiben sie nicht ab.«

Zwischen ihnen und der Nische an der Rückwand

erstreckte sich das Labor. Sein Fliesenboden glänzte vor Sauberkeit. Darauf standen zwanzig massive Holztische in tadellos ausgerichteten Reihen. Diese Tische, kürzer und schmaler als Army-Feldbetten, waren hüfthoch und verfügten jeweils über eine polierte Steinplatte. Sechs der Holztische waren leer. Auf sieben weiteren lagen die Deckel von sieben Särgen. Auf den letzten sieben Tischen standen die sieben Aluminiumsärge. Reacher stand lange schweigend da, ehe er Haltung annahm und zum ersten Mal seit über zwei Jahren wieder militärisch salutierte.

»Schlimm«, flüsterte Jodie.

Sie stand mit gesenktem Kopf wie bei einer Beerdigung da. Reacher beendete seinen militärischen Gruß und drückte ihre Hand.

»Danke«, sagte Newman leise. »Mir gefällt's, wenn Leute unseren Gefallenen Respekt erweisen.«

»Wie könnten wir das nicht?«, flüsterte Jodie.

Sie hatte Tränen in den Augen.

»Also, Reacher, was sehen Sie hier?«, fragte Newman in die Stille hinein.

Reachers Blick wanderte durch den hell erleuchteten Raum.

»Ich sehe sieben Särge«, sagte er ausdruckslos, »wo ich acht erwartet hätte. An Bord dieser Huey waren acht Männer. Fünf Mann Besatzung, die drei Mann an Bord genommen haben. Das steht in DeWitts Bericht. Fünf und drei sind acht.«

»Und acht minus eins ist sieben«, sagte Newman.

»Haben Sie die Absturzstelle abgesucht? Gründlich?«

Newman schüttelte den Kopf. »Nein.«



»Warum nicht?«

»Das müssen Sie selbst rauskriegen.«

Reacher gab sich einen Ruck und trat einen Schritt vor. »Darf ich?«

»Bitte sehr«, antwortete Newman. »Sagen Sie mir, was Sie sehen. Konzentrieren Sie sich, denn nun wird sich zeigen, was Sie behalten und was Sie vergessen haben.«

Reacher trat an den nächsten Sarg und blieb am Fußende stehen, um ihn ganz überblicken zu können. Die äußere Hülle enthielt eine roh zusammengehauene Holzkiste, die zwölf bis fünfzehn Zentimeter kleiner als der Aluminiumsarg war.

»Die Vietnamesen zwingen uns dazu, diese Kisten zu verwenden«, erklärte Newman. »Wir haben sie auf dem Flughafen Hanoi in unsere mitgebrachten Särgе umgebettet.«

Die Holzkiste besaß keinen Deckel. Sie war nur ein flacher Behälter, der zahllose Knochen enthielt. Irgendjemand hatte sie in etwa anatomisch richtig angeordnet. Ganz oben lag der Schädel. Er schien Reacher grotesk anzugrinsen. Im Mund glänzte ein Goldzahn. Die leeren Augenhöhlen starrten blicklos. Die Nackenwirbel waren säuberlich aufgereiht. Darunter lagen die Schulterblätter und Schlüsselbeine, danach folgten die Rippen und Beckenknochen. Die Arm- und Beinknochen befanden sich seitlich. Über die Halswirbel hing eine stumpf oxidierte Metallkette, deren Ende unter dem linken Schulterblatt verschwand.

»Darf ich?«, fragte Reacher nochmals.

Newman nickte. »Bitte.«

Reacher zögerte, dann beugte er sich über den Sarg, hakte einen Finger unter die Kette und zog behutsam daran. Die Knochen bewegten sich ein wenig, als die Erkennungsmarke für einen

Augenblick an ihnen hängen blieb. Er zog sie ganz heraus, hob sie hoch, rieb mit dem Daumenballen darüber und hielt sie ans Licht, um den eingepprägten Namen lesen zu können.

»Kaplan«, sagte er. »Der Kopilot.«

»Woran ist er gestorben?«, fragte Newman.

Reacher legte die Erkennungsmarke zurück und suchte das Skelett konzentriert nach Hinweisen ab. Der Schädel war in Ordnung. Arme, Beine und Brustkorb schienen ebenfalls unverletzt zu sein. Aber der Beckenknochen und die unteren Rückenwirbel waren zerschmettert. Auch die unteren Rippen am Rücken waren gebrochen - jeweils vier auf beiden Seiten.

»Aufprall beim Absturz der Huey. Ein schlimmer Schlag ins Kreuz. Schweres inneres Trauma, innere Blutungen. Bestimmt innerhalb einer Minute tödlich.«

»Aber er war auf seinem Sitz angeschnallt«, wandte Newman ein. »Seine Maschine ist im Vorwärtsflug abgestürzt - wie kann er da schwere Rückenverletzungen haben?«

Reacher sah noch mal genau hin, legte seine Hände auf die Knochen und tastete sie ab. Aber er musste Recht haben. Dieser Beckenbruch war die Folge eines schweren Aufschlags. Dafür gab es keine andere Erklärung.

»Die Huey hat getrudelt«, sagte er. »Sie ist flach eingetaucht, und die Bäume haben sie trudeln lassen. Sie ist zwischen Kabine und Heckausleger zerbrochen, und die Kabine ist mit der Rückwand voraus aufgeschlagen.«

Newman nickte. »Ausgezeichnet. Genauso haben wir sie aufgefunden. Sie ist rückwärts aufgeschlagen. Sein Gurtzeug konnte ihn nicht retten, und sein Sitz hat ihn tödlich verletzt.«

Reacher trat an den nächsten Sarg. Wieder die

gleiche flache Holzkiste, wieder provisorisch angeordnete Knochen. Der gleiche grinsende Schädel. Die Halswirbel darunter waren gebrochen. Er zog die Erkennungsmarke an ihrer Kette unter den zersplitterten Knochen hervor.

»Tardelli«, las er.

»Der rechte MG-Schütze«, sagte Newman.

Tardellis Skelett sah schlimm aus. Die MG-Schützen von Slicks stehen praktisch ungesichert in der offenen Kabinentür und jonglieren mit einem schweren MG, das an einem Gummiseil hängt. Als die Huey abstürzte, war Tardelli kreuz und quer durch die Kabine geschleudert worden.

»Genickbruch«, stellte Reacher fest. »Schwere Brustverletzungen im oberen Bereich.«

Er drehte den grausigen Schädel vorsichtig zur Seite. Die Hirnschale war wie eine Eierschale eingedrückt.

»Und ein Schädeltrauma. Er war sofort tot, würde ich sagen. Auf die exakte Todesursache würde ich mich nicht festlegen wollen.«

»Ich auch nicht«, meinte Newman. »Er war neunzehn.«

Schweigen.

»Sehen Sie sich den Nächsten an«, begann Newman wieder.

Dieses Skelett sah anders aus. Es wies nur eine Brustverletzung auf. Die Kette der Erkennungsmarke hatte sich unter zersplitterten Knochen verfangen. Reacher konnte sie nicht darunter hervorziehen. Er musste sich in den Sarg beugen, um den Namen lesen zu können.

»Bamford.«

»Der Crew Chief«, sagte Newman. »Er dürfte mit dem Rücken zur Flugrichtung auf der Kabinenbank

gegessen haben - gegenüber den drei Männern, die sie rausgeholt hatten.«

Bamfords Schädel grinste ihn an. Das Skelett darunter war vollständig und unverletzt - bis auf eine schmale Einkerbung, die fast waagrecht über den Oberkörper verlief. Sie glich einem drei Zoll tiefen Graben in seinem Brustkorb. Das Zwerchfell war gegen das Rückgrat gedrückt worden und hatte drei Rückenwirbel aus ihrer Normallage gebracht. Auch drei Rippen waren gebrochen.

»Also, was halten Sie davon?«, fragte Newman.

Reacher griff in die Holzkiste und tastete die Abmessungen der Verletzung ab. Sie war schmal und verlief etwa horizontal. Zwei Finger passten hinein.

»Irgendeine Art Schlag«, sagte er. »Mit etwas zwischen scharfem und stumpfem Werkzeug. Hat ihn offenbar tödlich getroffen. Sein Herz muss sofort stillgestanden haben. War das ein

Rotorblatt?«

Newman nickte. »Sehr gut. Der Rotor scheint sich in den Bäumen zerlegt und die Kabine getroffen zu haben. Ein Blatt wird gegen seinen Oberkörper geschlagen sein. Wie Sie ganz richtig sagen, muss sein Herz sofort stillgestanden haben.«

Die meisten Knochen in dem nächsten Sarg sahen ganz anders aus. Sie waren weiß, brüchig und erodiert. Die Erkennungsmarke war geschwärzt und verbogen. Reacher hielt sie schräg, um den eingprägten Namen im Licht der Deckenbeleuchtung besser erkennen zu können, und las: Soper.

»Der linke MG-Schütze«, sagte Newman.

»Es hat einen Aufschlagbrand gegeben«, konstatierte Reacher.

»Woran sehen Sie das?«, wollte Newman wissen.



»Die Erkennungsmarke ist angesengt.«

»Und?«

»Die Knochen sind kalziniert, zumindest die meisten.«

»Kalziniert?«, wiederholte Newman.

Reacher nickte und erinnerte sich an einen Text, den er vor fünfzehn Jahren in einem Lehrbuch gelesen hatte.

»Die organischen Verbindungen sind verbrannt, zurückgeblieben sind nur die anorganischen. Verbrannte Knochen sind dann kleiner, weißer, geädert, spröde und erodiert.«

»Gut«, sagte Newman zufrieden.

»Die Explosion, die DeWitt beobachtet hat«, bemerkte Jodie. »Das war der Treibstofftank.«

Newman nickte. »Ein klassischer Beweis. Kein langsamer Brand, sondern eine Treibstoffexplosion. Das Zeug verteilt sich ungleichmäßig und verbrennt rasch, was die Erklärung für die scheinbar zufälligen Verbrennungen ist. Soper ist brennender Treibstoff über den Unterleib gelaufen, denke ich, aber sein Oberkörper hat außerhalb des Feuers gelegen.«

Sie schwiegen, während sie sich diese Schreckensszene vorstellten. Das Heulen des Triebwerks, das Hämmern, mit dem der Feuerstoß eines schweren MGs die Huey durchsiebte, der plötzliche Triebwerksausfall, der verspritzende Treibstoff, die Flammen, der Absturz in die Bäume, die Schreie, das in die Kabine schlagende Rotorblatt, der schwere Aufprall, das Kreischen von Metall, das Zerschmettern von Menschenkörpern auf dem Dschungelboden. Sopers leere Augenhöhlen, die blicklos ins grelle Licht der Leuchtstoffröhren starrten, schienen sie förmlich aufzufordern, sich diese entsetzliche

Szene vorzustellen.

»Sehen Sie sich den Nächsten an«, sagte Newman.

Der nächste Sarg enthielt die sterblichen Überreste eines Soldaten namens Allen. Keine Brandspuren. Nur ein gelbliches Skelett mit einer blanken Erkennungsmarke um den Hals, dessen Wirbel gebrochen waren. Ein gut geformter Schädel. Weiße Zähne. Ein hohes, rundes, unbeschädigtes Kanium. Das Produkt guter Ernährung im Amerika der fünfziger Jahre. Sein ganzer Rücken war zertrümmert wie bei einer überrollten Krabbe.

»Allen war einer der drei Männer, die der Hubschrauber abgeholt hat«, sagte Newman.

Reacher nickte. Der sechste Sarg enthielt wieder ein verbranntes Skelett. Ein Mann namens Zabriski. Seine Knochen waren klein und kalziniert.

»Tatsächlich kann er ein großer Mann gewesen sein«, erklärte Newman. »Durch Verbrennung können Knochen um bis zu fünfzig Prozent schrumpfen. Schreiben Sie ihn also nicht vorschnell als Liliputaner ab.«

Reacher nickte wieder. Fuhr mit zwei Fingern durch die Knochen. Sie waren leicht und spröde. Wie trockene Maishülsen. Durch die Kalzination hatten sich auf ihrer Oberfläche zahllose scharfe Rippen gebildet.

»Verletzungen?«, fragte Newman.

Reacher suchte erneut danach, konnte aber keine finden.

»Er ist verbrannt«, sagte er.

Newman nickte.

»Ja, das stimmt wohl«, sagte er.

»Entsetzlich«, flüsterte Jodie.

Der siebte und letzte Sarg enthielt die sterblichen Überreste eines Mannes namens Gunston. Schreckliche Überreste. Reacher glaubte anfangs, der Schädel sei verschwunden. Dann sah er ihn in einem Häufchen am unteren Ende der Kiste liegen. Er war in unzählige Teile zersplittert. Die meisten waren nicht viel größer als Reachers Daumennagel.

»Was denken Sie?«, fragte Newman.

Reacher schüttelte den Kopf.

»Ich will nicht mehr denken«, sagte er leise.

Newman nickte mitfühlend. »Ein Rotorblatt hat ihn am Kopf getroffen. Er war einer der drei abgeholtten Männer und hat Bamford gegenübergesessen.«

»Fünf und drei«, sagte Jodie nüchtern. »Die

Besatzung hat also aus Hobie und Kaplan, Pilot und Kopilot, dem Crew Chief Bamford und den MG-Schützen Soper und Tardelli bestanden. Sie ist gelandet und hat Allen, Zabriski und Gunston an Bord genommen.«

Newman nickte. »Das geht aus den Unterlagen hervor.«

»Aber wo ist Hobie?«, fragte Reacher.

»Sie haben etwas übersehen«, antwortete Newman. »Schlampige Arbeit für jemanden, Reacher, der früher auf diesem Gebiet so gut war.«

Reacher sah ihn an. DeWitt hatte etwas Ähnliches gesagt. Schlampige Arbeit für einen ehemaligen Major der Militärpolizei. Und: Sehen Sie sich eher in der Heimat um.

»Sie waren MPs, stimmt's?«, fragte er plötzlich.

Newman lächelte. »Wer?«

»Zwei von ihnen«, sagte Reacher. »Zwei von ihnen haben den dritten Mann verhaftet. Sie waren mit einem Sonderauftrag dort. Kaplan hatte am Vortag zwei MPs hingeflogen. Das war sein vorletzter Einsatz, ein Alleinflug, über den ich nichts finden konnte. Hobie und Kaplan sollten die MPs und den Mann, den sie verhaftet hatten, dort ab holen.«

Newman nickte. »Richtig.«

»Wer war wer?«

»Pete Zabriski und Joey Gunston waren die Cops, Carl Allen war der Straftäter.«

Reacher nickte. »Was hatte er getan?«

»Die Einzelheiten sind geheim«, sagte Newman.  
»Was vermuten Sie?«

»Bloß rein und raus, eine schnelle Verhaftung? Ich tippe auf Splintern.«

»Was ist Splittern?«, fragte Jodie.

»Einen Offizier ermorden«, erwiderte Reacher.  
»Das ist manchmal vorgekommen. Irgendein ehrgeiziger Leutnant, wahrscheinlich noch nicht lange in Vietnam, will unbedingt in eine gefährlichere Stellung vorrücken. Den GIs gefällt das nicht, sie rechnen sich aus, dass er auf einen Orden scharf ist, und wollen lieber, dass ihr Arsch heil bleibt. Als er dann Angriff! befiehlt, schießt jemand ihn in den Rücken oder erledigt ihn mit einer Handgranate, was effizienter ist, weil man damit nicht genau zu zielen braucht und die Sache sich besser tarnen lässt. Daher kommt die Bezeichnung Splittern - von Splitterhandgranate.«

»War's also Splittern?«, fragte Jodie.

»Die Einzelheiten sind geheim«, wiederholte Newman. »Aber am Ende einer langen und verbrecherischen Laufbahn hat auch Splittern eine Rolle gespielt. Wie aus den Unterlagen klar



hervorgeht, war Carl Allen ganz entschieden kein vorbildlicher Soldat.«

Jodie nickte. »Aber wieso um Himmels willen ist das geheim? Unabhängig davon, was er getan hat, ist er seit dreißig Jahren tot. Der Gerechtigkeit wurde längst Genüge getan, oder?«

Reacher war wieder an Aliens Sarg getreten. Er starrte das Skelett nachdenklich an.

»Vorsicht«, sagte er. »Wie der ehrgeizige Leutnant auch zu Tode gekommen sein mag - seinen Angehörigen wurde mitgeteilt, er sei als Held im Kampf gegen den Feind gefallen. Sollten sie je etwas anderes erfahren, wäre das ein Skandal. Und das Heeresministerium mag keine Skandale.«

»Richtig«, wiederholte Newman.

»Aber wo ist Hobie?«, hakte Reacher nach.

»Sie haben noch was übersehen. Einen Schritt

nach dem anderen, okay?«

»Aber worum handelt es sich?«, fragte Reacher ratlos. »Wo ist es?«

»Zwischen den Knochen.«

Die Wanduhr des Laboratoriums zeigte siebzehn Uhr dreißig. Kaum mehr als eine Stunde Zeit. Reacher holte tief Luft und schritt die Säрге in umgekehrter Reihenfolge ab: Gunston, Zabrinksi, Allen, Soper, Bamford, Tardelli, Kaplan. Sechs Totenschädel und ein kopfloses Skelett, das erst unterhalb der Schultern vollständig war, starrten ihn aus den Särgen an. Er wiederholte seine Runde. Die Uhr tickte weiter. Er blieb vor jedem einzelnen Sarg stehen, legte seine Hände auf den kalten Aluminiumrand, beugte sich darüber und starrte hinein, während er sich verzweifelt anstrenzte, etwas zu entdecken, das er bisher übersehen hatte. Zwischen den Knochen. Er begann seine Suche jeweils oben. Der Schädel, die

Nackenwirbel, die Schlüsselbeine, die Rippen, die Arme, das Becken, die Beine, die Füße. Dann versuchte er, den Inhalt der Holzkisten vorsichtig zu sortieren, die trockenen Knochen mit dem Zeigefinger zur Seite zu schieben. Siebzehn Uhr fünfundvierzig. Siebzehn Uhr fünfzig. Jodie beobachtete ihn sorgenvoll. Er machte seine Runde zum dritten Mal, fing wieder mit Gunston, dem Cop, an. Weiter zu Zabriski, dem zweiten Cop. Dann zu Allen, dem Straftäter, und Bamford, dem Crew Chief. In Bamfords Kiste fand er endlich, was er suchte. Er schloss kurz die Augen. Wie hatte er das nur übersehen können? Es war so offensichtlich, wie mit Leuchtfarbe gemalt und zusätzlich mit einem Scheinwerfer angestrahlt. Er ging hastig von einem der sechs weiteren Särge zum anderen, zählte, kontrollierte alles noch mal. Er hatte sich nicht geirrt. Er hatte es gefunden. Kurz vor achtzehn Uhr auf Hawaii.

»Hier liegen nur sieben Skelette«, sagte er. »Aber fünfzehn Hände.«

Achtzehn Uhr auf Hawaii ist dreiundzwanzig Uhr in New York City. Hobie hielt sich allein im Schlafzimmer seines Apartments auf, dreißig Stockwerke über der Fifth Avenue, und war gerade dabei, ins Bett zu gehen. Normalerweise tat er das nicht schon um diese Zeit, sondern blieb meist bis ein oder zwei Uhr morgens auf, las ein Buch oder sah sich im Kabelfernsehen einen Film an. Doch heute Abend war er müde. Hinter ihm lag ein langer Tag mit einem gewissen Maß an körperlicher Anstrengung und geistigem Stress.

Hobie saß auf der Kante seines riesigen französischen Betts mit der dicken weißen Steppdecke. Die Wände seines Schlafzimmers waren weiß, die Jalousien ebenfalls. Nicht etwa, weil er in Bezug auf seine Einrichtung einen gewissen Stil pflegte, sondern weil weiße Sachen immer am billigsten waren. Was man auch kaufte - Bettwäsche, Wandfarbe oder Jalousien -, die

weiße Ausführung kostete immer am wenigsten. Die Wände waren kahl. Es gab keine Bilder, keine Fotos, keine Erinnerungsstücke, keinen Wandteppich. Der Fußboden bestand aus schmucklos schlichten Eichendielen. Ohne Teppich.

Er trug blitzblank geputzte schwarze Oxfords, die genau rechtwinklig zu den Eichendielen standen, bückte sich, zog nacheinander die Schnürsenkel auf und dann die Schuhe aus. Schob sie mit den Füßen zusammen und stellte sie ordentlich unters Bett. Danach streifte er seine Socken von den Füßen, schüttelte sie aus und ließ sie auf den Boden fallen. Als Nächstes nahm er die Krawatte ab. Er trug immer eine Krawatte. Er war sehr stolz darauf, dass er sich seine Krawatte mit nur einer Hand binden konnte.

Er trat barfuß an den Kleiderschrank, schob die Spiegeltür auf und fädelt das schmale Ende seiner Krawatte hinter der Messingstange ein, auf der sie

nachts immer hing. Dann ließ er das Jackett vom linken Arm gleiten. Benutzte seine linke Hand, um es vom rechten Arm zu ziehen. Er holte einen Bügel heraus, hängte sein Jackett mit einer Hand darüber und in den Schrank. Er knöpfte seine Hose auf und öffnete den Reißverschluss. Schlüpfte aus der Hose, hockte sich hin und zog sie auf dem glänzenden Eichenboden glatt. Für einen Einarmigen war das die einzige Möglichkeit, eine Hose richtig zusammenzulegen. Dann stand er auf, nahm einen weiteren Bügel aus dem Kleiderschrank, bückte sich, schob ihn unter die Aufschläge und bis zu den Knien hinauf. Er hängte sie neben das Jackett in den Schrank.

Mit den Fingern der linken Hand schob er die Knöpfe seines Oberhemds durch die gestärkte Knopfleiste. Danach knöpfte er die rechte Manschette auf. Er ließ das Hemd über die Schultern gleiten und benutzte die Linke, um es über den Haken herunterzuziehen. Dann beugte er sich leicht zur Seite, damit es über den linken Arm

rutschen konnte. Trat mit einem Fuß auf einen Hemdzipfel und zog seinen Arm aus dem Ärmel nach oben. Dabei wurde der Ärmel umgekrempelt, und seine linke Hand zwängte sich durch die Manschette. Die einzige Veränderung, die an irgendeinem seiner Kleidungsstücke nötig war, bestand darin, dass er die Manschettenknöpfe seiner Hemden versetzen ließ, damit er sie zugeknöpft über die linke Hand streifen konnte.

Er ließ das Oberhemd auf dem Fußboden liegen, fasste seine Boxershorts am Bund und zog sie herunter. Dann packte er den Saum seines Unterhemds. Dies war der schwierigste Teil. Er zerrte am Hemdsaum, zog den Kopf ein und streifte das Unterhemd hoch. Wechselte den Griff und zog es sich übers Gesicht. Mit der linken Hand hielt er das Ärmelloch auf, um den Haken hindurchzubekommen. Dann schnellte er seinen linken Arm nach vorn, bis das Unterhemd über Kopf und Rücken glitt und auf dem Fußboden landete. Er bückte sich, raffte es mit dem Hemd,

den Boxershorts und den Socken zusammen, trug die Sachen ins Bad und warf sie in den Wäschekorb.

Er ging nackt zum Bett zurück und setzte sich wieder auf die Kante. Griff mit der linken Hand über seine Brust und löste die Schnallen der breiten Lederriemen um seinen rechten Oberarm. Drei Lederriemen, drei Schnallen. Er drückte das Lederkorsett auseinander und nach hinten weg. Es knarrte in der Stille seines Schlafzimmers. Das Leder war dicker und schwerer als das von Schuhen und in geformten Lagen übereinander geklebt. Es war braun und durch langen Gebrauch glänzend abgewetzt. Im Lauf der Jahre hatte es sich seinem Muskel wie ein Stahlkorsett angepasst. Es quetschte seinen Bizeps zusammen, als er es nach hinten drückte. Er schob die angenieteten Lederriemen von seinem Ellbogen weg. Dann nahm er den kalten Stahl seines Hakens in die linke Hand und zog behutsam daran. Das halbrunde Lederformstück trennte sich vom Armstumpf, und



er hielt nun die ganze Prothese in der Hand. Klemmte sie sich senkrecht zwischen die Knie, sodass der Haken zum Fußboden und das Formstück nach oben wies. Er beugte sich zum Nachttisch hinüber, zog einen Packen Kosmetiktücher aus einer Box und holte eine Dose Talkumpuder aus der Schublade. Drückte die Kosmetiktücher in der linken Faust zusammen, stopfte sie in das Formstück und bewegte sie schraubenförmig, um den Schweiß des Tages zu entfernen. Dann schüttelte er die Talkumdose und puderte die Innenseite ein. Er zog weitere Kosmetiktücher heraus und polierte damit das Leder und den Stahl. Dann legte er die Prothese parallel zu seinem Bett auf den Fußboden.

Über dem Stumpf des rechten Unterarms trug er eine dünne Socke. Sie sollte verhindern, dass das Leder seine Haut aufrieb. Das war kein medizinischer Spezialartikel, sondern eine Babysocke. Schlauchförmig, ohne Ferse. Er kaufte sie in Packungen zu einem Dutzend Paaren in

Kaufhäusern und nahm immer die weißen. Sie waren billiger. Jetzt nahm er die Socke ab und legte sie neben die Box mit Kosmetiktüchern auf den Nachttisch.

Der Stumpf selbst war geschrumpft. Er verfügte noch über ein paar Muskeln, die aber nicht zum Einsatz kamen und deshalb geschwunden waren. Man hatte die Knochen an den abgetrennten Enden stumpf zugefeilt, die Haut darüber gezogen und vernäht. Die Haut war weiß, die Stiche feuerrot. Sie sahen wie chinesische Schriftzeichen aus. Aus dem Armstumpf wuchsen schwarze Haare, weil die Haut, die ihn bedeckte, von der Oberseite seines Arms über die Wunde gezogen worden war.

Er stand wieder auf und ging ins Bad. Einer der Vorbesitzer hatte über dem Waschbecken eine riesige Spiegelwand anbringen lassen. Er betrachtete sich darin - und hasste, was er sah. Sein Arm störte ihn nicht weiter. Der fehlte nur. Aber er hasste sein Gesicht. Wegen der

Brandnarben. Der Arm war eine Verwundung, aber sein Gesicht war eine Verunstaltung. Er drehte den Kopf halb zur Seite, um es nicht sehen zu müssen, putzte sich die Zähne und nahm eine Flasche Hautlotion mit zurück ans Bett. Drückte einen Tropfen davon auf den Armstumpf und massierte ihn mit den Fingern ein. Dann stellte er die Hautlotion neben die Babysocke auf den Nachttisch, kroch unter die Steppdecke und knipste das Licht aus.

»Links oder rechts?«, fragte Jodie. »Welche Hand hat er verloren?«

Reacher stand über Bamfords Aluminiumsarg gebeugt und begutachtete die Knochen.

»Seine rechte Hand«, sagte er. »Die überzählige Hand ist eine rechte Hand.«

Newman trat neben ihn, neigte sich über den Sarg

und schob mit dem Zeigefinger zwei zersplitterte Knochenstücke von etwa zwölf Zentimeter Länge auseinander.

»Er hat mehr als nur die Hand verloren«, sagte er. »Das hier sind Elle und Speiche seines rechten Arms. Er ist unter dem Ellbogen abgetrennt worden - wahrscheinlich durch einen Splitter eines Rotorblatts. Vermutlich ist genug zurückgeblieben, um einen brauchbaren Stumpf zu bilden.«

Reacher ließ seinen Finger über die zersplitterten Knochenenden gleiten.

»Das verstehe ich nicht, Nash«, sagte er. »Warum haben Sie die Umgebung nicht abgesucht?«

»Warum sollten wir?«, fragte Newman in neutralem Tonfall.

»Wieso haben Sie einfach angenommen, er habe den Absturz überlebt? Er war schwer verletzt. Der Aufschlag, der abgetrennte Arm? Vielleicht

weitere Verletzungen, vielleicht innere Blutungen? Zumindest großer Blutverlust? Vielleicht auch Brandwunden? Schließlich gab es überall brennenden Treibstoff. Denken Sie darüber nach, Nash. Wahrscheinlich ist er vom Wrack der Huey weggekrochen - aus dem Armstumpf blutend, vielleicht inmitten von Flammen hat sich zwanzig, dreißig Meter weit geschleppt und ist im Unterholz zusammengebrochen und gestorben. Warum zum Teufel haben Sie ihn nicht gesucht?«

»Diese Frage sollten Sie sich selbst stellen«, gab Newman zurück. »Warum haben wir ihn nicht gesucht?«

Reacher starrte ihn an. Nash Newman, einer der intelligentesten Männer, die er je gekannt hatte. Ein Mann, der so pedantisch und präzise arbeitete, dass er ein Stück Schädelknochen in die Hand nehmen und einem sagen konnte, wem es gehörte, wie der Tote gelebt hatte, wie er ums Leben gekommen war. Ein professionell und gewissenhaft

arbeitender Mann, der die längste und komplizierteste kriminaltechnische Untersuchung aller Zeiten geleitet und dabei nur Lob und Anerkennung erhalten hatte. Wie konnte ausgerechnet Nash Newman einen so grundlegenden Fehler gemacht haben? Reacher starrte ihn an, dann holte er tief Luft und schloss einen Moment die Augen.

»O Gott, Nash«, sagte er langsam. »Sie wissen, dass Hobie überlebt hat, stimmt's? Sie wissen es wirklich. Sie haben nicht nach ihm gesucht, weil Sie das sicher wissen.«

Newman nickte. »Richtig.«

»Aber woher wissen Sie das?«

Newman sah sich im Labor um. Senkte seine Stimme.

»Weil er später aufgetaucht ist«, sagte er. »Er ist drei Wochen später in einem Feldlazarett

aufgekreuzt - rund fünfzig Meilen von der Absturzstelle entfernt. Das steht alles in seiner Krankenakte. Er hatte hohes Fieber, war unterernährt, hatte den rechten Arm verloren, Maden in seinem Armstumpf und das halbe Gesicht verbrannt. Er war die meiste Zeit nicht ansprechbar, wurde aber anhand seiner Erkennungsmarke identifiziert. Als er sich dann etwas erholt hatte, hat er erzählt, dass er der einzige Überlebende war. Daher wussten wir genau, was wir dort oben finden würden. Und aus diesem Grund war die Suche nicht sehr dringend, bis Leon plötzlich darauf gedrängt hat.«

»Aber was ist noch passiert?«, fragte Jodie.  
»Weshalb die ganze Geheimniskrämerei?«

»Das Feldlazarett lag ziemlich weit nördlich«, sagte Newman. »Der Vietcong ist nach Süden vorgestoßen, und wir waren auf dem Rückzug. Deshalb wurde das Lazarett zur Evakuierung vorbereitet.«

»Und?«, fragte Reacher.

»Er ist in der Nacht verschwunden, bevor er nach Saigon verlegt werden sollte.«

»Er ist verschwunden?«

Newman nickte. »Einfach weggelaufen. Vom Krankenbett aufgestanden und abgehauen. Ist nie wieder gesehen worden.«

»Scheiße«, meine Reacher.

»Ich verstehe die ganze Geheimniskrämerei trotzdem nicht«, wandte Jodie ein.

Newman zuckte mit den Schultern. »Nun, vielleicht kann Reacher sie Ihnen erklären. Das ist mehr sein Fachgebiet als meines.«

Reacher hielt noch immer Hobies Knochen in der Hand. Elle und Speiche seines rechten Arms, am unteren Ende in Gelenkpfannen auslaufend, am



oberen Ende durch einen Splitter von seinen eigenen Rotorblättern durchtrennt und zerschmettert. Hobie hatte die Vorderkante dieser Rotorblätter studiert und beobachtet, dass sie armdicke Äste abschlagen konnte. Er hatte diese Beobachtung nutzbringend verwertet, um anderen Männern das Leben zu retten. Dann war dasselbe Rotorblatt abgeknickt, hatte in sein Cockpit geschlagen und ihm die Hand abgetrennt.

»Er war im Prinzip ein Deserteur«, sagte er. »Er war als Soldat in Vietnam und hat sich unerlaubt von der Truppe entfernt. Aber die Army hat darauf verzichtet, ihn zu verfolgen. Denn was hätte die Army anderes tun sollen? Nehmen wir einmal an, sie hätte ihn erwischt - was dann? Sie hätte einen Mann mit vorbildlicher Laufbahn und neunhunderteinundneunzig Kampfeinsätzen anklagen müssen, einen Offizier, der nach dem Trauma seines Absturzes und grässlicher Entstellungen desertiert war. Das konnte sie nicht. Dieser Krieg war unpopulär. Man konnte keinen

durch schwere Verwundungen entstellten Helden in Fort Leavenworth einbuchten, nachdem er unter solchen Umständen desertiert war. Aber man konnte auch nicht den Eindruck erwecken, als gingen Deserteure straffrei aus. Das wäre ein Skandal anderer Art gewesen. Die Army hat damals zahlreiche Deserteure bestraft. Männer, die keine Verdienste aufzuweisen hatten. Sie durfte nicht erkennen lassen, dass für verschiedene Leute verschiedene Maßstäbe galten. Deshalb wurde die Akte Hobie geschlossen und als streng geheim klassifiziert. Deshalb endet der offizielle Teil mit seinem letzten Einsatz. Der gesamte Rest liegt irgendwo im Pentagon in einem Panzerschrank.«

Jodie nickte.

»Und deshalb steht sein Name nicht auf dem Ehrenmal für die Gefallenen des Vietnamkriegs«, sagte sie. »Sie wissen, dass er noch lebt.«

Reacher widerstrebte es, die Knochen in den

Sarg zurückzulegen. Er hielt sie in einer Hand und fuhr mit den Fingern der anderen darüber.

»Haben Sie seine Krankenakte eingesehen?«, fragte er Newman. »Seine alten Röntgenbilder, sein Zahnschema und all das übrige Zeug?«

Newman schüttelte den Kopf. »Er ist kein Vermisster. Er hat überlebt und ist desertiert.«

Reacher beugte sich über Bamfords Sarg und legte die beiden gelblichen Knochenstücke vorsichtig in eine Ecke. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann's einfach nicht glauben, Nash. Alles, was ich über diesen Mann weiß, sagt mir, dass er nicht die Mentalität eines Deserteurs hatte. Seine Herkunft, seine militärische Laufbahn, alles. Mit Deserteuren kenne ich mich aus. Ich habe schon viele gejagt und aufgespürt.«

»Er ist desertiert«, entgegnete Newman. »Das ist eine Tatsache, das steht in den Unterlagen des Feldlazaretts.«

»Er hat den Absturz überlebt«, sagte Reacher.  
»Das lässt sich nicht mehr bestreiten, denke ich. Er war im Lazarett. Auch das steht außer Zweifel. Aber vielleicht ist er nicht wirklich desertiert? Vielleicht war er nur verwirrt - von Medikamenten benommen, nicht ganz klar im Kopf? Vielleicht ist er nur herumgeirrt und hat sich verlaufen?«

Newman schüttelte den Kopf. »Er war nicht verwirrt.«

»Das passt nicht zusammen«, widersprach Reacher.

»Der Krieg verändert die Menschen«, bemerkte Newman.

»Nicht so gewaltig«, erwiderte Reacher.

Newman trat einen Schritt näher an ihn heran und senkte erneut die Stimme.

»Er hat einen Krankenpfleger umgebracht«, flüsterte er. »Der Mann hat gesehen, dass er das Lazarett verlassen wollte, und versucht, ihn aufzuhalten. Das steht alles in den Unterlagen. Ich gehe nicht zurück, hat Hobie gesagt und dem Kerl eine Flasche über den Kopf geschlagen. Doppelter Schädelbruch. Sie haben ihn in Hobies Bett gelegt, aber er hat den Rücktransport nach Saigon nicht überlebt. Das ist der wirkliche Grund für die strenge Geheimhaltung, Reacher. Die Army hat nicht nur darauf verzichtet, einen Deserteur zu verfolgen. Sie hat einen Mörder laufen lassen.«

Im Labor herrschte betroffenes Schweigen. Die Klimaanlage sumnte leise. Reacher stützte sich mit einer Hand auf den Rand von Bamfords Aluminiumsarg, weil er fürchtete, seine Knie könnten nachgeben.

»Das glaube ich nicht«, sagte er.

»Sie müssen's aber glauben«, entgegnete

Newman, »weil es wahr ist.«

»Das kann ich seinen Eltern nicht erzählen«, sagte Reacher. »Ausgeschlossen! Das wäre ihr Tod.«

»Ein schreckliches Geheimnis«, bemerkte Jodie. »Er ist als Mörder straffrei geblieben?«

»Politik«, antwortete Newman. »Unsere Politik dort drüben hat zum Himmel gestunken. Das tut sie eigentlich noch heute.«

»Vielleicht ist er bald danach gestorben«, meinte Reacher. »Hat seine Flucht durch den Dschungel nicht überlebt. Er war noch immer sehr krank, oder?«

»Was würde Ihnen das nützen?«, fragte Newman.

»Nun, ich könnte seinen Eltern berichten, dass er gefallen ist, brauchte nicht auf Einzelheiten einzugehen.«

»Sie klammern sich an Strohhalme«, meinte Newman.

»Wir müssen gehen«, sagte Jodie. »Sonst verpassen wir unser Flugzeug.«

»Würden Sie seine Krankenakte überprüfen?«, fragte Reacher. »Wenn ich sie von seinen Eltern bekäme? Würden Sie das für mich tun?«

Schweigen.

»Sie liegt schon hier«, antwortete Newman. »Leon hat sie mitgebracht. Hobies Eltern haben sie ihm überlassen.«

»Nehmen Sie die Überprüfung vor?«, fragte Reacher.

»Sie klammern sich an Strohhalme«, wiederholte Newman.

Reacher drehte sich um und zeigte auf die in einer

Nische in der Rückwand des Labors gestapelten über hundert Kartons. »Er könnte bereits dort drin liegen, Nash.«

»Er ist in New York«, sagte Jodie. »Siehst du das nicht ein?«

»Nein, ich will, dass er tot ist«, sagte Reacher. »Ich kann nicht zu seinen Eltern gehen und ihnen erzählen, dass ihr Sohn ein Deserteur und Mörder ist, dass er die ganze Zeit irgendwo gelebt hat, ohne sich bei ihnen zu melden. Er muss tot sein.«

»Aber das ist er nicht«, widersprach Newman.

»Aber er könnte tot sein, nicht wahr?«, sagte Reacher. »Er kann später gestorben sein. Irgendwo im Dschungel, an einem anderen Ort, vielleicht weit entfernt, auf der Flucht? Krankheit, Unterernährung? Vielleicht sind seine sterblichen Überreste längst aufgefunden worden. Überprüfen Sie seine Krankenakte? Um mir einen Gefallen zu erweisen?«



»Reacher, wir müssen wirklich gehen«, drängte Jodie ihn.

»Nehmen Sie die Überprüfung vor?«, wiederholte Reacher.

»Das kann ich nicht«, antwortete Newman. »Diese ganze Sache ist streng geheim, kapieren Sie das nicht? Ich hätte Ihnen überhaupt nichts sagen dürfen. Und ich kann jetzt keinen weiteren Namen auf die Vermisstenliste setzen. Da macht das Heeresministerium nicht mit. Wir sollen die Zahl der Vermissten durch unsere Arbeit verringern, nicht willkürlich erhöhen.«

»Können Sie's nicht inoffiziell tun? In Ihrer Freizeit? Schließlich sind Sie hier der Chef, Nash. Bitte? Mir zu Gefallen?«

Newman schüttelte den Kopf. »Sie klammern sich an Strohhalme, das ist alles.«

»Bitte, Nash«, sagte Reacher.

Newman antwortete nicht gleich. Dann seufzte er.

»Verdammt noch mal«, sagte er, »für Sie tu ich's.«

»Wann?«, fragte Reacher.

Newman zuckte mit den Schultern. »Morgen früh als Erstes, okay?«

»Rufen Sie mich an, sobald Sie fertig sind?«

»Klar, aber damit vergeuden wir nur unsere Zeit. Telefonnummer?«

»Nimm die vom Handy«, sagte Jodie.

Sie ratterte die Nummer herunter. Newman schrieb sie sich auf die Manschette seines Labormantels.

»Danke, Nash«, sagte Reacher. »Damit tun Sie mir wirklich einen großen Gefallen.«

»Zeitverschwendung«, erwiderte Newman.

»Wir müssen los!«, drängte Jodie.

Reacher nickte. Sie gingen zu der Stahltür in der Wand aus Hohlblocksteinen. Draußen auf dem Korridor wurden sie von Oberleutnant Simon erwartet, der sich erbot, Jodie und Reacher zum Flughafenterminal zu fahren.

Obwohl sie wieder erste Klasse flogen, empfand Reacher den Rückflug als trostlos. Dies war dasselbe Flugzeug wie auf dem Hinflug, das jetzt nach New York zurückkehrte. Man hatte es gereinigt und überprüft, betankt, mit Essen und Getränken beliefert und mit einer neuen Besatzung bestückt. Jodie und Reacher hatten dieselben Sitze. Reacher saß wieder am Gang, aber diesmal fühlte der breite Sessel sich anders an, und es machte ihm keinen Spaß mehr, darin zu sitzen.

Man hatte die Kabinenbeleuchtung gedämpft, weil es inzwischen Nacht war. Das Kabinenpersonal gab sich unaufdringlich zuvorkommend. Außer ihnen befand sich nur noch ein Passagier in der ersten Klasse, zwei Reihen vor ihnen auf der anderen Seite des Mittelgangs. Er war ein großer, hagerer Mann, der ein pastellfarben gestreiftes Hemd aus kreppähnlichem Baumwollgewebe mit

kurzen Ärmeln trug. Sein rechter Arm ruhte auf der Sessellehne, und die Hand hing schlaff und entspannt herab. Seine Augen waren geschlossen.

»Wie groß ist er?«, flüsterte Jodie.

Reacher sah kurz nach vorn. »Etwas über einsachtzig.«

»Genau wie Victor Hobie«, sagte sie. »Du erinnerst dich an seine Akte?«

Reacher nickte. Sah zu dem auf der Sessellehne ruhenden Arm hinüber. Der Mann war hager, und er konnte im Halbdunkel den stark hervortretenden Knochen am Handgelenk sehen, die sommersprossige Haut und die von der Sonne ausgebleichten Haare. Auch die Speiche seines Unterarms war fast bis zum Ellbogen hinauf sichtbar. Hobie hatte fünfzehn Zentimeter seiner Speiche am Absturzort zurückgelassen. Reacher griff dieses Stück in Gedanken vom Handgelenk des Hageren beginnend nach oben ab. Nach

fünfzehn Zentimetern war er halb am Ellbogen angelangt.

»Ungefähr halb und halb, stimmt's?«, fragte Jodie.

»Etwas mehr als die Hälfte«, antwortete Reacher. »Die Ärzte haben den Stumpf bestimmt kürzen müssen. Ich denke, dass sie die Knochen bis dorthin abgefeilt haben, wo sie zersplittert waren. Falls er überlebt hat.«

Der Mann zwei Reihen vor ihnen bewegte sich und zog seinen Arm an den Körper, wo er nicht mehr zu sehen war, als wisse er, dass die beiden von ihm redeten.

»Er hat überlebt«, beharrte Jodie. »Er lebt und hält sich in New York versteckt.«

Reacher zuckte unglücklich mit den Schultern.

»Ich hätte gewettet, dass das nicht so ist.«

Jodie betrachtete ihn nachdenklich. »Warum stört dich das so sehr?«, fragte sie ruhig.

Er wich ihrem Blick aus und starrte auf die Rückenlehne des Sitzes vor ihm.

»Das hat viele Gründe«, sagte er.

»Zum Beispiel?«

Er zuckte wieder mit den Schultern. »Ich habe mein fachmännisches Urteil abgegeben. Meine Intuition hat mir etwas gesagt, und nun sieht's so aus, als hätte ich mich geirrt.«

Sie legte ihre Hand sanft auf seinen Arm, wo er über dem Handgelenk etwas schmaler wurde. »Sich mal zu irren, bedeutet nicht gleich das Ende der Welt.«

Er schüttelte den Kopf. »Manchmal nicht, manchmal schon. Hängt davon ab, worum es geht. Irgendwer fragt mich, wer die World Series

gewinnen wird, und ich tippe auf die Yankees - das spielt keine Rolle, stimmt's? Denn woher, zum Teufel, soll ich das als Laie wissen? Aber nehmen wir mal an, ich wäre ein Sportjournalist, der solche Dinge wissen müsste? Oder ein professioneller Glücksspieler? Und Baseball wäre mein Leben? Dann ist's das Ende der Welt, wenn ich grob danebentippe.«

»Was willst du damit sagen?«

»Damit will ich sagen, dass solche Beurteilungen mein Leben sind. Um beruflich etwas zu taugen, muss ich auf diesem Gebiet gut sein. Ich war bisher immer gut. Auf meine Intuition konnte ich mich verlassen.«

»Aber du hattest nicht genügend Informationen für ein Urteil.«

»Bockmist, Jodie. Ich hatte reichlich Informationen. Sehr viel mehr als in manchen anderen Fällen. Ich habe die Eltern von Hobie



besucht, seine Briefe gelesen, mit seinem Jugendfreund gesprochen, seine Militärakte gelesen, mit seinem alten Kriegskameraden gesprochen - und alles hat mich in meiner Überzeugung bestärkt, dieser Kerl könne sich unmöglich so verhalten haben, wie er's offenbar getan hat. Also habe ich mich schlicht und einfach geirrt, und das macht mich fertig, denn wo stehe ich jetzt?«

»In welcher Beziehung?«

»Ich muss es den Hobies sagen«, antwortete er. »Das überleben sie nicht. Du hättest sie sehen sollen! Sie haben ihren Jungen vergöttert. Das Militär, den ganzen damaligen Patriotismus, den Dienst fürs Vaterland, diesen ganzen Scheiß. Jetzt muss ich ihnen mitteilen, dass ihr Junge ein Mörder und Deserteur ist. Und ein grausamer Sohn, der sie dreißig Jahre lang in schrecklicher Ungewissheit gelassen hat. Erfahren sie das, kippen sie wahrscheinlich tot um, Jodie.«

Er verfiel in Schweigen.

»Und?«, fragte sie.

Er wandte sich ihr zu. »Und die Zukunft. Was soll ich machen? Ich habe ein Haus, ich brauche einen Job. Was für eine Art Job? Meine Dienste als Ermittler kann ich nicht mehr anbieten, seit ich plötzlich angefangen habe, Fälle völlig falsch zu beurteilen. Der Zeitpunkt ist ideal gewählt, nicht? Meine Fähigkeiten lassen mich genau in dem Augenblick im Stich, in dem ich dringend Arbeit brauche. Am besten gehe ich wieder auf die Keys zurück und hebe den Rest meines Lebens Gräben für Swimmingpools aus.«

»Du bist viel zu streng mit dir. Das war nur ein Gefühl. Eine Intuition, die sich als falsch herausgestellt hat.«

»Intuitionen sollten sich als richtig erweisen«, erklärte er. »Meine waren bisher immer zutreffend. Ich könnte dir von einem Dutzend Fällen erzählen,

in denen ich mich auf meine Intuition verlassen habe. Sie hat mir mehrmals das Leben gerettet.«

Jodie nickte, ohne sich dazu zu äußern.

»Und statistisch gesehen hätte ich Recht haben müssen«, begann er wieder. »Weißt du, wie viele Amerikaner nach dem Vietnamkrieg offiziell als unauffindbar gelten? Ungefähr fünf. Zweitausendzweihundert werden vermisst, aber die sind tot, das weiß jeder. Im Lauf der Zeit wird Nash sie alle aufspüren, alle ihre Namen abhaken. Aber fünf Männer lassen sich in keine der bekannten Kategorien einordnen. Drei haben die Seite gewechselt, sind dort geblieben und haben nach dem Krieg in Vietnam auf dem Land gelebt. Zwei sind in Thailand untergetaucht. Einer von ihnen hat später in Bangkok in einer Hütte unter einer Brücke gehaust. Fünf faule Eier unter einer Million Männer, und Victor Hobie ist eines davon, und ich habe ihn völlig falsch beurteilt.«

»Aber du hast dich nicht wirklich getäuscht«, wandte Jodie ein. »Du hast den früheren Victor Hobie beurteilt, das war alles. Alle deine Informationen haben sich auf Victor Hobie vor dem Krieg und vor dem Absturz bezogen. Der einzige Zeuge, der irgendwelche Veränderungen hätte bemerken können, war DeWitt, der sich größte Mühe gegeben hat, sie nicht wahrzunehmen.«

Er schüttelte erneut den Kopf. »Auch das habe ich berücksichtigt oder in Betracht zu ziehen versucht. Ich habe nicht geglaubt, dass er sich so grundlegend verändern könnte.«

»Vielleicht war der Absturz an allem schuld«, sagte sie. »Überleg doch mal, Reacher. Wie alt war er damals - einundzwanzig oder zweiundzwanzig. Sieben Männer sind gestorben, und vielleicht hat er sich dafür verantwortlich gefühlt. Schließlich war er der Pilot des Hubschraubers, stimmt's? Und er war entstellt. Er hatte seine rechte Hand verloren und

wahrscheinlich auch schlimme Brandwunden, Körperlich entstellt zu sein ist ein Trauma für einen jungen Mann, oder? Und im Feldlazarett stand er vermutlich unter Medikamenten und hatte einfach Angst vor dem angekündigten Rücktransport.«

»Er wäre nicht in den Kampf zurückgeschickt worden«, bemerkte Reacher.

Jodie nickte. »Natürlich nicht, aber vielleicht konnte er nicht klar denken. Von Morphinum wird man high. Vielleicht hat er geglaubt, sie würden ihn sofort zurückschicken oder er würde für den Verlust seines Hubschraubers bestraft werden. Wir wissen einfach nicht, in welchem Geisteszustand er sich damals befunden hat. Jedenfalls ist er geflüchtet und hat dabei einen Krankenpfleger niedergeschlagen. Bestimmt war ihm später bei diesem Gedanken ganz schrecklich zumute. Er hält sich seit damals versteckt, weil er ein schlechtes Gewissen hat. In Wirklichkeit hätte er sich längst

stellen sollen, weil er niemals verurteilt worden wäre. Aber er hat sich versteckt, und je länger er im Verborgenen gelebt hat, desto schlimmer ist alles geworden. Das Ganze war eine Art Schneeballeffekt.«

»Trotzdem habe ich Unrecht«, entgegnete Reacher. »Du hast gerade einen irrationalen Mann beschrieben. Ängstlich, unrealistisch, leicht hysterisch. Ich hatte ihn als pflichtbewusstes Arbeitstier eingeschätzt. Sehr nüchtern, sehr vernünftig, sehr normal. Das zeigt, wie sehr ich mich in ihm getäuscht habe.«

»Was hast du also vor?«, fragte Jodie.

»In welcher Beziehung?«

»In Bezug auf die Zukunft?«

Er zuckte erneut mit den Schultern. »Weiß ich nicht.«

»Was ist mit den Hobies?«

»Weiß ich nicht«, wiederholte er,

»Du solltest versuchen, ihn zu finden, denke ich«, sagte sie. »Ihn davon überzeugen, dass er jetzt keine Strafverfolgung mehr zu befürchten hat. Ihn zur Vernunft bringen. Vielleicht könntest du erreichen, dass er sich wieder bei seinen Eltern meldet.«

»Wie soll ich ihn finden? Im Augenblick kommt's mir vor, als könnte ich nicht mal meine eigene Nase finden. Und du vergisst etwas anderes.«

»Was?«

»Er will nicht gefunden werden. Wie du ganz richtig vermutest, will er im Verborgenen leben. Selbst wenn er sich anfangs nur aus Verwirrung verkrochen hat, ist er später offenbar auf den Geschmack gekommen. Er hat Costello ermorden lassen, Jodie. Er hat seine Leute auf uns gehetzt.

Damit er weiter versteckt leben kann.«

Eine Stewardess dimmte die Kabinenbeleuchtung noch weiter herunter, und Reacher kippte seinen Sitz nach hinten und versuchte zu schlafen, während sein letzter Gedanke ihn weiter beschäftigte: Victor Hobie hat Costello ermorden lassen, um versteckt leben zu können.

Dreißig Stockwerke über der Fifth Avenue wachte er kurz nach sechs Uhr morgens auf, die normale Zeit, je nachdem wie schlimm der Feuertraum gewesen war. Dreißig Jahre sind fast elftausend Tage, und zu elftausend Tagen gehören elftausend Nächte, und in jeder einzelnen dieser Nächte hatte er von dem Aufschlagbrand geträumt. Der Heckausleger brach ab, und die Kabine wurde von den Baumwipfeln herumgeschleudert. Beim Auseinanderbrechen der Maschine wurde der Treibstofftank leck. Treibstoff spritzte heraus. Er



sah ihn Nacht für Nacht in grässlichem Zeitlupentempo herausspritzen. Der Treibstoff glänzte und schimmerte in der grauen Dschungelluft, während er sich zu großen Tropfen zusammenklumpte. Sie verdrehten sich und änderten ihre Form und wuchsen dabei wie langsam durch die Luft schwebende Lebewesen. Das Licht brach sich in ihnen und ließ sie fremdartig schön erscheinen. In den Tropfen waren Regenbogen zu sehen. Sie erreichten ihn, bevor das Rotorblatt seinen Arm traf. Jede Nacht drehte er mit genau derselben ruckartigen Bewegung den Kopf weg, aber sie erreichten ihn trotzdem. Sie klatschten ihm ins Gesicht. Die Flüssigkeit war warm. Das verwirrte ihn. Sie sah wie Wasser aus. Wasser sollte kalt sein. Er hätte erfrischende Kühle spüren sollen. Aber dieses Nass war warm. Es war klebrig. Dicker als Wasser. Es roch nach Chemie. Es klatschte auf seine linke Kopfseite. Es ließ sein Haar zusammenkleben. Es lief ihm langsam über die Stirn und ins Auge.

Dann sah er sich um und stellte fest, dass die Luft in Flammen stand. Sie verschlangen die in ihr schwebenden flüssigen Formen und ließen sie noch größer und feuriger werden. Und unabhängig voneinander gingen die einzelnen Tropfen in Flammen auf. Es gab keine Verbindung mehr. Keine Reihenfolge. Sie explodierten einfach. Er zog elftausendmal ruckartig den Kopf ein, aber das Feuer erfasste ihn jedes Mal. Es roch heiß, als verbrenne etwas, aber es fühlte sich kalt an. Ein plötzlicher eiskalter Schock, der sein Haar, seine linke Gesichtshälfte erfasste. Dann die schwarzen Umrisse des herabfallenden Rotorblatts. Es zerbrach an der Brust von Crew Chief Bamford, und ein großer Splitter der Vorderkante traf genau die Mitte seines Unterarms.

Er sah, wie seine Hand abgetrennt wurde. Das beobachtete er in allen Einzelheiten. Dieser Teil gehörte nie zu seinem Traum, denn der handelte vom Feuer, und er brauchte nicht zu träumen, wie er seine Hand verlor, weil er sich daran erinnern

konnte, es gesehen zu haben. Die Vorderkante des Rotorblatts wies ein schmales aerodynamisches Profil auf und war mattschwarz. Sie zertrennte die Knochen des Unterarms und blieb auf dem Oberschenkel liegen, weil ihre Energie bereits erschöpft war. Sein Unterarm zerbrach einfach in zwei Teile. Seine Armbanduhr befand sich noch am Handgelenk. Die Hand und das Handgelenk fielen zu Boden. Er hob den Stumpf seines Unterarms und berührte damit sein Gesicht, um herauszufinden, warum sich die Haut dort oben so kalt anfühlte, aber so verbrannt roch.

Irgendwann später, als er wieder klar denken konnte, erkannte er, dass diese Reaktion ihm das Leben gerettet hatte. Die heißen Flammen hatten seinen verwundeten Unterarm kauterisiert. Ihre Hitze hatte die Wunde versengt und die Arterien versiegelt. Hätte er damit nicht sein brennendes Gesicht berührt, wäre er verblutet. Das war ein Triumph. Selbst in äußerster Gefahr und Verwirrung hatte er das Richtige getan. Er hatte

clever gehandelt. Er verstand sich darauf zu überleben. Das verlieh ihm eine Selbstsicherheit, die er nie mehr verlor.

Er blieb etwa zwanzig Minuten bei Bewusstsein. Er tat, was er im Cockpit zu tun hatte, und kroch dann vom Wrack der Huey weg. Er wusste, dass außer ihm niemand überlebt hatte. Er verschwand im Unterholz und arbeitete sich weiter vor. Er rutschte auf den Knien, wobei er sich mit seiner unverletzten Hand abstützte. Als er nicht mehr weiterkonnte, blieb er auf dem Bauch liegen, ließ den Kopf sinken und drückte sein verbranntes Gesicht in die feuchte Erde. Dann wurden die Schmerzen unerträglich. Er verlor das Bewusstsein.

An die folgenden drei Wochen erinnerte er sich kaum. Nicht, wohin er unterwegs war oder was er aß und trank. Zwischendurch hatte er lichte Momente, die schlimmer waren als die Zeiten des Nichterinnerns. Sein ganzer Körper war voller

Blutegel. Die verbrannte Haut löste sich ab, und das Fleisch darunter stank nach Fäulnis. In seinem Armstumpf wimmelte es von Maden. Dann war er plötzlich in einem Feldlazarett. Eines Morgens wachte er, von einer Morphinumwolke getragen, auf und fühlte sich so gut wie nie zuvor in seinem Leben. Aber er tat so, als leide er weiter starke Schmerzen. So konnte er seine Verlegung nach Saigon immer wieder hinauszögern.

Die Ärzte behandelten sein verbranntes Gesicht. Sie säuberten seinen Armstumpf von den Maden. Jahre später wurde ihm klar, dass auch die Maden dazu beigetragen hatten, ihm das Leben zu retten. Er las einen Zeitungsbericht über neue medizinische Forschungsergebnisse. Eine revolutionäre Therapie setzte Maden gegen Wundbrand ein. Die unermüdlichen Fresser vertilgten das von Wundbrand befallene Fleisch, bevor Fäulnis einsetzen konnte. Erste Versuche waren erfolgreich gewesen. Er lächelte, als er das las. Er wusste Bescheid.

Die Zurückverlegung des Lazarets kam überraschend. Niemand hatte ihm ein Wort davon gesagt. Er hörte nur zufällig, wie zwei Krankenpfleger sich über den für den nächsten Morgen geplanten Abtransport unterhielten. Ihm war klar, dass er sofort abhauen musste. Wachen gab es hier keine. Er begegnete nur einem Krankenpfleger, der sich zufällig am Stacheldrahtzaun herumtrieb. Dieser Mann kostete ihn eine wertvolle Flasche Wasser, die auf seinem Kopf zersplitterte, aber er konnte ihn nicht länger als ein paar Sekunden aufhalten.

Seine lange Heimreise begann mit dem ersten Schritt in den Dschungel außerhalb des Stacheldrahtzauns, der das Lazarett umgab. Als Erstes musste er sich sein Geld holen. Es lag fünf Tagesmärsche von hier entfernt in einem Geheimversteck außerhalb seines letzten Stützpunkts - in einem Sarg vergraben. Das mit dem Sarg - der einzige ausreichend große Behälter, den er hatte auftreiben können war ein glücklicher

Zufall gewesen, der sich später als absoluter Geniestreich erweisen sollte. Das Geld, lauter Hunderter, Fünfziger, Zwanziger und Zehner, wog etwa fünfundsiebzig Kilo. Das richtige Gewicht für den Inhalt eines Sargs. Knapp zwei Millionen Dollar.

Der Stützpunkt war längst aufgegeben und lag jetzt weit hinter den feindlichen Linien. Aber er schaffte es, ihn zu erreichen, und stand dort vor dem ersten großen Problem. Wie gräbt ein kranker, einarmiger Mann einen Sarg aus? Anfangs mit sturer Beharrlichkeit, später mit Hilfe von Einheimischen. Er hatte den Sarg schon fast freigelegt, als er entdeckt wurde. Der Deckel war in dem flachen Grab deutlich zu sehen, als die vietnamesische Militärstreife ihn überraschte. Er rechnete damit, erschossen zu werden. Doch das geschah nicht, und er machte eine Entdeckung, die zu den größten seines Lebens zählte. Die Soldaten wichen ängstlich vor ihm zurück. Sie wussten nicht, wer er war. Was er war. Die schrecklichen

Verbrennungen hatten ihm seine Identität geraubt. Er trug ein schmutziges, zerrissenes Nachthemd aus dem Lazarett und sah nicht wie ein Amerikaner aus. Er sah überhaupt nicht wie ein Mensch aus. Er erkannte, dass sein schreckliches Aussehen und sein wildes Benehmen in Kombination mit einem Sarg einen starken Eindruck auf jeden machten, der ihn zu Gesicht bekam. Angst vor Tod, Leichen und Wahnsinn machte die Menschen passiv. Er begriff sofort, dass diese Leute alles für ihn tun würden, solange er den Verrückten spielte und sich an seinen Sarg klammerte. Ihr traditioneller Aberglaube wirkte sich zu seinen Gunsten aus. Die Militärstreife grub seinen Sarg ganz aus und lud ihn auf einen Büffelkarren. Er saß hoch oben auf dem Sarg, redete wirres Zeug und deutete nach Westen, während sie ihn gehorsam in Richtung Kambodscha brachten.

Er wurde von einer Gruppe zur anderen weitergereicht und gelangte in nur vier Tagen nach Kambodscha. Um ihn zu besänftigen und ihre



Urängste zu bekämpfen, fütterten sie ihn mit Reis, gaben ihm Wasser zu trinken und kleideten ihn in eine Art schwarzen Schlafanzug. Dann beförderten die Kambodschaner ihn weiter. Er hockte auf schwankenden Karren, plapperte wie ein Äffchen und wies nach Westen. Zwei Monate später war er in Thailand. Die Kambodschaner hievten seinen Sarg über die Grenze, machten kehrt und hasteten eilig davon.

Thailand war anders. Als er die Grenze überschritt, hatte er das Gefühl, aus der Steinzeit in die Moderne zu treten. Hier gab es Straßen und Fahrzeuge. Auch die Menschen waren anders. Der brabbelnde, von Brandwunden entstellte Einarmige mit dem Sarg weckte Sorge und Mitgefühl. Er stellte keine Bedrohung dar. Er wurde von alten Chevrolet-Pick-ups und Peugeot-Lastwagen mitgenommen und innerhalb von zwei Wochen mit allem sonstigen Treibgut aus dem Fernen Osten in die Kloake namens Bangkok geschwemmt.

Dort lebte er ein Jahr. Er vergrub den Sarg auf dem winzigen Grundstück hinter der Hütte, die er sich mietete, mit einem auf dem schwarzen Markt erstandenen Klappspaten der U.S. Army. Mit dem Schanzzeug kam er zurecht. Es war dafür konstruiert, einhändig benutzt zu werden, während die andere Hand ein Gewehr hielt.

Sobald sein Geld wieder in Sicherheit war, machte er sich auf die Suche nach Ärzten, die es in Bangkok zur Genüge gab. Gin trinkende Relikte des britischen Kolonialreichs, die keine Arbeit mehr hatten, aber an nüchternen Tagen ausreichend kompetent waren. Für sein Gesicht konnten sie nicht allzu viel tun. Ein Chirurg stellte sein Augenlid so weit wieder her, dass es sich fast schließen ließ, und damit hatte es sich. Aber sie nahmen sich seinen Arm gründlich vor. Schnitten den Stumpf wieder auf und feilten die Knochen glatt und rund. Beschnitten die Muskeln und zogen die Haut straff darüber. Nähten alles wieder zu. Ließen die Wunde einen Monat abheilen und

schickten ihn anschließend zu einem Mann, der Prothesen anfertigte.

Dieser bot ihm verschiedene Modelle zur Auswahl an. Zu allen gehörten ein um den Bizeps zu tragendes Lederkorsett, angenietete Lederriemen und ein Lederformstück, das seinen Armstumpf eng umschloss. Aber es gab verschiedene Anhängsel: eine hölzerne Hand, kunstvoll geschnitzt und von der Tochter ebenso kunstvoll bemalt; ein dreizinkiges Ding, das an irgendeine Art Gartengerät erinnerte. Aber er entschied sich für den schlichten Haken, obwohl er das nicht hätte begründen können. Der Mann schmiedete ihn aus rostfreiem Stahl und polierte ihn tagelang. Er schweißte ihn an eine Art Stahltrichter, um den herum er ein Formstück aus schwerem Leder anfertigte. Dann schnitzte er den Armstumpf aus Holz nach, hämmerte das Leder darüber, bis es dessen Form annahm, und tränkte es mit Harzen, damit es steif wurde. Er nähte das Lederkorsett, brachte die Riemen und Schnallen an, passte es

sorgfältig an und verlangte fünfhundert Dollar dafür.

Er verbrachte den Rest dieses Jahres in Bangkok. Anfangs rieb die Prothese ihm den Armstumpf wund und war lästig. Aber er lernte, mit ihr umzugehen, und kam mit der Zeit immer besser mit ihr zurecht. Als er dann seinen Sarg wieder ausgrub und eine Passage auf dem Trampfrachter nach San Francisco buchte, konnte er sich schon fast nicht mehr daran erinnern, jemals zwei Hände besessen zu haben. Aber sein Gesicht störte ihn weiterhin.

Er ging in Kalifornien an Land, erwarb einen gebrauchten Kombi und holte seinen Sarg aus einem der Lagerhäuser am Hafen. Zwei verängstigte Schauerleute luden ihn in seinen Wagen, und er fuhr damit quer durch Amerika bis nach New York City, wo er neunundzwanzig Jahre später noch immer lebte - mit dem Werk des Prothesenbauers aus Bangkok auf dem Fußboden

neben seinem Bett, wo es sich in den vergangenen elftausend Nächten jede Nacht befunden hatte.

Er wälzte sich auf den Bauch, griff mit der linken Hand nach unten und hob die Prothese auf. Setzte sich im Bett auf, legte sie über die Knie und nahm die Babysocke vom Nachttisch. Zehn nach sechs Uhr morgens. Ein weiterer Tag in seinem Leben.

William Curry wachte um sechs Uhr fünfzehn auf. Das war eine alte Angewohnheit aus der Zeit, in der er als Kriminalbeamter für die Tagschicht eingeteilt gewesen war. Nach der Scheidung von seiner Frau und dem Tod seiner Großmutter war er als Nachmieter in deren Wohnung zwei Stockwerke über der Beckman Street eingezogen. Das Apartment war nichts Besonderes, aber billig, und er hatte es nicht weit zu den meisten Polizeirevieren südlich der Canal Street. Auch nach der Pensionierung war er dort geblieben. Von

seiner Polizeipension konnte er gerade so die Miete und die laufenden Unkosten sowie die Miete für sein winziges Büro in der Fletcher Street bezahlen. Also mussten die Einnahmen seines noch neuen Detektivbüros für Essen, Kleidung und Unterhaltszahlungen reichen. Und sie sollten ihn sogar reich machen, wenn er erst mal etabliert und groß heraus gekommen war.

So früh am Morgen war es in der Wohnung angenehm kühl. Die benachbarten höheren Gebäude schirmten sie von der Morgensonne ab. Er stand auf und reckte sich. Ging zur Kochnische und schaltete die Kaffeemaschine ein. Verschwand dann im Bad, um zu duschen und sich zu rasieren. Dank dieser Routine war er immer pünktlich um sieben Uhr zum Dienst gekommen, also hatte er sie beibehalten.

Er trat mit dem Kaffeebecher in der Hand an den Kleiderschrank und begutachtete seinen Inhalt. Als Cop hatte er immer Sakko und Hose getragen.

Graue Flanellhose, kariertes Sportsakko. Er bevorzugte Tweed, obwohl er eigentlich kein Ire war. Im Sommer versuchte er es mit Leinenjacken, aber sie knitterten zu leicht, sodass er sich für dünne Polyestermischgewebe entschied. Aber keine dieser Kombinationen war dafür geeignet, den erfolgreichen, teuren Anwalt David Forster zu spielen. Er würde seinen Hochzeitsanzug nehmen müssen. Ein schlichter Anzug, den er für feierliche Anlässe wie Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen angeschafft hatte. Der Anzug war fünfzehn Jahre alt, aber da er von Brooks Brothers stammte, sah er ziemlich zeitlos aus. Er saß etwas locker, denn seit er geschieden war, hatte er abgenommen. Die Hosenbeine waren nach heutiger Mode etwas weit, aber das schadete nichts, denn er wollte zwei Knöchelhalfter tragen. William Curry war ein Mann, der gern auf alles vorbereitet war. Die Sache müsste glatt und ohne Schwierigkeiten ablaufen, hatte David Forster gesagt. Und wenn das stimmte, sollte es ihm nur recht sein, aber ein Mann mit seiner Erfahrung neigte zur Vorsicht,

wenn er so etwas hörte. Deshalb die beiden Knöchelhalfter und seine Magnum Kaliber 357 unter der Anzugjacke.

Er nahm den Anzug in dem Plastiksack, in dem er aus der Reinigung gekommen war, legte ein weißes Oberhemd und eine dezente Krawatte dazu und verstaute alles in einer Reisetasche. Das Halfter der Magnum, den breiten schwarzen Ledergürtel und die beiden Knöchelhalfter legte er obendrauf. Die drei Faustfeuerwaffen - die Pistole Kaliber 357 mit langem Lauf und die beiden kurzläufigen Revolver Smith & Wesson Kaliber 38 - kamen in seinen Aktenkoffer. Danach zählte er zwölf Schuss Munition für jede Waffe in eine Patronenschachtel, die er ebenfalls in den Aktenkoffer legte. Er stopfte jeweils eine schwarze Socke in seine schwarzen Schuhe und packte sie zu den Halftern. Umziehen würde er sich nach einem frühen Mittagessen. Es hatte keinen Zweck, die Klamotten den ganzen Vormittag zu tragen und dann ungepflegt und verschwitzt aufzukreuzen.



Er sperrte die Wohnungstür ab und ging mit seiner Tasche zu seinem Büro in der Fletcher Street. Unterwegs machte er nur einmal Halt, um sich einen Muffin zu besorgen: Banane und Walnuss, fettarm.

Marilyn Stone wachte kurz vor sieben mit geschwollenen Augen und todmüde auf. Chester und sie waren erst lange nach Mitternacht wieder in der Toilette eingesperrt worden. Der Raum hatte erst von dem stämmigen Kerl in dem dunklen Anzug geputzt werden müssen. Er war übel gelaunt herausgekommen und hatte sie warten lassen, bis der Boden trocken war. Tony hatte Marilyn gezwungen, Kissen aufzuschütteln. Sie vermutete, dass er hier übernachten wollte. Sich in ihrem kurzen Kleid übers Sofa beugen und sein Bett herrichten zu müssen, war eine Demütigung. Sie tat diese Arbeit widerwillig, während Tony sie grinsend beobachtete.

In der Toilette war es kalt und feucht, und es roch nach Desinfektionsmittel. Die Frotteetücher lagen gefaltet neben dem Waschbecken. Marilyn breitete sie zum Schlafen auf dem Boden aus. Aus dem Büro hinter der Tür drang kein Laut. Sie erwartete nicht, auch nur ein Auge zutun zu können. Trotzdem musste sie irgendwann eingeschlafen sein, denn als sie aufwachte, hatte sie das deutliche Gefühl, ein neuer Tag sei angebrochen.

Aus dem Büro drangen Geräusche. Sie hatte sich das Gesicht gewaschen und tupfte es vor dem Spiegel ab, als der stämmige Kerl ihnen Kaffee brachte. Sie nahm ihren Becher wortlos entgegen; den von Chester, der noch auf dem Fußboden lag - wach, passiv, bewegungslos -, stellte er auf die Spiegelablage. Dann stieg er achtlos über Chester hinweg und ging hinaus.

»Fast vorbei«, sagte sie aufmunternd.

»Es fängt erst an, meinst du«, murmelte Chester.

»Wohin gehen wir, wenn wir hier rauskommen?  
Wo schlafen wir heute Nacht?«

Zu Hause, Gott sei Dank!, wollte sie sagen, aber dann erinnerte sie sich daran, dass er schon begriffen hatte, dass sie nach vierzehn Uhr dreißig kein Haus mehr besitzen würden.

»In einem Hotel, vermute ich«, erwiderte sie.

»Sie haben mir meine Kreditkarten weggenommen.«

Chester schien noch etwas sagen zu wollen, aber dann verstummte er.

Sie sah ihn forschend an. »Was?«

»Es ist nie vorbei«, sagte er. »Begreifst du das nicht? Wir sind Zeugen. Wir haben gesehen, was sie diesen Cops angetan haben. Und Sheryl. Wie können sie uns da einfach laufen lassen?«

Sie nickte, eine kleine, vage Kopfbewegung. Sie war enttäuscht, weil er endlich den Ernst ihrer Lage begriffen hatte. Nun würde er sich den ganzen Tag Sorgen machen und vor lauter Angst die Situation noch verschlimmern.

Es dauerte fünf Minuten, die Krawatte ordentlich zu binden. Dann schlüpfte er in sein Jackett. Das Anziehen verlief in genau umgekehrter Reihenfolge wie das Ausziehen, was bedeutete, dass die Schuhe zuletzt drankamen. Er konnte seine Schnürsenkel genauso schnell binden wie jemand mit zwei gesunden Händen. Der Trick bestand nur darin, das freie Ende unter dem Haken auf dem Fußboden festzuhalten.

Dann begann er im Bad. Er stopfte die schmutzige Wäsche in einen Kopfkissenbezug und stellte ihn neben die Wohnungstür. Zog das Bett ab, faltete die Bettwäsche zusammen und steckte sie in einen

weiteren Kissenbezug. Warf alle Gegenstände aus seinem persönlichen Besitz in eine Supermarktplastiktüte. Packte den Inhalt seines Kleiderschranks in einen großen Rollenkoffer. Anschließend schaffte er die Kissenbezüge und die Plastiktüte zum Müllschlucker. Zog den Rollenkoffer auf den Korridor hinaus, sperrte die Wohnungstür zu und legte die Schlüssel in einen vorbereiteten Umschlag.

Er machte einen Umweg über die Eingangshalle, um dem Portier den Umschlag mit den Schlüsseln für den Immobilienmakler zu geben. Dann fuhr er mit dem Rollenkoffer in die Tiefgarage zu seinem Cadillac, wo er ihn im Kofferraum einschloss. Setzte sich ans Steuer und fuhr mit quietschenden Reifen durch die Tiefgarage nach draußen. Rollte auf der Fifth Avenue nach Süden und vermied es, den Blick von der Straße zu wenden, bis der Central Park hinter ihm lag und er in die belebten Wolkenkratzerschluchten Manhattans eintauchte.

In der Tiefgarage unter dem World Trade Center hatte er drei Stellplätze gemietet, aber der Suburban war beschlagnahmt und der Tahoe verkauft, sodass bei seiner Ankunft alle drei leer waren. Er stellte seinen Cadillac auf dem mittleren Platz ab und ließ den Rollenkoffer im Kofferraum. Später würde er mit dem Cadillac zum LaGuardia-Flughafen fahren und ihn dort auf einem der Plätze für Langzeitparker zurücklassen, dann mit seinem Koffer ein Taxi zum JFK Airport nehmen und den gehetzten Transitpassagier spielen. Der Wagen würde dort stehen, bis er schimmelte, und falls dann doch jemand Verdacht schöpfte, würde die Polizei nur die Passagierlisten des LaGuardia-Flughafens überprüfen. Das bedeutete, dass er den Cadillac ebenso abschreiben musste wie die Mietvorauszahlung für seine hiesigen Büroräume, aber er hatte nie etwas dagegen, Geld auszugeben, wenn er dafür einen vernünftigen Gegenwert erhielt - und sein Leben zu retten war ungefähr der beste Gegenwert, den er sich vorstellen konnte.

Er nahm den Expressaufzug von der Tiefgarage aus und betrat neunzig Sekunden später seinen mit Eiche und Messing ausgestatteten Empfangsbereich. Tony, der müde wirkte, saß hinter der Theke und trank Kaffee.

»Boot?«, fragte Hobie.

Tony nickte. »Es liegt beim Makler. Die Firma zieht ihre Provision ab und überweist dir den Rest. Sie will ein Stück der Reling auswechseln, wo dieses Arschloch es mit dem Hackbeil beschädigt hat. Ich habe sie angewiesen, die Kosten dafür ebenfalls vom Erlös abzuziehen.«

»Was noch?«

Tony grinste ironisch. »Wir müssen weiteres Geld in Sicherheit bringen. Heute Morgen ist die erste Zinszahlung für Stones Darlehen eingegangen. Elftausend Dollar, exakt pünktlich. Ein gewissenhaftes kleines Arschloch.«

Hobie grinste ebenfalls. »Er reißt Löcher auf, um damit andere zu stopfen, aber jetzt kommt alles in dieselbe Kasse. Du überweist das Geld nach Geschäftsbeginn telegrafisch auf die Inseln, okay?«

Tony nickte und warf einen Blick auf die vor ihm liegende Notiz. »Simon hat noch mal aus Hawaii angerufen. Sie haben ihr Flugzeug erreicht. Im Augenblick sind sie irgendwo über dem Grand Canyon.«

»Hat Newman es schon entdeckt?«, fragte Hobie.

Tony schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Er macht sich heute Morgen an die Überprüfung. Reacher hat ihn dazu gedrängt. Scheint ein cleverer Kerl zu sein.«

»Nicht clever genug«, bemerkte Hobie. »Hawaii ist fünf Stunden hinter New York zurück, stimmt's?«

»Also frühestens heute Nachmittag. Nehmen wir



mal an, er fängt um neun an, braucht ein paar Stunden für die Suche, das wäre bis sechzehn Uhr unserer Zeit. Bis dahin sind wir über alle Berge.«

Hobie grinste wieder. »Ich hab dir gesagt, dass alles klappt. Hab ich dir nicht gesagt, du sollst dir keine Sorgen machen und das Denken mir überlassen?«

Reacher wachte nach der Zeit von St. Louis, die seine Armbanduhr noch immer zeigte, um sieben Uhr auf, was in Hawaii drei Uhr morgens war - sechs Uhr in Arizona oder Colorado oder was immer in diesem Augenblick unter ihnen lag - und schon acht Uhr in New York. Er räkelte sich in seinem Sitz, stand dann auf und sah zu Jodie hinüber. Sie hatte sich in ihrem Sessel zusammengerollt und war von einer Stewardess mit einem dünnen Plaid zugedeckt worden. Sie schlief fest. Er blieb einen Augenblick stehen und

betrachtete sie. Dann machte er sich zu einem kleinen Spaziergang auf.

Er ging durch die Business- und weiter in die Economy-klasse. Die Kabinenbeleuchtung war noch immer gedämpft, und je weiter er nach hinten ging, desto überfüllter wirkten die Sitzreihen. Es roch nach schmutziger Kleidung. Er ging bis zum Heck der Maschine und in einem Bogen durch die Bordküche, in der das Kabinenpersonal die morgendliche Abfütterung vorbereitete. Dann kehrte er durch den anderen Gang in die Businessklasse zurück. Dort blieb er einen Augenblick stehen und ließ seinen Blick über die Passagiere wandern. Männer und Frauen in Nadelstreifenanzügen oder -kostümen, die ihre Jacken abgelegt und die Krawatten gelockert hatten. Überall waren Laptops aufgeklappt. Auf unbesetzten Sitzen standen offene Aktenkoffer, die von Ordnern und Mappen überquollen. Leselampen waren auf Klapptische gerichtet.

Nach seiner Einschätzung gehörten diese Leute zur mittleren Führungsebene. Weit von der untersten Ebene entfernt, aber noch längst nicht ganz oben. In der Army wären sie die Majore und Oberstleutnants gewesen. Er war als Major ausgeschieden und wäre inzwischen vermutlich Oberstleutnant, wenn er dabei geblieben wäre. Er lehnte sich an die Trennwand zwischen Economy- und Businessklasse, betrachtete die über ihre Arbeit gebeugten Köpfe und sagte sich: Leon hat mich geschaffen, und jetzt hat er mich verändert. Leon hatte seine Karriere gefördert, nicht geschaffen, aber dafür gesorgt, dass sie weiterging. Das stand außer Zweifel. Dann war die Karriere zu Ende gewesen, und das unstete Wanderleben hatte begonnen, das jetzt ebenfalls beendet war - wieder durch einen Impuls von Leon. Nicht nur durch Jodies Einfluss, sondern auch durch Leons Testament. Der alte Knabe hatte ihm sein Haus vermacht, und dieses Vermächtnis wartete jetzt nur darauf, ihm Fesseln anzulegen. Denn das vage Versprechen genügte bereits. Zuvor war ihm die

Möglichkeit, eines Tages irgendwo sesshaft zu werden, stets nur theoretisch erschienen. Ein fernes Land, von dem er wusste, dass er es niemals betreten würde. Die lange Reise dorthin war zu schwierig, der Preis zu hoch. Aber Leons Vermächtnis hatte ihn an die Grenze eines fernen Landes versetzt. Er konnte sehen, welches Leben ihn auf der anderen Seite erwartete, und es erschien ihm verrückt, sich abzuwenden und die weite Strecke zu seiner bisherigen Existenz zurückzugehen. Damit hätte er sich bewusst für ein zielloses Wanderleben entschieden, das dadurch einen ganz anderen Stellenwert erhalten hätte. Der einzige Sinn eines Wanderlebens lag in der Akzeptanz der Tatsache, dass es keine Alternativen dazu gab. Das Vorhandensein von Alternativen ruinierte alles. Und Leon hatte ihm eine Alternative hinterlassen. Er musste gelächelt haben, als er diese Verfügung geschrieben und vielleicht gedacht hatte: Mal sehen, wie du dich da rauswindest, Reacher.

Er starrte die Laptops, die Mappen und Ordner an und erschauerte innerlich. Wie sollte er die Grenze jenes fernen Landes überschreiten, ohne mit all diesem Zeug konfrontiert zu werden? Mit Anzügen und Krawatten und batteriebetriebenen Geräten. Mit Aktenkoffern aus feinstem Leder und Memos aus der Firmenzentrale? Er geriet in Panik, bekam kaum noch Luft, war plötzlich wie gelähmt. Er erinnerte sich an einen kaum ein Jahr zurückliegenden Tag, an dem er an einer Kreuzung in der Nähe einer ihm unbekannten Kleinstadt in einem noch nie von ihm besuchten Bundesstaat aus einem Lastwagen gestiegen war. Er hatte dem Fahrer zugewinkt, seine Hände tief in den Hosentaschen vergraben und war losmarschiert - tausende Kilometer hinter sich, tausende Kilometer vor sich. Die Sonne schien, seine Stiefel wirbelten bei jedem Schritt Staub auf, und Reacher war glücklich darüber gewesen, allein zu sein und absolut keine Vorstellung davon zu haben, wohin er unterwegs war.

Aber er dachte auch an einen Tag neun Monate später. An diesem Tag hatte er festgestellt, dass ihm das Geld ausging, und angestrengt nachgedacht. Selbst die billigsten Motels und Schnellrestaurants kosteten ein paar Dollar. Er hatte zuerst den Job in Key West angenommen, um durch ein paar Wochen Arbeit seine Kasse aufzubessern, und dann auch den Abendjob - und war mit beiden ausgelastet gewesen, bis Costello drei Monate später aufkreuzte. Tatsache war also, dass sein unstetes Wanderleben bereits vorüber war. Er arbeitete schon regelmäßig. Das ließ sich nicht leugnen. Jetzt ging es nur noch darum, wo und wie viel und für wen. Er musste unwillkürlich grinsen. Wie Prostitution, dachte er. Es gibt kein Zurück mehr. Er entspannte sich etwas und ging durch die Businessklasse nach vorn. Der Mann mit dem gestreiften Baumwollhemd war wach und nickte grüßend. Reacher erwiderte seinen Gruß und ging zur Toilette. Als er zurückkam, war Jodie aufgewacht. Sie setzte sich gerade hin und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar.

»Hi, Reacher«, sagte sie.

»Hi, Jodie.«

Er beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie. Ließ sich in seinen Sitz fallen und stellte die Rückenlehne gerade.

»Na, wie fühlst du dich?«, fragte er.

»Nicht schlecht. Überhaupt nicht schlecht. Viel besser als erwartet. Wo bist du gewesen?«

»Ich habe einen Spaziergang gemacht«, antwortete er. »Bin nach hinten gegangen, um zu sehen, wie die andere Hälfte so lebt.«

»Nein, du hast nachgedacht. Das ist mir schon vor fünfzehn Jahren an dir aufgefallen. Du läufst immer herum, wenn du über etwas nachdenkst.«

»Tu ich das?«, fragte er überrascht. »Das ist mir gar nicht bewusst.«

»Natürlich tust du das«, erwiderte sie. »Ich weiß das schon lange. Schließlich war ich in dich verliebt und hab dich ganz genau beobachtet, weißt du.«

»Was ist dir sonst noch an mir aufgefallen?«

»Du ballst die linke Hand zur Faust, wenn du wütend oder nervös bist. Aber die rechte bleibt entspannt, was vermutlich auf deine Schießausbildung zurückzuführen ist. Langweilst du dich, machst du in Gedanken Musik. Das sieht man an deinen Fingern, mit denen du Klavier oder irgendein anderes Instrument zu spielen scheinst. Und deine Nasenspitze bewegt sich ein bisschen, wenn du redest.«

»Tatsächlich?«

»Ja«, sagte Jodie. »Worüber hast du nachgedacht?«

Er zuckte mit den Schultern.



»Über Verschiedenes«, antwortete er.

»Über das Haus, stimmt's?«, sagte sie. »Es macht dir Sorgen. Und über mich. Das Haus und ich, wir beide halten dich gefesselt wie diesen Kerl in dem Buch, Gulliver? Kennst du die Geschichte?«

Er lächelte. »Sie handelt von einem schlafenden Kerl, den Liliputaner gefangen nehmen. Sie fesseln ihn mit hunderten fadendünner Seile, sodass er nicht mehr fliehen kann.«

»Du fühlst dich wie er?«

Er machte eine kurze Pause. »Nicht in Bezug auf dich.«

Aber diese Pause war ein bisschen zu lang gewesen. Jodie nickte verständnisvoll.

»Es ist anders, als allein zu sein«, sagte sie. »Ich weiß, wie dir zumute ist - ich war verheiratet. Jemand, an den man die ganze Zeit denken muss?

Um den man sich Sorgen macht?«

Reacher lächelte erneut. »Ich werde mich daran gewöhnen.«

»Und dazu kommt noch das Haus, nicht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Kommt mir ungewohnt vor.«

»Nun, das ist etwas, das nur Leon und dich angeht«, sagte sie. »Ich möchte, dass du weißt, dass ich keine Forderungen an dich stelle. In keiner Beziehung. Du entscheidest selbst über dein Leben - und über dein Haus. Du sollst tun, was du für richtig hältst, ohne dich irgendwie unter Druck gesetzt zu fühlen.«

Er nickte. Äußerte sich nicht dazu.

»Du willst also versuchen, Hobie aufzuspüren?«

»Vielleicht. Aber das ist eine verdammt

schwierige Aufgabe.«

»Trotzdem muss es Hinweise geben«, sagte sie. »Krankenakten und dergleichen. Er muss eine Prothese tragen. Und wenn er schwere Brandverletzungen hat, müssen sie irgendwo behandelt worden sein. Und auf der Straße wäre er kaum zu übersehen. Ein durch Brandwunden entstellter einarmiger Mann.«

Reacher nickte. »Oder ich warte einfach darauf, dass er mich findet. Ich könnte in Garrison herumhängen, bis er seine Jungs wieder vorbeischickt.«

Er betrachtete seine Schuhspitzen und erkannte plötzlich: Ich akzeptiere gerade, dass er noch lebt, dass ich mich gründlich geirrt habe. Er sah wieder zu Jodie hinüber.

»Leihst du mir für heute dein Handy? Kommst du einen Tag ohne aus? Für den Fall, dass Nash etwas findet und mich anruft. Ich möchte erreichbar

sein.«

Sie erwiderte seinen Blick und nickte. Beugte sich nach unten, nahm das Handy aus der Tasche und gab es ihm.

»Ich drücke dir die Daumen«, sagte sie.

Er nickte und steckte das Gerät ein.

»Darauf war ich früher nie angewiesen«, meinte er.

Nash Newman wartete nicht bis neun Uhr morgens, um seine Suche zu beginnen. Er war ein gewissenhafter Mann, der aus Veranlagung, nicht nur aus berufsbedingter Notwendigkeit, auf kleinste Einzelheiten achtete. Dies war eine inoffizielle Suche, die er für einen besorgten Freund unternahm. Deshalb konnte er sie nicht in der Dienstzeit durchführen. Eine

Privatangelegenheit musste privat geregelt werden.

Deshalb stand er um sechs Uhr auf. Er schaltete die Kaffeemaschine ein und zog sich an. Um sechs Uhr dreißig war er im Labor. Er nahm sich vor, höchstens zwei Stunden auf diese Tätigkeit zu verwenden. Dann würde er im Kasino frühstücken und seine eigentliche Arbeit wie jeden Tag pünktlich um neun Uhr beginnen.

Er zog eine Schreibtischschublade auf und nahm Victor Hobies Krankenakte heraus. Leon Garber hatte sie durch geduldige Nachforschungen bei Ärzten und Zahnärzten im Putnam County zusammengestellt, sie in einem alten Ordner der Militärpolizei abgelegt und mit einem alten Leinenband verschnürt. Das ursprünglich rote Band war zu einem staubigen Rosa verblasst. Seine Metallschließe ließ sich nur schwer öffnen.

Als er es geschafft hatte, schlug er den Ordner auf. Das erste Blatt war eine von den Hobies im

April unterschriebene Einverständniserklärung. Darunter lag die alte Krankengeschichte. Newman, der schon viele tausend solcher Geschichten gelesen hatte, konnte die Jungen, von denen sie handelten, mühelos in Bezug auf ihr Alter, ihren Wohnort, die Einkommensverhältnisse ihrer Eltern und ihre sportlichen Fähigkeiten einordnen, weil alle diese Faktoren Einfluss auf ihre Krankengeschichte hatten. Alter und Wohnort wirkten sich gemeinsam aus. Beispielsweise konnte eine in Kalifornien entwickelte neuartige Zahnbehandlung sich allmählich über ganz Amerika ausbreiten, sodass der Dreizehnjährige, bei dem sie in Des Moines angewandt wurde, fünf Jahre älter sein musste als der Dreizehnjährige, bei dem sie in Los Angeles erfolgte. Und das Einkommen ihrer Eltern entschied darüber, ob sie überhaupt in den Genuss dieser Methode kamen. Die Highschool-Footballstars wurden alle wegen Schulterverletzungen behandelt, die Softballspieler hatten Handgelenkbrüche, die Schwimmer chronische Ohrentzündungen.

Von all dem hatte Victor Hobie sehr wenig mitbekommen. Newman, der zwischen den Zeilen las, stellte sich einen gesunden Jungen vor, der von pflichtbewussten Eltern anständig ernährt und gewissenhaft erzogen wurde. Sein Gesundheitszustand war überdurchschnittlich gut gewesen. Er hatte nur gelegentlich eine Erkältung oder eine Grippe gehabt und sich als Achtjähriger eine Bronchitis zugezogen. Keine Unfälle. Keine Knochenbrüche. Sein Zahnarzt war sehr gründlich gewesen. Der Junge war in einer Zeit aufgewachsen, in der invasive Prophylaxe in der Zahnheilkunde in Mode kam. Nach Newmans Erfahrung war das absolut typisch für jemanden, der Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre in New York und Umgebung groß geworden war. Die damaligen Zahnärzte hatten Krieg gegen Löcher in den Zähnen geführt und spürten sie mit starken Röntgenstrahlen auf. Sobald sie entdeckt waren, wurden sie mit dem Bohrer vergrößert und mit Amalgam gefüllt. Das bedingte zahlreiche Zahnarztbesuche, die für den jungen Victor Hobie

sicher schmerzhaft gewesen waren, aber aus Newmans Sicht den Vorteil hatten, dass es einen dicken Stapel technisch guter Röntgenaufnahmen vom Mund- und Rachenraum des Jungen gab, die sich bestens auswerten ließen.

Er nahm die Filme, trat auf den Korridor hinaus, sperrte die unbeschriftete Tür in der Wand aus Hohlblocksteinen auf und ging an den glänzenden Aluminiumsärgen vorbei zu der Nische in der Rückwand des Labors. Dort stand auf einer breiten Arbeitsplatte ein Computerterminal, das vom Raum aus nicht zu sehen war. Als Newman sich einloggte und das Suchmenü aufrief, erschien auf dem Bildschirm ein detaillierter Fragebogen.

Beim Ausfüllen des Bogens musste er nur logisch vorgehen. Er klickte ALLE KNOCHEN an und schrieb KEINE BRÜCHE IN KINDHEIT UND JUGEND; SPÄTERE BRÜCHE MÖGLICH. Der Junge hatte sich als Footballspieler in der Highschool nichts gebrochen, konnte sich aber



später einen Knochenbruch zugezogen haben. Beim Militär gingen Krankenakten manchmal verloren. Newman verwandte viel Zeit darauf, den zahnärztlichen Teil des Fragebogens auszufüllen. Er gab die letzte bekannte Beschreibung jedes einzelnen Zahns an. Er markierte die vorhandenen Plomben und kennzeichnete alle gesunden Zähne als MÖGLICHERWEISE PLOMBIERT. Das war nur logisch. Er begutachtete die Röntgenaufnahmen und vermerkte bei ZAHNSTELLUNG als Befund GLEICHMÄSSIG und bei GRÖSSE nochmals GLEICHMÄSSIG. Den Rest des Fragebogens ließ er unausgefüllt. Manche Krankheiten zeigten sich im Skelett, nicht jedoch Erkältungen, Grippe und Bronchitis.

Er sah seine Eintragungen nochmals durch und klickte um Punkt sieben den Befehl SUCHE an. Die Festplatte sumnte und surrte in der Morgenstille, und die Software begann mit der Durchforschung der gespeicherten Daten.

Sie landeten zehn Minuten früher als vorgesehen, nach New Yorker Zeit kurz vor Mittag. Jodie stellte ihre Armbanduhr vor und war schon auf den Beinen, bevor die Maschine zum Stillstand gekommen war - ein Verstoß gegen die Sicherheitsbestimmungen, für den man in der ersten Klasse nicht getadelt wurde.

»Komm«, sagte sie. »Ich hab's eilig.«

Sie warteten schon an der Tür, noch bevor sie geöffnet wurde. Reacher trug wieder die Reisetasche, und Jodie hastete vor ihm her durchs Terminal und ins Freie. Der Lincoln Navigator stand auf der Fläche für Kurzzeitparker, und Reacher musste achtundfünfzig Dollar hinlegen, um ihn auszulösen.

»Habe ich noch Zeit, unter die Dusche zu gehen?«, fragte sich Jodie laut.

Reachers einziger Kommentar bestand darin, dass er auf dem Van Wyck Parkway schneller als erlaubt fuhr. Auf dem Long Island Expressway floss der Verkehr flüssig nach Westen in Richtung Tunnel. So waren sie dreißig Minuten nach der Landung auf dem Lower Broadway in der Nähe von Jodies Wohnung.

»Ich kontrolliere den Weg trotzdem«, sagte er.  
»Ob du's eilig unter die Dusche hast oder nicht.«

Sie nickte. Seit sie wieder New Yorker Boden betreten hatte, waren die alten Sorgen zurückgekehrt.

»Okay, aber beeil dich.«

Er beschränkte sich darauf, vor der Glastür ihres Apartmenthauses zu halten und einen prüfenden Blick in die Eingangshalle zu werfen. Niemand zu sehen. Sie stellten den Wagen in der Tiefgarage ab, fuhren in den vierten Stock hinauf und gingen zu Fuß in den dritten hinunter. Das Gebäude wirkte

verlassen. In Jodies Wohnung wies nichts auf unerwünschte Besucher hin. Es war zwölf Uhr fünfunddreißig.

»Zehn Minuten«, sagte Jodie. »Dann kannst du mich ins Büro fahren, okay?«

»Wie kommst du zu deiner Besprechung?«

»Wir haben einen Chauffeur«, antwortete sie.  
»Der bringt mich hin.«

Sie lief vom Wohn- ins Schlafzimmer und verstreute unterwegs ihre Kleidung.

»Willst du was essen?«, rief Reacher ihr nach.

»Keine Zeit!«

Sie verbrachte fünf Minuten unter der Dusche und weitere drei Minuten vor dem Kleiderschrank. Dann erschien sie in einem anthrazitgrauen, streng geschnittenen Kostüm.

»Such meinen Aktenkoffer, okay?«, bat sie.

Jodie kämmte sich die Haare und föhnte sie kurz durch. Beschränkte ihr Make-up auf Wimperntusche und Lippenstift. Warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel und rannte ins Wohnzimmer zurück. Reacher stand mit dem Aktenkoffer bereit. Er trug ihn zum Wagen hinunter.

»Nimm meine Schlüssel«, sagte sie. »Dann kannst du wieder in die Wohnung. Ich ruf dich vom Büro aus an, wann du mich abholen kannst.«

Die Fahrt zu der kleinen Plaza vor dem Bürogebäude dauerte sieben Minuten. Um zwölf Uhr fünfundfünfzig stieg sie aus dem schwarzen Lincoln.

»Viel Erfolg!«, rief Reacher ihr nach.

Jodie winkte ihm zu und lief zur Drehtür. Die Sicherheitsleute sahen sie und ließen sie zu den Aufzügen durch. So kam sie noch vor ein Uhr

mittags in ihrem Büro an. Ihr Sekretär überreichte ihr einen schmalen Ordner.

»Ihre Unterlagen«, sagte er feierlich.

Sie schlug den Ordner auf und blätterte acht Blatt Papier durch.

»Was, zum Teufel, ist das?«, fragte sie.

»Die Partner sollen bei ihrer letzten Besprechung schwer beeindruckt gewesen sein«, erwiderte der Mann.

Sie ging die Seiten von hinten durch. »Ich verstehe nicht, warum. Ich kenne keine dieser beiden Firmen, und der strittige Betrag ist lächerlich gering.«

»Aber das ist nicht der springende Punkt«, sagte der Sekretär.

Sie starrte ihn an. »Okay, was dann?«

»Diesmal hat der Gläubiger Sie hinzugezogen«, antwortete er. »Nicht die Person, die ihm das Geld schuldig ist. Das ist eine Präventivmaßnahme. Weil Sie sich einen Namen gemacht haben. Der Gläubiger weiß, dass Sie ihm große Schwierigkeiten bereiten können, wenn der Schuldner Sie an seiner Seite hat. Deshalb hat er Sie vorsorglich engagiert, um genau das zu verhindern. Das bedeutet, dass Sie berühmt sind. Sie sind jetzt ein echter Star, Mrs. Jacob.«

Reacher fuhr langsam zum Lower Broadway zurück. Er ließ den Wagen die steile Rampe zur Tiefgarage hinunterrollen und parkte ihn auf Jodies Abstellplatz. Er ging jedoch nicht nach oben in die Wohnung, sondern über die Einfahrtsrampe auf die Straße zurück und schlenderte in der Sonne nach Norden zu der Espressobar. Er ließ sich von dem Mann hinter der Theke einen vierfachen Espresso geben und nahm dann an dem Tisch Platz, an dem Jodie gewartet hatte, als er am Abend nach der Fahrt von Brighton den Weg zu ihrer Wohnung kontrollierte. Sie hatte hier gesessen und Rutters gefälschtes Dschungelfoto angestarrt.

Was sollte er den beiden alten Leuten sagen? Die humanste Lösung war vermutlich, ihnen gar nichts zu erzählen. Einfach behaupten, er habe nichts herausbekommen. Alles im Ungewissen lassen. Sie nur besuchen und ihnen erklären, wie Rutter sie



reingelegt hatte, ihnen das Geld zurückgeben und seine ergebnislose Suche nach ihrem vermissten Sohn schildern. Sie dann bitten, die Tatsache zu akzeptieren, dass er schon lange tot sein musste und niemand die genauen Umstände kannte.

Er würde das Ehepaar Hobie belügen, aber nur aus Menschenfreundlichkeit. Damit hatte Reacher nicht viel Erfahrung. Er hatte nie den Auftrag gehabt, den Angehörigen von Gefallenen die schlimme Nachricht zu überbringen, und vermutete, dass dabei Freundlichkeit eine große Rolle spielte. Seine Laufbahn hatte innerhalb der Streitkräfte stattgefunden, wo die Dinge stets klar und einfach waren: Sie ereigneten sich, oder sie ereigneten sich nicht, waren gut oder schlecht, legal oder illegal. Jetzt, zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst, war plötzlich Freundlichkeit angesagt. Und sie würde ihn zum Lügner werden lassen.

Aber er würde Victor Hobie finden. Er berührte

die fast verheilte Brandwunde unter seinem Hemd. Reacher hatte noch eine Rechnung zu begleichen. Er nahm den letzten Schluck Espresso, stand auf und trat wieder auf den Gehsteig hinaus. Der Broadway lag im strahlenden Sonnenschein, und Reacher spürte die Wärme auf seinem Gesicht, als er zu Jodies Apartmenthaus zurückging. Er war müde. Auf dem Rückflug von Hawaii hatte er nur vier Stunden geschlafen. Es fiel ihm ein, wie er in dem überbreiten Ledersessel eingenickt war und dabei an Hobie gedacht hatte. Victor Hobie hat Costello ermorden lassen, um versteckt bleiben zu können. Dann erinnerte er sich an Crystal. Die Stripperin aus Key West. Er hatte etwas zu ihr gesagt, als sie in der abgedunkelten Bar saßen. Dann kam ihm Jodie in den Sinn, die in Leons Haus - seinem Haus - fast das Gleiche wie er zu Crystal sagte, nämlich: Er muss im Norden irgendjemand auf die Zehen gestiegen sein, jemand Probleme verursacht haben. Jodie sagte: Dabei hat er jemanden alarmiert, ohne es zu ahnen.

Er blieb mitten auf dem Gehweg stehen, fühlte sein Herz hämmern. Leon. Costello. Costello hatte Leon kurz vor seinem Tod in Garrison besucht. Leon hatte ihm das Problem geschildert. Ich möchte, dass Sie diesen Jack Reacher finden, weil ich ihn auf einen gewissen Victor Hobie ansetzen will, hätte Leon gesagt. Costello, ruhig und routiniert, war in die Stadt zurückgefahren, hatte darüber nachgedacht, wie er diesen Auftrag anpacken sollte, und versucht, das Verfahren abzukürzen. Costello wollte den Kerl namens Hobie aufspüren, bevor er sich auf die Suche nach Reacher machte.

Er rannte den letzten Straßenblock bis zu Jodies Tiefgarage. Vom Lower Broadway bis zur Greenwich Avenue waren es dann knapp drei Meilen, die er in elf Minuten schaffte. Er ließ den Lincoln auf dem Gehweg vor dem Gebäude stehen und lief zum Hauseingang. Nach einem raschen Blick drückte er wahllos auf drei Klingelknöpfe.

»UPS«, meldete er sich.

Der Türöffner summte. Reacher rannte die Treppe zu Suite fünf hinauf. Costellos Mahagonitür war geschlossen, wie vor vier Tagen, Er sah sich auf dem Korridor um, dann drehte er den Türknopf, Die Tür ging auf. Das Schloss war nicht eingerastet, Klienten hatten also weiterhin Zutritt. Der Empfangsbereich sah genau wie bei seinem ersten Besuch aus. Die Luft war stickig und abgestanden, das Parfüm der Sekretärin kaum noch wahrnehmbar. Aber ihr Computer lief noch immer und wartete geduldig auf ihre Rückkehr.

Er trat an den Schreibtisch und tippte die Maus an. Auf dem Bildschirm erschienen die Angaben über die Anwaltsfirma Spencer Gutman Ricker & Talbot, die er damals, als er noch nichts von Mrs. Jacob wusste, angerufen hatte. Er schloss das Dokument und kehrte zum Hauptverzeichnis zurück. Er hatte darin nach JACOB gesucht und war nicht weitergekommen. Er konnte sich auch

nicht erinnern, den Namen HOBIE gesehen zu haben, obwohl H und J im Alphabet ziemlich dicht beieinander lagen.

Reacher suchte das Verzeichnis von oben nach unten ab, ohne fündig zu werden. Es enthielt kaum richtige Namen, sondern fast ausschließlich Abkürzungen von Firmennamen. Er ging in Costellos Büro. Der Schreibtisch war vollkommen leer. Als er ihn umrundete, entdeckte er dahinter einen Abfallbehälter aus Blech, in dem zerknülltes Papier lag. Er hockte sich davor und kippte den Inhalt auf den Fußboden. Vor ihm lagen aufgerissene Briefumschläge und weggeworfene Vordrucke. Ein Stück fettiges Sandwichpapier. Mehrere linierte Blätter aus einem Notizbuch mit seitlicher Perforation. Er strich sie auf dem Teppich glatt. Nichts auf den ersten Blick Auffälliges, aber dies waren offenbar Arbeitsnotizen. Hingekritzelte Stichworte, mit denen ein viel beschäftigter Mann seine Gedanken zu ordnen versuchte. Aber sie stammten alle aus

jüngster Zeit. Costello hatte seinen Abfallkorb offenbar regelmäßig geleert. Diese Notizen betrafen die letzten Tage vor seinem Tod in Key West. Irgendwelche Erkundigungen nach Hobie würde er zwölf oder dreizehn Tage zuvor eingezogen haben - unmittelbar nach seinem Gespräch mit Leon, gleich zu Beginn seiner Nachforschungen.

Reacher zog nacheinander alle Schreibtischschubladen auf und fand das Notizbuch in der oberen linken Schublade. Es war ein billiges Supermarktprodukt, etwa zur Hälfte voll. Er setzte sich in Costellos Drehsessel und blätterte es durch. Nach ungefähr zehn Seiten fiel sein Blick auf den Namen Leon Garber. Er fand Mrs. Jacob, SGR&T. Und Victor Hobie. Dieser Name war doppelt unterstrichen. Und die beiden Wörter waren mit sich überlagernden Ovalen umringelt. Daneben hatte Costello CCT??? gekritzelt. Von da führte ein Strich schräg über die Seite zu der Notiz 9.00 h. Auch die Uhrzeit war oval umringelt.

Reacher starrte die Seite an und entdeckte einen Termin bei Victor Hobie im CCT oder bei einer Firma, die so hieß, um neun Uhr morgens. Vermutlich an dem Tag, an dem Costello ermordet wurde.

Er schob den Sessel zurück, sprang auf und rannte zum Computer zurück, auf dem noch immer das Verzeichnis zu sehen war. Reacher ging in der Liste nach oben und alle Eintragungen zwischen B und D durch. Der Eintrag CCT stand zwischen CCR&W und CDAG&Y. Er klickte ihn an. Auf dem Bildschirm erschienen Angaben zum CAYMAN CORPORATE TRUST. Eine Adresse im World Trade Center. Telefon- und Faxnummern. Anmerkungen über Auskunftersuchen von Anwaltsfirmen. Als Geschäftsführer war ein Mr. Victor Hobie eingetragen. Während Reacher auf den Bildschirm starrte, klingelte das Telefon.

Er riss sich vom Bildschirm los und warf einen Blick auf die Telefonkonsole auf dem Schreibtisch.

Sie war stumm. Das Klingeln kam aus seiner Tasche. Er fummelte Jodies Handy aus der Jacke und drückte auf die grüne Taste.

»Hallo?«, meldete er sich.

»Ich habe Neuigkeiten für Sie«, antwortete Nash Newman.

»Neuigkeiten worüber?«

»Worüber wohl?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Reacher. »Sagen Sie's mir.«

Also erzählte Newman es ihm. Danach herrschte Schweigen. Reacher nahm das Handy vom Ohr, starrte abwechselnd das Telefon und den Bildschirm an und war wie vor den Kopf geschlagen.

»Sind Sie noch da?«, fragte Newman. Reacher



drückte das Handy wieder ans Ohr.

»Wissen Sie das sicher?«, fragte er.

»Hundertprozentig sicher«, antwortete Newman.  
»Das Ergebnis ist eindeutig. Die Wahrscheinlichkeit eines Irrtums ist gleich null.«

»Das wissen Sie sicher?«, wiederholte Reacher.

»Todsicher«, sagte Newman. »Absolut, hundertprozentig sicher.«

Reacher schwieg. Sah sich nur mit starrem Blick in dem stillen, leeren Büro um.

»Sie scheinen darüber nicht sehr glücklich zu sein«, stellte Newman fest.

»Ich kann's nicht glauben«, antwortete Reacher.  
»Erzählen Sie's mir noch mal.«

Das tat Newman.

»Ich kann's einfach nicht fassen«, sagte Reacher wieder. »Sind Sie sich Ihrer Sache hundertprozentig sicher?«

Newman wiederholte alles. Reacher starrte den Schreibtisch an, ohne ihn wirklich wahrzunehmen.

»Erzählen Sie's mir noch mal«, bat er. »Bitte noch einmal, Nash.«

Also erzählte Newman es ihm zum vierten Mal.

»Es besteht keinerlei Zweifel«, fügte er hinzu. »Haben Sie jemals erlebt, dass ich mich in fachlichen Dingen geirrt habe?«

»Scheiße«, sagte Reacher. »Scheiße, ist Ihnen klar, was das bedeutet? Sehen Sie, was passiert ist? Sehen Sie, was er gemacht hat? Ich muss dringend los, Nash, Ich muss sofort wieder nach St. Louis. Ins Archiv.«

»Allerdings«, sagte Newman. »St. Louis wäre

auch mein erstes Ziel. Und ich würde mich so schnell wie möglich auf den Weg machen.«

»Danke, Nash«, sagte Reacher benommen. Er beendete das Gespräch und stopfte das Handy wieder in die Tasche. Dann verließ er Costellos Büro und ging zur Treppe. Die Mahagonitür ließ er geöffnet.

Tony kam in die Toilette und brachte den Anzug aus der Savile Row in einem Plastiksack mit dem Aufdruck einer chemischen Reinigung. Das Oberhemd, frisch gewaschen, gebügelt und zusammengelegt in Papier verpackt, klemmte unter seinem Arm. Er sah zu Marilyn, hängte den Anzug an die Duschvorhangschiene und warf Chester das Hemd zu. Dann griff er in seine Jacke, zog die Krawatte heraus und schmiss sie hinter dem Hemd her.

»Showtime«, sagte er. »In zehn Minuten müssen

Sie fertig sein.«

Er ging wieder hinaus und schloss die Tür. Chester saß auf dem Boden und hielt das verpackte Hemd und die Krawatte im Schoß. Marilyn nahm das Hemd, schob zwei Finger unter den Rand der Verpackung, riss sie auf, knüllte das Papier zusammen und ließ es achtlos auf den Boden fallen. Schüttelte dann das Hemd aus und öffnete die beiden obersten Knöpfe.

»Fast vorbei«, sagte sie wie beschwörend.

Er sah sie ausdruckslos an und stand auf. Nahm ihr das Hemd aus den Händen und zog es sich über den Kopf. Sie trat vor ihn und band ihm die Krawatte.

»Danke«, sagte er.

Sie half ihm, den Anzug anzuziehen.

»Dein Haar«, sagte sie.

Er trat an den Spiegel über dem Waschbecken und sah darin den Mann, der er in einem anderen Leben gewesen war. Dann fuhr er sich mit den Fingern durchs Haar, um es in Ordnung zu bringen. Die Toilettentür öffnete sich wieder, und Tony kam herein. Er hielt den Montblanc-Füller in der Hand.

»Den leihen wir Ihnen heute noch mal, damit Sie den Übereignungsvertrag unterschreiben können.«

Chester nickte, nahm den Füller und steckte ihn in die Brusttasche seines Jacketts.

»Und die hier. Wir müssen den Schein wahren, stimmt's? Wenn's hier von Anwälten wimmelt.« Das war die Rolex aus Platin. Chester nahm sie entgegen und streifte sie über die linke Hand. Tony verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich. Marilyn stand vor dem Spiegel und frisierte sich mit den Fingern. Sie presste die Lippen zusammen, als habe sie Lippenstift aufgelegt. Es war eine instinktive Handlung. Anschließend strich sie ihr

Kleid über Hüften und Oberschenkeln glatt.

»Bist du bereit?«, fragte sie.

Chester zuckte mit den Schultern. »Wofür? Bist du's?«

»Ja«, sagte sie.

Der Chauffeur von Spencer Gutman Ricker & Talbot war mit einer der am längsten bei der Firma beschäftigten Sekretärinnen verheiratet. Er hatte einen belanglosen kleinen Bürojob gehabt, der bei der Übernahme seiner Firma durch einen skrupellosen Konkurrenten gestrichen worden war. Neunundfünfzig und arbeitslos, ohne besondere Fähigkeiten, ohne Perspektive - also hatte er seine Abfindung für einen gebrauchten Lincoln Town Car ausgegeben, und seine Frau hatte eine Kosten-Nutzen-Rechnung vorgelegt, die zeigte, dass es für die Firma billiger war, ihn fest zu beschäftigen,

statt von Fall zu Fall eine Limousine mit Chauffeur zu mieten. Die Anwälte hatten die Rechenfehler darin großzügig übersehen und ihn angestellt. Um einer bewährten Mitarbeiterin einen Gefallen zu tun und weil es wirklich bequemer war, einen eigenen Chauffeur zu haben. Deshalb wartete der Mann jetzt in der Tiefgarage mit laufendem Motor und voll aufgedrehter Klimaanlage, als Jodie aus dem Aufzug kam und auf ihn zuing.

»Sie wissen, wohin wir müssen?«, fragte sie.

Er nickte und tippte auf das auf dem Beifahrersitz liegende Klemmbrett.

»Ich weiß Bescheid«, antwortete er.

Jodie stieg im Fond ein. Eigentlich hätte sie lieber vorn bei ihm gesessen, aber er bestand darauf, dass Fahrgäste hinten Platz nahmen. Er war ein sensibler Mensch und wusste, dass er zum größten Teil aus sozialen Gründen eingestellt worden war. Jetzt nahm er an, dass korrektes

Benehmen seinen Status erhöhen würde. Er trug einen dunklen Anzug und eine Chauffeursmütze, die er in einem Geschäft für Berufskleidung in Brooklyn aufgestöbert hatte.

Sobald er im Rückspiegel sah, dass Jodie bequem saß, fuhr er los. Die Ausfahrt lag hinter dem Gebäude, sodass sie auf dem Exchange Place herauskamen. Er lenkte den Wagen nach links auf den Broadway und wechselte dann die Fahrspuren, um nach rechts in die Trinity Street abzubiegen. Er folgte dieser Straße nach Westen und bog erneut ab, um das World Trade Center von Süden zu erreichen. Auf Höhe der Trinity Church stockte der Verkehr, weil zwei Fahrspuren durch einen NYPD-Abschlepp- und einen Streifenwagen blockiert waren. Cops starrten in die dort parkenden Autos, als seien sie wegen irgendeiner Sache in Zweifel. Er fuhr langsam an ihnen vorüber und beschleunigte wieder. Bremste dann und hielt an der Plaza.



»Ich warte hier«, sagte er.

Jodie stieg aus und blieb einen Augenblick stehen. Die Plaza war riesig und ziemlich belebt. Es war dreizehn Uhr fünfundfünfzig, und die Leute, die außerhalb gegessen hatten, kehrten in ihre Büros zurück. Sie war ziemlich nervös. Seit die ganze Geschichte begonnen hatte, war dies das erste Mal, dass sie sich, ohne von Reacher beschützt zu werden, in der Öffentlichkeit bewegte. Sie sah sich um, schloss sich einer Gruppe dahinhastender Menschen an und ging mit ihr bis zum Südturm.

Die in ihren Unterlagen angegebene Adresse befand sich im siebenundachtzigsten Stock. Sie stellte sich in der Schlange am Expressaufzug an und stand dort hinter einem mittelgroßen Mann in einem schlecht sitzenden schwarzen Anzug. In einer Hand trug er einen billigen Aktenkoffer, der mit braunem Kunstleder überzogen war, das durch ein eingprägtes Muster wie Krokodilleder

aussehen sollte. Sie quetschte sich hinter ihm in den Aufzug. Die Kabine war voll besetzt, und die Leute riefen der Frau, die die Knöpfe bediente, ihre Stockwerksnummern zu. Der Typ in dem schlecht sitzenden Anzug verlangte den siebenundachtzigsten Stock. Jodie schwieg.

Der Aufzug hielt in seiner Zone fast in jedem Stockwerk. So kam er nur langsam voran. Es war Punkt vierzehn Uhr, als er endlich den siebenundachtzigsten Stock erreichte. Jodie trat aus der Kabine. Der Mann mit dem Kunstlederaktenkoffer stieg ebenfalls aus. Sie standen auf einem leeren Korridor. Neutrale Türen führten in Bürosuiten. Jodie ging in die eine Richtung, der Mann in die andere - beide inspizierten die Schilder neben den Türen. Vor einer Eichentür mit der Aufschrift Cayman Corporate Trust begegneten sie sich wieder. In die Tür war etwas außerhalb der Mitte ein Drahtglasfenster eingelassen. Jodie versuchte noch, etwas dahinter zu erkennen, als der Typ im

Anzug an ihr vorbei nach der Klinke griff und die Tür öffnete.

»Wir wollen zur selben Besprechung?«, fragte Jodie überrascht.

Sie folgte ihm in einen in Eiche und Messing gehaltenen Empfangsbereich. Hier roch es wie in den meisten Büros. Nach Chemikalien aus Fotokopierern und Kaffee. Der Typ im Anzug drehte sich zu ihr um und nickte.

»Sieht ganz so aus«, bestätigte er.

Sie streckte ihm im Gehen ihre Hand hin.

»Ich bin Jodie Jacob«, sagte sie. »Spencer Gutman. Für den Gläubiger.«

Der Mann lächelte und gab ihr die Hand.

»Ich bin David Forster«, stellte er sich vor.  
»Forster und Abelstein.«

Sie hatten die Empfangstheke fast erreicht. Jodie blieb stehen und starrte ihn an.

»Nein, das sind Sie nicht«, sagte sie nachdrücklich. »Ich kenne David sehr gut.«

Der Mann wirkte plötzlich sehr nervös. Im Empfangsbereich herrschte Totenstille. Sie drehte sich um und erkannte den Kerl, den sie zuletzt am Türgriff ihres Bravadas hängen gesehen hatte, als Reacher nach dem Auffahrunfall auf dem Broadway davongerast war. Er saß ganz ruhig hinter der Theke und erwiderte gelassen ihren Blick. Seine linke Hand drückte auf einen Knopf. In der Stille hörte sie ein Klicken von der Eingangstür her. Dann bewegte sich seine rechte Hand. Sie griff hinter der Theke nach unten und tauchte mit einer Waffe in stumpfem Metallgrau wieder auf. Das Ding hatte einen großkalibrigen Lauf und einen Metallgriff. Der Typ in dem schlecht sitzenden Anzug ließ den Kunstlederkoffer fallen und riss die Hände hoch. Jodie starrte die

Waffe an und dachte: Aber das ist eine Schrotflinte!

Der Kerl mit der Schrotflinte bewegte erneut seine linke Hand und drückte auf einen weiteren Knopf. Die Tür zum inneren Büro wurde aufgerissen. Der Mann, der mit dem Suburban auf sie aufgefahren war, erschien auf der Schwelle. Auch er hielt eine Waffe in der Hand. Jodie kannte sie aus Filmen, die sie gesehen hatte. Im Kino verschossen solche Pistolen mit lautem Knall Kugeln, die einen zwei Meter weit zurückwarfen. Der Suburban-Fahrer zielte mit ruhiger Hand zwischen sie und den Mann neben ihr, als halte er sich bereit, seine Waffe nach links oder rechts zu reißen.

Der Kerl mit der Schrotflinte kam hinter der Theke hervor und drängte sich an Jodie vorbei. Trat hinter den Mann in dem schlecht sitzenden Anzug und ramnte ihm die Mündung seiner Waffe ins Kreuz. Dabei war ein leises Klappern zu hören,

Metall auf Metall, durch Stoff gedämpft. Der Kerl mit der Schrotflinte griff unter das Jackett des anderen und zog eine große verchromte Pistole heraus. Er hielt sie wie ein Beweisstück vor Gericht hoch.

»Ungewöhnliches Accessoire für einen Anwalt«, meinte der Mann in der Tür.

»Er ist kein Anwalt«, entgegnete sein Partner. »Die Frau sagt, dass sie David Forster sehr gut kennt und dass er's nicht ist.«

Der Mann in der Tür nickte.

»Ich heiße Tony«, sagte er. »Kommen Sie bitte herein.«

Er trat zur Seite und hielt Jodie mit seiner Pistole in Schach, während sein Partner den Kerl, der Forster zu sein vorgab, durch die offene Tür stieß. Dann winkte er sie mit seiner Waffe zu sich heran, und Jodie setzte sich widerstrebend in Bewegung.

Er trat auf sie zu und schob sie mit seiner flach auf ihren Rücken gelegten Linken durch die Tür. Jodie stolperte ein wenig, fand jedoch ihr Gleichgewicht wieder. Hinter der Tür befand sich ein großes Büro, geräumig und quadratisch. Durch fast geschlossene Jalousien drang nur wenig Licht herein. Vor einem Schreibtisch stand eine Sitzgarnitur aus drei identischen Sofas mit Lampentischen. Ein riesiger Couchtisch aus Messing mit schwerer Glasplatte füllte den Raum zwischen den Sofas aus. Auf dem linken Sofa saßen zwei Personen. Ein Mann und eine Frau. Der Mann trug einen eleganten Anzug mit Krawatte, die Frau ein verknittertes seidenes Partykleid. Der Mann blickte mit ausdrucksloser Miene auf. Die Frau wirkte zu Tode erschrocken.

Hinter dem Schreibtisch erkannte sie einen Mann. Er saß im Halbdunkel in einem Ledersessel und schien um die fünfzig zu sein. Jodie starrte ihn an. Sein Gesicht war zweigeteilt. Rechts sah sie faltige Haut und schütter werdendes graues Haar,

links nur Narbengewebe: rosa, dick und glänzend wie das unfertige Plastikmodell eines Monsterschädels. Dieses Narbengewebe zog sich bis übers Auge. Sein Lid war ein rosa Klumpen, der einem zerquetschten Daumen glich.

Über muskulösen Schultern und einer breiten Brust trug er einen tadellosen Anzug. Sein linker Arm ruhte entspannt auf dem Schreibtisch. Aus dem Ärmel seines Jacketts ragten eine weiße Manschette und eine manikürte Hand, deren Finger kaum wahrnehmbar auf die Schreibtischplatte trommelten. Sein rechter Arm befand sich genau parallel zum linken. Auch hier ein Anzugärmel aus leichter, feiner Schurwolle und die gleiche weiße Manschette, aber sie waren eingefallen und leer. Aus ihnen ragte keine Hand, nur ein schlichter Haken aus Stahl, der leicht angewinkelt auf dem Holz lag.

»Hobie«, sagte sie.



Er nickte langsam, nur einmal, und hob seinen Haken wie zum Gruß.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen, Mrs. Jacob. Ich bedaure nur, dass es so lange gedauert hat.«

Dann lächelte er.

»Und ich bedaure, dass unsere Bekanntschaft so kurz sein wird.«

Er nickte wieder, dieses Mal zu dem Mann namens Tony hinüber, der Jodie neben den Kerl schob, der sich als Forster ausgegeben hatte. Sie standen nebeneinander und warteten.

»Wo ist Ihr Freund Jack Reacher?«, wollte Hobie wissen.

Sie zuckte mit den Schultern, »Keine Ahnung.«

Hobie musterte sie durchdringend,

»Okay«, sagte er dann. »Zu Jack Reacher kommen wir später. Setzen Sie sich.«

Er deutete mit seinem Haken auf das Sofa gegenüber dem Paar, das Jodie anstarrte. Sie nahm Platz.

»Das hier sind Mr. und Mrs. Stone«, sagte Hobie, »Chester und Marilyn, wenn wir weniger förmlich sein wollen. Chester war Alleininhaber der Firma Stone Optical. Er schuldet mir über siebzehn Millionen Dollar. Er wird seine Schulden durch Übertragung von Aktien begleichen.«

Jodie sah zu dem Ehepaar. Aus den Blicken beider sprach panische Angst. Als ob soeben etwas schrecklich schief gegangen sei.

»Hände auf den Tisch, ihr drei!«, befahl Hobie. »Spreizt die Finger. Lasst mich sechs kleine Seesterne sehen.«

Jodie neigte sich vor und legte ihre Handflächen

auf den niedrigen Couchtisch. Das Paar ihr gegenüber tat das Gleiche.«

»Weiter Vorbeugen!«, verlangte Hobie.

Alle drei ließen ihre Hände mehr in die Tischmitte gleiten, bis sie weit nach vorn gebeugt dasaßen. So lastete ihr Gewicht auf ihren Händen und machte sie unbeweglich. Hobie kam hinter seinem Schreibtisch hervor und baute sich vor dem Mann in dem schlecht sitzenden Anzug auf.

»Sie sind offenbar nicht David Forster«, konstatierte er.

Der Mann gab keine Antwort.

»Hätte ich mir denken können«, sagte Hobie. »In diesem Anzug? Das muss ein Witz sein. Wer sind Sie also?«

Der Mann schwieg weiter hartnäckig. Jodie beobachtete ihn mit zur Seite gedrehtem Kopf.

Tony hob die Pistole und zielte damit auf den Kopf des Mannes. Er hielt die Waffe in beiden Händen und ließ den Schlitten mit einem Klicken, das in der Stille bedrohlich laut klang, nach vorn gleiten. Sein Zeigefinger krümmte sich um den Abzug.

»Curry«, antwortete der Kerl hastig. »William Curry Ich bin Privatdetektiv, arbeite für Forster.«

Hobie nickte langsam. »Okay, Mr. Curry«

Er ging zu den Stones zurück. Blieb direkt hinter der Frau stehen.

»Ich bin irregeführt worden, Marilyn«, sagte er.

Er stützte sich mit der linken Hand von der Sofalehne ab, beugte sich weit nach vorn und hakte die Spitze seines Hakens in den Rückenausschnitt ihres Kleids. Dann zog er sie langsam hoch. Ihre Handflächen rutschten von der Glasplatte und hinterließen feuchte Umrisse. Als sie mit dem Rücken am Sofa lehnte, berührte Hobie mit dem

Haken leicht ihr Kinn. Er hob den Haken und benutzte die Spitze, um damit leicht durch ihr Haar zu fahren. Ihre Augen waren vor Angst zugekniffen.

»Sie haben mich getäuscht«, sagte er. »Ich mag es nicht, getäuscht zu werden. Vor allem nicht von Ihnen. Ich habe Sie beschützt, Marilyn. Ich hätte Sie mit den Autos verkaufen können. Jetzt tue ich's vielleicht. Ich hatte etwas anderes mit Ihnen vor, aber ich glaube, Mrs, Jacob hat gerade Ihre Stellung als meine Favoritin übernommen. Niemand hat mir erzählt, wie schön sie ist.«

Der Haken bewegte sich nicht mehr, und aus Marylins Haar lief ein dünner Blutfaden über ihre Stirn. Hobie sah zu Jodie hinüber. Sein gesundes Auge musterte sie ruhig und ohne zu blinzeln.

»Ja«, sagte er zu ihr. »Ich denke, Sie sind vielleicht New Yorks Abschiedsgeschenk für mich.«

Er drückte Marylins Kopf grob mit dem Haken so

weit nach vorn, bis sie wieder ihre Hände auf den Tisch legen konnte. Dann drehte er sich um.

»Sind Sie bewaffnet, Mr. Curry?«

Curry zuckte mit den Schultern. »Ich war bewaffnet. Das wissen Sie. Ihr Mann hat mir die Waffe abgenommen.«

Der Kerl mit der Schrotflinte hob die verchromte Pistole hoch. Hobie nickte.

»Tony?«

Tony begann ihn abzutasten, über seine Schultern hinweg, unter seinen Armen. Als Curry nach links und rechts sah, trat der Kerl mit der Schrotflinte näher an ihn heran und stieß ihm die Mündung seiner Waffe in die Rippen.

»Stillhalten!«, befahl er.

Tony beugte sich nach vorn und ließ seine flachen

Hände über den Gürtelbereich und zwischen Currys Beine gleiten.

Als die Hände sich rasch tiefer bewegten, warf Curry sich zur Seite und versuchte, die Schrotflinte mit dem Arm wegzustoßen, aber der Kerl, der sie in den Händen hielt, stand breitbeinig da, hatte einen guten Stand und reagierte überlegt. Er benutzte die Mündung wie eine Faust und traf Curry damit im Magen. Dieser schnappte nach Luft, und als er zusammenzuklappen drohte, traf der Kerl ihn mit dem Kolben seiner Schrotflinte seitlich am Kopf. Curry sank benommen auf die Knie, und Tony stieß ihn mit einem Fuß um.

»Arschloch«, knurrte er.

Der Kerl mit der Schrotflinte beugte sich über Curry und rammte ihm die Mündung seiner Waffe mit solchem Druck in den Unterleib, dass es schmerzte. Tony hockte sich neben ihn, machte sich unter Currys Hosenbeinen zu schaffen und richtete

sich mit zwei identischen Revolvern in der Hand wieder auf. Sein linker Zeigefinger steckte in den Abzugbügel, und er ließ die Waffen um seinen Finger kreisen. Das Metall klickte und klapperte. Die Revolver waren winzig und bestanden aus rostfreiem Stahl. Wie luxuriöses Spielzeug. Sie hatten sehr kurze Läufe.

»Stehen Sie auf, Mr. Curry!«, befahl Hobie.

Curry rollte sich auf Hände und Knie. Er war von dem Kolbenhieb sichtlich benommen. Jodie sah, wie er angestrengt blinzelte, um wieder scharf sehen zu können. Wie er dabei den Kopf schüttelte. Er streckte eine Hand nach der Rückenlehne des Sofas aus und zog sich daran hoch. Hobie trat näher an ihn heran und kehrte ihm den Rücken zu. Er sah Jodie, Chester und Marilyn an, als wären sie sein Publikum. Er hielt seine linke Hand auf und begann mit der Kurve seines Hakens hineinzuschlagen. Die Schläge wurden immer heftiger.



»Ein einfaches mechanisches Problem«, sagte er. »Der auf den Haken ausgeübte Impuls wird auf den Armstumpf übertragen. Die Stoßwellen wandern nach oben. Sie treffen auf das, was vom Arm übrig ist. Das Lederkorsett stammt natürlich von einem Fachmann, was die Beschwerden minimiert. Aber gegen Naturgesetze sind wir machtlos, stimmt's? Deshalb lautet die Frage letztlich: Wer bekommt die Schmerzen als Erster zu spüren? Er oder ich?«

Er warf sich herum und schlug Curry mit der gekrümmten Außenseite seines Hakens voll ins Gesicht. Curry stolperte keuchend rückwärts.

»Ich hab Sie gefragt, ob Sie bewaffnet sind«, begann Hobie ruhig. »Sie hätten die Wahrheit sagen sollen. Sie hätten sagen sollen: Ja, Mr. Hobie, ich trage an den Fußknöcheln je einen Revolver. Aber das haben Sie nicht getan. Sie haben versucht, mich zu täuschen. Und wie ich schon Marilyn erklärt habe, hasse ich es, getäuscht zu werden.«

Der nächste Schlag war ein Magenhaken.  
Ansatzlos und hart geschlagen.

»Aufhören!«, kreischte Jodie. Sie nahm ihre Hände von der Glasplatte und setzte sich aufrecht hin. »Warum machen Sie das? Was zum Teufel ist aus Ihnen geworden?«

Curry stand vornübergebeugt da und hielt sich vor Schmerzen den Magen.

»Was aus mir geworden ist?«, wiederholte Hobie.

»Sie waren ein anständiger Kerl. Wir wissen alles über Sie.«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Nein, das tun Sie nicht.«

Im nächsten Augenblick ertönte der Summer an der Tür zum Korridor. Tony sah zu Hobie hinüber

und steckte rasch seine Pistole weg. Er nahm Currys kleine Revolver, drückte Hobie einen davon in die linke Hand und ließ den anderen in Hobies Jackentasche gleiten. Das war eine eigenartig intime Geste. Dann verließ er das Büro. Der Kerl mit der Schrotflinte trat zurück und fand eine Position, in der er alle vier Gefangenen überwachen konnte. Hobie bewegte sich in entgegengesetzte Richtung, sodass sie das Quartett zwischen sich hatten.

»Keinen Mucks, verstanden?«, flüsterte er.

Sie hörten, wie die Tür zum Korridor geöffnet wurde. Zwei Männerstimmen sprachen halblaut miteinander, dann fiel die Tür wieder ins Schloss. Wenig später kam Tony in das abgedunkelte Büro zurück - mit einem Umschlag unter dem Arm und einem breiten Lächeln auf dem Gesicht.

»Ein Bote von Stones ehemaliger Bank. Mit dreihundert Aktien.«

Er hielt den gepolsterten Umschlag hoch.

»Mach ihn auf!«, befahl Hobie.

Tony fand den Plastikfaden und riss damit den Umschlag auf. Jodie sah die verschlungenen Linien alter Aktienurkunden in Stahlstich. Tony blätterte sie durch. Er nickte. Hobie ging zu seinem Sessel zurück und legte den winzigen Revolver auf die Schreibtischplatte.

»Setzen Sie sich, Mr. Curry«, sagte er. »Neben Ihre Anweltskollegin.«

Curry ließ sich schwer atmend auf den freien Platz neben Jodie fallen. Er legte seine Hände auf die Glasplatte und stützte sich wie die anderen nach vorn gebeugt darauf. Hobie machte eine weit ausholende Bewegung mit seinem Haken.

»Sehen Sie sich gut um, Chester«, sagte er. »Mr. Curry, Mrs. Jacob und Ihre liebe Frau Marilyn. Lauter gute Leute, dessen bin ich mir sicher. Drei

Leben, jedes voller kleiner Sorgen und Freuden. Drei Leben, Chester, die jetzt völlig in Ihrer Hand liegen.«

Stone hob den Kopf und ließ seinen Blick langsam von einem zum anderen am Tisch wandern. Dann sah er zu Hobie.

»Holen Sie die restlichen Aktien«, sagte Hobie. »Tony wird Sie begleiten. Geradewegs hin, geradewegs zurück, keine Tricks, dann bleiben diese drei am Leben. Machen Sie irgendwelche Dummheiten, sterben sie. Haben Sie verstanden?«

Stone nickte schweigend.

»Nennen Sie eine Zahl, Chester«, forderte Hobie ihn auf.

»Eins«, antwortete Stone.

»Nennen Sie zwei weitere Zahlen, Chester.«

»Zwei und drei«, sagte Stone.

»Okay, Marilyn bekommt die Drei«, meinte Hobie. »Falls Sie beschließen, den Helden zu spielen.«

»Ich hole die Aktien«, sagte Stone.

Hobie nickte.

»Ich denke, dass Sie's tun werden«, sagte er. »Aber zuvor müssen Sie den Übereignungsvertrag unterschreiben.«

Er zog eine Schublade seines Schreibtischs auf und ließ den kleinen glänzenden Revolver darin verschwinden. Dann nahm er ein eng beschriebenes Blatt Papier heraus. Winkte Stone heran, der sich hochstemmte und schwankend auf die Beine kam. Er trat hinter den Schreibtisch und unterschrieb den Vertrag mit dem Montblanc-Füller aus seiner Tasche.

»Mrs. Jacob kann als Zeugin unterschreiben«, erklärte Hobie. »Sie ist schließlich Mitglied der Anwaltskammer des Staates New York.«

Jodie blieb einige Momente still sitzen. Sie starrte zuerst nach links zu dem Kerl mit der Schrotflinte, dann nach vorn zu Tony, nach rechts zu Hobie, stand auf und trat an den Schreibtisch, drehte den Vertrag zu sich herum und ließ sich Stones Füller geben. Setzte ihre Unterschrift unter den Vertrag und schrieb das Datum daneben.

»Danke«, sagte Hobie. »Sie setzen sich wieder hin und verhalten sich absolut ruhig.«

Sie ging zum Sofa zurück, nahm Platz und stützte sich wieder auf die Glasplatte des Couchtischs. Ihre Schultern begannen zu schmerzen. Tony packte Stone am Ellbogen und zog ihn mit zur Tür.

»Fünf Minuten hin, fünf dort, fünf zurück!«, rief Hobie ihm nach. »Spielen Sie nicht den Helden, Chester.«

Tony führte Stone aus dem Büro, und die Tür schloss sich leise hinter ihnen. Dann fiel die Tür zum Korridor zu, und sie hörten das ferne Surren des Aufzugs. Danach herrschte wieder Stille. Jodie hatte Schmerzen. Ihre Schultern brannten. Ihr Nacken tat weh. Die Mienen der anderen zeigten ihr, dass sie ebenfalls litten. Sie hörte ihre keuchenden Atemzüge. Ihr leises Stöhnen.

Hobie machte dem Kerl mit der Schrotflinte ein Zeichen, mit ihm den Platz zu tauschen. Während Hobie nervös im Büro auf und ab lief, saß der Stämmige am Schreibtisch, auf dem er seine Waffe abgelegt hatte, und schwenkte ihren Lauf willkürlich wie den Suchscheinwerfer eines Gefängnisses mal in die eine, mal in die andere Richtung. Hobie sah auf seine Armbanduhr, zählte die Minuten. Jodie beobachtete, wie die nun schon tiefer im Südwesten stehende Sonne durch die Lücken zwischen den senkrechten Lamellen der Jalousie schien, und nahm die leichten Vibrationen



des Gebäudes wahr.

Dreimal fünf Minuten wären eine Viertelstunde gewesen, aber in Wirklichkeit vergingen mindestens zwanzig Minuten. Hobie lief auf und ab und sah ein Dutzend Mal auf die Uhr. Dann ging er in den Empfangsbereich hinaus, wohin ihm der Stämmige bis zur Bürotür folgte. Er hielt seine Waffe in den Raum gerichtet, aber sein Kopf war abgewandt, weil er seinen Boss beobachtete.

»Hat er vor, uns laufen zu lassen?«, flüsterte Curry

Jodie zog die Schultern hoch und bewegte den Kopf, um ein wenig ihren Nacken zu entlasten.

»Keine Ahnung«, antwortete sie flüsternd.

Marilyn hatte den Kopf auf die Unterarme gelegt. Sie sah auf und schüttelte ihn.

»Er hat zwei Cops umgebracht«, flüsterte sie.

»Wir waren Zeugen.«

»Schluss mit dem Gequatsche!«, rief der Kerl von der Tür her.

Sie hörten wieder das Surren des Aufzugs. Kurz danach wurde die Korridortür geöffnet, und es drang Lärm aus dem Empfangsbereich. Erst Tonys, dann Hobies Stimme - vor Erleichterung lauter als gewöhnlich. Hobie kam mit einem weiß verpackten Paket ins Büro zurück und lächelte mit dem beweglichen Teil seines Gesichts. Er klemmte es sich unter den verbliebenen rechten Arm und riss es im Gehen mit der linken Hand auf. Jodie sah weitere Aktienurkunden mit altmodischen Guillochen in Stahlstich. Er ging um die Sofas herum zu seinem Schreibtisch und warf die neuen Aktien achtlos auf die dreihundert Stück, die dort bereits lagen. Stone folgte Tony ins Büro, als habe man ihn vergessen, und betrachtete das Lebenswerk seiner Vorfahren, das jetzt achtlos auf dem Schreibtisch herumlag. Marilyn sah auf, zog

ihre Hände über die Glasplatte und setzte sich ruckartig auf, weil sie keine Kraft mehr in den Schultern hatte.

»Okay, jetzt haben Sie alle«, sagte sie ruhig.  
»Jetzt können Sie uns gehen lassen.«

Hobie lächelte ironisch. »Marilyn, sind Sie schwachsinnig oder was?«

Tony lachte. Jodie sah von ihm zu Hobie und erkannte, dass die beiden schon fast am Ende eines sehr langen Weges angelangt waren. Sie hatten sich irgendein Ziel gesteckt, das nun zum Greifen nahe war. Aus Tonys Lachen sprach Erleichterung nach Tagen voller Stress und Anspannung.

»Reacher ist weiter dort draußen«, sagte sie so gelassen, als ziehe sie eine Schachfigur.

Hobies Lächeln verschwand schlagartig. Er berührte seine Stirn mit dem Haken, rieb ihn über das Narbengewebe und nickte.

»Reacher«, sagte er. »Ja, das letzte Stück des Puzzles. Reacher dürfen wir nicht vergessen, nicht? Er ist weiter dort draußen. Aber wo genau dort draußen?«

Sie zögerte.

»Das weiß ich nicht«, antwortete sie.

Dann hob sie trotzig den Kopf.

»Aber er ist hier in New York. Und er findet Sie.«

Hobie erwiderte ihren Blick. Starrte sie mit verächtlicher Miene an.

»Soll das vielleicht eine Drohung sein?«, knurrte er. »Tatsächlich will ich, dass er mich findet. Weil er etwas hat, das ich brauche. Etwas sehr Wichtiges. Seien Sie mir also behilflich, Mrs. Jacob. Rufen Sie ihn an, und laden Sie ihn hierher ein.«

Sie antwortete nicht gleich.

»Ich weiß nicht, wo er ist«, sagte sie dann.

»Versuchen Sie's mit Ihrer Wohnung«, schlug Hobie vor. »Wir wissen, dass er dort übernachtet hat. Ihr Flugzeug ist um zehn vor zwölf gelandet, nicht? Wahrscheinlich hält er sich auch jetzt dort auf.«

Sie starrte ihn an. Er nickte selbstgefällig.

»Solche Dinge überprüfen wir. Für uns arbeitet ein Mann namens Simon, den Sie meines Wissens kennen gelernt haben. Er hat Sie in die Maschine gesetzt, die um neunzehn Uhr in Honolulu abfliegt, und wir haben den JFK Airport angerufen und die Auskunft erhalten, dass Sie um elf Uhr fünfzig gelandet sind. Reacher war in Hawaii ganz durcheinander, hat uns Simon berichtet, also dürfte er das auch weiter sein. Und natürlich müde. Genau wie Sie. Sie sehen müde aus, Mrs. Jacob. Aber Ihr Freund Jack Reacher liegt vermutlich im

Bett und schläft, während Sie sich hier mit uns amüsieren. Rufen Sie ihn also an, laden Sie ihn ein, Ihnen hier Gesellschaft zu leisten.«

Sie starrte den Couchtisch an. Schwieg.

»Rufen Sie ihn an. Dann können Sie ihn noch einmal sehen, bevor Sie sterben.«

Sie schwieg, starrte die von ihren Händen verschmierte Glasplatte an. Sie wollte ihn anrufen. Sie wollte ihn sehen. Fühlte sich wie in den fünfzehn langen Jahren zuvor. Sie wollte ihn Wiedersehen. Sein gelassenes, schiefes Grinsen. Sein zerzaustes Haar. Seine Augen, eisig blau wie die Arktis. Seine Hände, die zu Riesenfäusten werden konnten. Sie wollte sehen, wie sie sich um Hobies Hals schlossen.

Sie blickte sich im Büro um. Die Sonnenstrahlen waren ein wenig weiter über den Schreibtisch gekrochen. Sie sah Chester Stone, teilnahmslos. Marilyn, zitternd. Curry, leichenblass und schwer

atmend. Den Kerl mit der Schrotflinte, entspannt.

Reacher würde ihn zerschmettern, ohne auch nur einen Moment zu zögern. Sie sah Tony, der sie unverwandt anstarrte. Und Hobie, der mit seiner manikürten Hand über den Haken fuhr, sie anlächelte, wartete. Sie wandte sich ab und blickte zu der geschlossenen Tür. Sie stellte sich vor, wie die Tür krachend aufflog und Jack Reacher hereinstürmte. Das wünschte sie sich mehr, als sie sich je irgendetwas gewünscht hatte.

»Okay«, flüsterte sie. »Ich rufe ihn an.«

Hobie nickte. »Bestellen Sie ihm, dass ich noch ein paar Stunden hier sein werde. Trotzdem sollte er sich lieber beeilen, wenn er Sie noch mal sehen will. Weil Sie und ich in ungefähr einer halben Stunde eine kleine Verabredung dort drüben in der Toilette haben.«

Sie erschauerte und stand auf. Sie hatte weiche Knie, und ihre Schultern brannten wie Feuer.

Hobie kam hinter dem Schreibtisch hervor, nahm sie am Ellbogen, führte sie zur Tür und nach draußen hinter die Empfangstheke.

»Das hier ist unser einziges Telefon«, sagte er.  
»Ich mag keine Telefone.«

Er setzte sich auf den Stuhl und drückte mit der Spitze des Hakens die Neun. Reichte ihr den Hörer über die Theke. »Kommen Sie näher her, damit ich hören kann, was er zu Ihnen sagt. Marilyn hat mich bei einem Anruf getäuscht, und das soll mir nicht noch mal passieren.«

Er zwang sie dazu, sich zu ihm hinunterzubeugen, bis ihre Gesichter sich fast berührten. Er roch nach Seife. Er griff in seine Jackentasche, holte den ihm von Tony zugesteckten kleinen Revolver heraus und drückte ihn ihr gegen die Rippen. Sie hielt den Hörer so schräg, dass der obere Teil zwischen ihnen aufragte. Sie studierte die Konsole. Eine Unmenge von Knöpfen. Auch ein



Schnellwahlknopf für die Notrufnummer 911. Sie zögerte einen Augenblick, dann wählte sie ihre Nummer. Das Telefon klingelte sechsmal. Bei jedem beschwor sie ihn: Sei da, sei da! Aber dann hörte sie ihre eigene Stimme, als ihr Anrufbeantworter sich einschaltete.

»Er ist nicht da«, sagte sie ausdruckslos.

Hobie lächelte.

»Pech für Sie«, meinte er.

Sie stand noch immer über die Theke gebeugt da, war wie gelähmt.

»Er hat mein Handy«, sagte sie plötzlich. »Das fällt mir gerade ein.«

»Okay, mit der Neun bekommen Sie eine Leitung.«

Sie unterbrach die Verbindung, wählte die Neun

und danach ihre Handynummer. Am anderen Ende klingelte es viermal. Vier laute, dringende elektronische Signaltöne. Bei jedem betete sie: Melde dich, melde dich, melde dich, melde dich. Dann hörte sie ein Klicken.

»Hallo?«, sagte er.

Sie atmete aus. »Hi, Jack.«

»Hi, Jodie. Was gibt's Neues?«

»Wo bist du?«

Ihre Stimme klang dringlich. Das ließ ihn kaum merklich zögern.

»Ich bin in St. Louis, Missouri«, antwortete er.  
»Bin gerade erst angekommen. Ich musste noch mal ins NPRC.«

Sie schnappte nach Luft. St. Louis? Ihre Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet.

»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte er.

Hobie beugte sich zu ihr hinüber und berührte ihr Ohr mit seinen Lippen.

»Er soll sofort nach New York zurückkommen«, wisperte er. »Hierher, so schnell er kann.«

Sie nickte nervös, und er drückte ihr die Revolvermündung fester in die Rippen.

»Kannst du zurückkommen?«, wollte sie wissen.  
»Jetzt gleich.«

»Mein Rückflug ist für achtzehn Uhr gebucht«, erwiderte er. »Also kann ich gegen zwanzig Uhr dreißig in New York sein. Reicht das?«

Sie spürte, wie Hobie neben ihr grinste.

»Kannst du nicht früher kommen? Am besten sofort?«

Im Hintergrund war eine Stimme zu hören. Vermutlich die von Major Conrad. Sie erinnerte sich an sein Dienstzimmer, dunkles Holz, abgewetztes Leder.

»Früher?«, sagte er. »Hm, das müsste sich machen lassen. Ich könnte in ein paar Stunden da sein - je nachdem, welche Maschine ich erwische. Wo bist du?«

»Komm zur Firma CCT im World Trade Center, Südturm, siebenundachtzigster Stock, okay?«

»Es wird ziemlicher Verkehr sein. Sagen wir zweieinhalb Stunden, dann bin ich da.«

»Wunderbar«, sagte sie.

»Ist bei dir wirklich alles in Ordnung?«, fragte er wieder.

Hobie ließ den Revolver sehen.

»Mir geht's gut«, antwortete sie. »Ich liebe dich.«

Hobie beugte sich nach vorn und unterbrach die Verbindung mit der Spitze seines Hakens. Ein Klicken, dann war wieder der Wählton zu hören. Sie legte den Hörer auf die Konsole zurück und war wie vor den Kopf geschlagen.

»Zweieinhalb Stunden\*, sagte Hobie mit gespielter Mitgefühl. »Nun, es sieht so aus, als käme die Kavallerie für Sie zu spät, Mrs. Jacob.«

Er lachte in sich hinein und steckte den Revolver wieder in seine Jackentasche. Stand auf und packte Jodie am Arm. Sie stolperte, und er zerrte sie in Richtung Bürotür. Sie bekam den Rand der Theke zu fassen und klammerte sich daran fest. Hobie schlug mit der Außenseite seines Hakens zu. Der gekrümmte Teil traf sie oben an der Schläfe, und ihre Finger wurden kraftlos. Als ihre Knie nachgaben und sie zusammensackte, zerrte er sie am Arm hinter sich her zur Tür. Ihre Absätze

klapperten und scharrrten über den Fußboden. Er stieß sie ins Büro hinein. Jodie blieb auf dem Teppich liegen, und er knallte die Tür zu.

»Zurück aufs Sofa!«, knurrte er.

Die Sonnenstrahlen fielen nun nicht mehr auf den Schreibtisch, sondern hatten bereits den Couchtisch erreicht. Die lackierten Nägel von Marilyn Stones gespreizten Fingern leuchteten in ihrem Licht. Jodie kroch auf allen vieren weiter, zog sich an der Sofalehne hoch und ließ sich auf ihren Platz neben Curry fallen. Sie legte ihre Hände wie zuvor auf die Glasplatte. In ihrer Schläfe pochte ein dumpfer Schmerz, da wo der Stahl ihren Knochen getroffen hatte. Ihre Schulter schmerzte. Der Kerl mit der Schrotflinte beobachtete sie. Auch Tony, der wieder seine Pistole in der Hand hielt, ließ sie nicht aus den Augen.

Hobie ordnete hinter seinem Schreibtisch stehend

die Aktien. Die Papiere bildeten einen zehn Zentimeter hohen Stapel. Die schweren Stahlstichurkunden ließen sich gut zusammenschieben.

»Der Mann von UPS muss jeden Augenblick kommen«, sagte er zufrieden. »Dann bekommen die Investoren ihre Aktien und ich mein Geld und habe wieder mal gewonnen. Ungefähr noch eine halbe Stunde, dann ist alles vorbei - für mich und auch für euch.«

Jodie wurde klar, dass er nur mit ihr sprach. Er hatte sie für die Übermittlung von Informationen ausgewählt. Curry und das Ehepaar Stone beobachteten sie, nicht ihn. Sie sah weg und starrte durch die Glasplatte auf den Teppich unter dem Couchtisch. Er hatte das gleiche Muster wie der abgetretene Teppich in DeWitts Dienstzimmer in Fort Wolters, aber er war viel kleiner und neuer. Hobie ließ den Aktienstapel auf dem Schreibtisch liegen, kam hinter dem Möbelstück hervor und

nahm dem Kerl mit der Schrotflinte die Waffe ab.

»Hol mir einen Kaffee«, befahl er ihm.

Der Kerl nickte und verschwand nach draußen. In dem abgedunkelten Büro herrschte wieder Schweigen. Hobie hielt die Schrotflinte in der linken Hand. Sie zielte auf den Fußboden. Schwang langsam in einem kleinen Bogen hin und her. Ein lockerer Griff. Sie bemerkte, dass Curry sich umsah. Er vergewisserte sich, wo Tony stand. Tony war einen Meter zurückgetreten. Hatte das Schussfeld der Schrotflinte verlassen und stand im rechten Winkel dazu. Seine Pistole war schussbereit erhoben. Jodie spürte, wie Curry ein wenig seine Schultern bewegte und seine Armmuskeln anspannte. Sie sah, wie er Tony beobachtete, der etwa dreieinhalb Meter vor ihm stand, und dann nach links zu Hobie blickte, der etwa zweieinhalb Meter entfernt war. Sie sah die Sonnenstrahlen, die genau parallel zu den Messingkanten des Couchtischs verliefen. Und sie



sah, wie Curry sich auf seinen Fingerspitzen hochstemmte.

»Nein«, hauchte sie.

Leon hatte sich das Leben stets durch Regeln vereinfacht. Für jede Situation gab es eine bestimmte Regel. In ihrer Jugend hatte er sie damit fast zum Wahnsinn getrieben. Seine Universalregel für alles, von ihren Seminararbeiten bis zu seinen Aussagen bei Anhörungen in Washington, lautete: Mach's einmal und mach's richtig. Curry hatte keine Chance, es richtig zu machen. Nicht die geringste. Er würde ins Kreuzfeuer zweier großkalibriger Waffen geraten. Seine vermeintlichen Optionen existierten nicht. Sprang er auf und setzte über den Tisch, um sich auf Tony zu stürzen, würde ihn schon auf halbem Weg eine Kugel in die Brust treffen - und vermutlich eine Schrotladung in die Seite, die nicht nur ihn, sondern auch das Ehepaar Stone erledigen würde. Stürzte er sich jedoch zuerst auf Hobie, würde

Tony vielleicht nicht schießen, weil er fürchtete, seinen Boss zu treffen, aber Hobie würde es bestimmt tun. Die Schrotladung würde Curry in hundert kleine Stücke zerfetzen, und Jodie befand sich genau in Schusslinie hinter ihm. Eine weitere von Leons Regeln lautete: Aussichtslos ist aussichtslos, und red dir nie was anderes ein.

»Später«, hauchte sie.

Curry nickte kaum merklich. Seine Schultermuskeln wurden schlaff. Sie warteten. Jodie starrte durch die Glasplatte auf den Teppich und kämpfte gegen die Schmerzen an. Ihre überdehnte Schulter brannte unter ihrem Gewicht wie Feuer. Sie verschränkte die Hände und stützte sich auf die Fingerknöchel. Ihr gegenüber atmete Marilyn Stone laut keuchend. Sie schien völlig am Ende zu sein. Ihr Kopf ruhte seitlich auf den Armen, ihre Augen waren geschlossen. Die Sonnenstrahlen bewegten sich jetzt auf Jodies Tischecke zu.

»Was, zum Teufel, macht der Kerl dort draußen?«, murmelte Hobie. »Wie lange braucht er, mir einen Becher Kaffee zu holen?«

Tony sah kurz zu ihm hinüber, gab aber keine Antwort. Er hielt nur weiter seine Pistole schussbereit und achtete vor allem auf Curry. Jodie drehte die Hände und stützte sich auf die Daumen. Sie hatte pochende, brennende Kopfschmerzen. Hobie nahm die Schrotflinte hoch und legte sie mit der Mündung auf die Rückenlehne des Sofas vor ihm. Dann hob er den Haken und rieb sich mit der flachen Außenseite über seine Brandnarben.

»Mein Gott«, sagte er, »warum braucht der so lange? Gehen Sie raus, und helfen Sie ihm, okay?«

Jodie merkte, dass er sie ansprach. »Ich?«

»Warum nicht? Machen Sie sich ein bisschen nützlich. Kaffeekochen ist schließlich Frauensache.«

Sie zögerte.

»Ich weiß nicht mal, wo die Kaffeemaschine steht«, sagte sie.

»Dann zeig ich sie Ihnen.«

Er starrte sie an. Sie nickte und war plötzlich froh, aufstehen zu können. Sie stemmte sich hoch, stolperte und schlug sich das Schienbein am Messingrahmen des Couchtischs an. Ihr war unbehaglich zumute, als sie Tonys Schussfeld queren musste. Aus der Nähe wirkte die Pistole riesig und brutal. Sie blieb ständig auf sie gerichtet, während sie sich Hobie näherte. Hobie führte sie durchs Halbdunkel, klemmte sich die Schrotflinte unter den Arm, griff nach der Klinke und zog die Tür auf.

Erst die Tür zum Korridor, sonst das Telefon. Das hatte sie sich unterwegs vorgenommen. Schaffte sie's, auf den Korridor zu gelangen, hatte sie vielleicht eine Chance. Klappte das nicht, blieb

noch die Schnellwahl der 911. Sie brauchte nur den Hörer abzunehmen und auf den mit 911 bezeichneten Knopf zu drücken; selbst wenn sie nicht mehr sprechen konnte, wüssten die Cops, von woher dieser Notruf kam. Die Tür oder das Telefon. In Gedanken übte sie schon den Ablauf. Aber als es dann so weit war, sah sie weder zur Tür noch zum Telefon. Hobie blieb plötzlich vor ihr stehen. Sie trat neben ihn und starrte nur den Kerl an, der den Kaffee hatte holen sollen.

Er war ein stämmiger Mann, kleiner als Hobie oder Tony, aber breitschultrig. Er lag genau vor der Bürotür auf dem Boden. Seine Beine waren gestreckt, seine Füße leicht nach außen gedreht. Seinen Kopf stützte ein dicker Stapel Telefonbücher. Die Augen standen weit offen. Sie starrten blicklos ins Leere. Der linke Arm war nach hinten angewinkelt, die Hand ruhte mit der Handfläche nach oben auf einem weiteren Stapel Telefonbücher. Der rechte Arm war stumpfwinklig vom Körper weggespreizt, die rechte Hand am

Handgelenk abgetrennt. Sie lag etwa fünfzehn Zentimeter von seiner Manschette entfernt auf dem Teppich - genau in Verlängerung des Arms, von dem sie stammte. Jodie hörte, wie Hobie einen ersticken Laut ausstieß, und sah, wie er die Schrotflinte fallen ließ und sich mit der linken Hand an den Türrahmen klammerte. Der unbeschädigte Teil seines Gesichts wurde leichenblass.

Den Namen Jack hatte Reacher von seinem Vater erhalten, der ein schlichter Yankee aus New Hampshire mit einer starken Abneigung gegen Extravagantes war. Am Tag nach der Geburt des Jungen war er an einem Dienstagmorgen Ende Oktober auf der Entbindungsstation erschienen, hatte seiner Frau einen kleinen Blumenstrauß überreicht und ihr erklärt: Wir nennen ihn Jack, Es gab keinen zweiten Vornamen, und er stand bereits auf der Geburtsurkunde, weil sein Vater auf dem Weg ins Krankenhaus den Kompanieschreiber aufgesucht und dieser sich den Namen notiert und per Fernschreiber ans Berliner Generalkonsulat gemeldet hatte. Ein weiterer US-Bürger, der Sohn eines im Ausland stationierten Offiziers: Jack Reacher.

Seine Mutter hatte nicht widersprochen. Sie war Französin und liebte ihren Mann. In den

Nachkriegsjahrzehnten musste sie feststellen, dass zwischen Europa und Amerika eine gewaltige Kluft existierte. Der protzig zur Schau gestellte Reichtum Amerikas stand in krasssem Gegensatz zu Not und Armut im vom Krieg zerstörten Europa. Aber ihr eigener Yankee aus New Hampshire hatte nichts für Reichtum und Ausschweifungen übrig. Er legte Wert auf einfache, schlichte Dinge, und sie stimmte damit völlig überein, selbst wenn sich dies auf die Namen ihrer Kinder auswirkte.

Er hatte ihren ersten Sohn Joe genannt. Nicht Joseph. Ohne zweiten Vornamen. Sie liebte den Jungen natürlich, hatte aber Schwierigkeiten mit dem Aussprechen seines Namens. Mit dem Namen Jack kam sie viel besser zurecht. Aus ihrem Mund klang er wie Jacques, was ein weit verbreiteter französischer Name war. Übersetzt hätte er James gelautet. Für sie war ihr zweiter Sohn immer James gewesen.

Doch niemand nannte ihn jemals bei seinem



Vornamen. Joe wurde Joe genannt, und Jack hieß immer nur Reacher. Auch sie tat das ständig, ohne zu wissen, warum.

Nicht anders war es in der Schule. Er war ein aufgeweckter, ernsthafter Junge, der sich darüber wunderte, dass sein Name verkehrt herum angeordnet war. Bei seinem Bruder kam der Vorname immer vor dem Familiennamen. Nicht jedoch bei ihm. Wenn auf dem Schulhof zum Beispiel Softball gespielt wurde und der Junge, dem der Schläger gehörte, die beiden ersten Spieler seiner Mannschaft auswählte, deutete er auf die Brüder und rief: Ich nehme Joe und Reacher! So machten es alle Mitschüler. Auch die Lehrer. Und so war es auch schon im Kindergarten.

Aber er gewöhnte sich schnell daran und hatte keine Probleme damit. Er war und blieb für jedermann Reacher. Seine erste Freundin hatte ihn schüchtern gefragt: Wie heißt du? Reacher, hatte er geantwortet. Alle seine Freundinnen hatten ihn so

genannt. Reacher, ich liebe dich, hatten sie ihm ins Ohr geflüstert. Ohne Ausnahme. Auch Jodie. Nach fünfzehn langen Jahren hatte sie noch gewusst, wie er gerufen wurde.

Aber sie hatte ihn am Telefon nicht Reacher genannt, sondern Hi, Jack gesagt. Für ihn war das wie das Schrillen einer Alarmglocke gewesen. Dann hatte sie gefragt: Wo bist du?, und das klang so nervös, dass er in Panik geraten war und im ersten Moment nicht verstanden hatte, was sie damit sagen wollte. Sein Vorname, ein glücklicher Zufall. Hi, Jack bedeutete hijack, Entführung. Er brauchte einen Augenblick, um das zu kapieren. Sie befand sich in Gefahr. In höchster Gefahr, aber sie war auch Leons Tochter und so clever, ihn mit zwei scheinbar harmlosen Silben zu warnen.

Hijack. Ein Alarm. Ein Einsatzbefehl. Er unterdrückte seine Angst und machte sich an die Arbeit. Als Erstes log er sie an. Der Feind musste getäuscht werden. Man setzt voraus, dass die

eigenen Nachrichten abgehört werden, und benutzt sie, um Lügen und Falschmeldungen zu verbreiten. So sichert man sich einen Vorteil.

Reacher war nicht in St. Louis. Wozu auch, wenn es Telefone gab und man wohlwollende Menschen kannte wie Major Conrad? Er rief ihn von der Greenwich Avenue aus an und erklärte ihm, was er brauchte. Conrad meldete sich schon drei Minuten später wieder, weil die angeforderte Akte sich in der Abteilung A ganz in seiner Nähe befand, und las sie ihm laut vor. Als er das Gespräch zwölf Minuten später beendete, verfügte er über sämtliche Informationen, die er brauchte.

Dann raste er mit dem Lincoln auf der Seventh Avenue nach Süden und stellte ihn in einem Parkhaus einen Block nördlich der Twin Towers ab. Hastete zu Fuß weiter und befand sich bereits in der Eingangshalle des Südturms, als Jodie anrief. Nur siebenundachtzig Stockwerke unter ihr. Er sprach mit einem der Sicherheitsleute an der

Theke, dessen Stimme sie dann im Hintergrund hörte. Seine Miene erstarrte. Er schaltete das Handy aus und fuhr mit dem Expressaufzug in den achtundachtzigsten Stock. Dort stieg er aus, holte tief Luft und zwang sich, Ruhe zu bewahren. Wahrscheinlich sah das Stockwerk unter ihm ebenso aus wie das, in dem er sich befand. Um die Aufzüge herum verliefen schmale, durch Glühbirnen in der Decke beleuchtete Korridore. In die einzelnen Bürosuiten führten Türen, in die in Augenhöhe eines kleinen Menschen seitlich versetzt rechteckige Drahtglasfenster eingelassen waren. Zu jeder dieser Türen gehörte ein Metallschild mit dem Namen des Mieters und ein Klingelknopf.

Er fand die Feuertreppe und rannte ein Stockwerk hinunter. Das Treppenhaus war kahl und schmucklos. Hinter jeder Brandschutztür hing ein Feuerlöscher, Darüber war ein hellroter Wandschrank angebracht, in dem hinter Glas eine Axt mit leuchtend rot lackiertem Stiel hing. An der

Wand neben dem Schrank war mit riesigen roten Ziffern die Stockwerksnummer angegeben.

Er riss die Tür auf. Dahinter lag ein ebenso stiller Korridor wie im Stockwerk darüber. Die gleiche Größe, die gleiche Beleuchtung, die gleiche Anordnung der gleich aussehenden Türen. Er lief in die falsche Richtung und erreichte die CCT-Suite erst nach einer Runde um die Aufzüge. Eine helle Eichentür, daneben ein Messingschild mit dem Firmennamen und ein Klingelknopf. Er zog vorsichtig an der Tür. Sie war verschlossen. Er bückte sich, um durch das Drahtglasfenster zu sehen. Hinter der Tür lag ein Empfangsbereich. Helles Licht. Die Einrichtung in Messing und Eiche. Rechts eine hohe Theke. Geradeaus eine weitere Tür - geschlossen. Der Empfangsbereich war menschenleer. Er starrte durch das Fenster die geschlossene innere Tür an und fühlte Panik in sich aufsteigen.

Sie war dort drinnen. Im inneren Büro. Das

spürte er deutlich. Sie war dort drinnen, allein, als Gefangene, und sie brauchte ihn. Er hätte bei ihr sein sollen. Er hätte sie begleiten müssen. Dann glaubte er Leons Stimme zu hören, die eine seiner goldenen Regeln verkündete: Kümmere dich nicht darum, warum etwas schief gegangen ist. Sieh zu, dass du's schnell in Ordnung bringst.

Er sah den Korridor nach links und rechts. Stellte sich unter die nächste Deckenleuchte, griff nach oben und schraubte die Glühbirne los, bis sie erlosch. Das heiße Glas verbrannte ihm die Finger. Er blies darauf, während er wieder an die Tür trat und auf dem Korridor stehend aus einem Meter Entfernung durch die Glasscheibe sah. Der Empfangsbereich war hell beleuchtet, und auf dem Korridor vor der Tür brannte nur noch ein schwaches Notlicht. Reacher konnte hineinsehen, aber von drinnen konnte niemand genau erkennen, wer draußen stand. Er wartete.

Die innere Tür öffnete sich, und heraus kam ein

stämmiger Mann. Machte die Tür behutsam hinter sich zu. Es war der Kerl, den Reacher in der Bar in Key West die Treppe hinuntergestoßen und der in Garrison mit einer Beretta auf ihn geschossen hatte. Der Kerl, der sich an den Türgriff des Bravadas geklammert hatte. Er durchquerte den Empfangsbereich und verschwand. Reacher beobachtete durchs Fenster weiter die innere Tür. Sie blieb geschlossen. Er klopfte leicht. Der Kerl kam an die Tür und versuchte durchs Glas zu erkennen, wer draußen stand. Reacher richtete sich auf, sodass seine braune Jacke das Fenster ausfüllte.

»UPS«, sagte er halblaut.

Dies war ein Bürogebäude. Auf dem Flur war es dunkel, und draußen stand jemand mit brauner Jacke - also machte der Mann die Tür auf. Reacher trat ein, streckte blitzschnell eine Hand aus und packte den Kerl an der Kehle. Tut man das schnell und fest genug, ist der Kehlkopf gelähmt, bevor der

Angegriffene einen Ton von sich geben kann. Dann greift man auch mit der anderen Hand zu und verhindert, dass er zusammensackt. Reacher stieß den Kerl vor sich her den Korridor entlang bis zur Brandschutztür und warf ihn rückwärts ins Treppenhaus. Der Kerl prallte von der Wand gegenüber ab, sackte auf dem Betonboden zusammen und blieb schwer keuchend liegen.

»Du hast die Wahl«, flüsterte Reacher. »Hilf mir, sonst bist du tot.«

Der Kerl entschied sich gegen Reachers Vorschlag. Er rappelte sich auf und wollte sich wehren. Reacher verpasste ihm einen Schlag auf den Kopf, dann wiederholte er seine Aufforderung.

»Hilf mir«, sagte er. »Oder ich bring dich um.«

Der Kerl schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können, und wollte aufspringen, um sich auf ihn zu stürzen. Reacher hörte Leons Stimme: Frag einmal, frag zweimal, wenn's sein muss, aber



frag um Himmels willen nicht dreimal. Er trat den Kerl gegen die Brust, riss ihn mit dem Rücken zu sich herum, drückte mit dem Unterarm seine Schultern nach unten, legte eine Hand unters Kinn und brach ihm mit einem kurzen Ruck das Genick.

Einer erledigt, aber er war gestorben, ohne etwas verraten zu haben, und in einer solchen Situation sind Informationen unverzichtbar. Reachers Gefühl sagte ihm, dass dies eine kleine Organisation war. Aber um wie viele Personen es sich genau handelte, wusste er nicht, und es war ein verdammt großer Unterschied, ob man blindlings zwei, drei oder fünf Gegner angriff. Er blieb im Treppenhaus stehen und begutachtete die Brandaxt in dem roten Wandschrank. Das Zweitbeste nach gesicherten Informationen war irgendein Aufmerksamkeit erregendes Ablenkungsmanöver. Etwas, das den Gegner beunruhigte, ihn verblüfft innehalten ließ.

Reacher arbeitete lautlos und überzeugte sich davon, dass der Korridor wirklich menschenleer

war, bevor er den Toten zurückschleppte. Er öffnete leise die Tür zum Empfangsbereich und drapierte die Leiche vor der Bürotür. Dann schloss er die Korridortür und verschwand hinter die Empfangstheke. Sie war gut hüfthoch und über drei Meter lang. Er legte sich dahinter auf den Boden, zog die Steyr mit Schalldämpfer aus der Jacke und wartete.

Die Warterei schien sich endlos hinzuziehen. Er lag auf dem dünnen Teppichboden und konnte den Betonestrich darunter fühlen, der von den Schwingungen des riesigen Gebäudes ganz leicht vibrierte. Er konnte das schwache dumpfe Zittern spüren, mit dem die Aufzüge hielten und wieder anfahren. Er konnte das Summen der Klimaanlage und die leisen Windgeräusche hören. Er zog die Beine leicht an, um sich sofort in Bewegung setzen zu können.

Er spürte die näher kommenden Schritte schon eine Sekunde, bevor er das Klicken der Tür

vernahm. Er wusste, dass die innere Tür sich geöffnet hatte, denn er nahm die veränderte Akustik wahr. Der Empfangsbereich war plötzlich zu einem größeren Raum hin offen. Er hörte zwei Fußpaare auf dem Teppichboden und wie sie verharrten - ganz wie erwartet. Aber er blieb noch in Deckung. Konfrontiert man jemanden mit einer unerwarteten Situation, dauert es ungefähr drei Sekunden, bis die Wirkung eintritt. Das wusste Reacher aus Erfahrung. Sie entdecken es, sehen es, ihr Gehirn weigert sich, diese Information zu verarbeiten, ihre Augen rufen das Bild noch einmal ab, und nun dringt es endlich in ihr Bewusstsein. Er zählte langsam bis drei, dann schob er sich auf dem Boden liegend um die Empfangstheke herum und hielt dabei die Steyr mit dem langen schwarzen Schalldämpfer in den ausgestreckten Händen.

Was er sah, war eine Katastrophe. Der Kerl mit dem Haken und dem verbrannten Gesicht ließ seine Waffe fallen und klammerte sich nach Luft schnappend an den Türrahmen, aber er stand auf

der falschen Seite von Jodie. Hinter ihr. Er war rechts neben Jodie, die Empfangstheke befand sich links von ihr. Jodie war Reacher einen halben Meter näher als der Mann. Sie war viel kleiner als er, aber da Reacher auf dem Boden lag, verdeckten ihr Kopf und auch ihr Körper genau seinen Kopf und Körper, so dass Reacher nicht schießen konnte. Jodie war im Weg.

Der Kerl mit dem Haken und den Brandwunden gab erstickte Laute von sich, und Jodie starrte zu Boden. Dann tauchte an der offenen Tür hinter ihnen ein zweiter Mann auf. Der Fahrer des Suburban. In seiner rechten Hand hielt er eine Beretta. Er starrte zwischen den beiden hindurch auf den Boden, dann trat er neben Jodie und zwängte sich an ihr vorbei. Er trat einen Schritt in den Empfangsbereich hinaus. So gab er ein gutes Ziel ab.

Reacher zog den Abzug durch, der Schalldämpfer knallte laut, und das Gesicht des Kerls zerbarst.

Das Neunmillimetergeschoss traf es genau in der Mitte und ließ es explodieren. Blut und Knochensplitter spritzten an die Decke und über die Wand hinter ihm. Jodie erstarrte. Der Mann mit dem Haken reagierte blitzschnell. Viel schneller, als man ihm zugetraut hätte. Sein linker Arm stieß nach unten und griff nach der Schrotflinte. Gleichzeitig schlang er seinen rechten Arm um Jodies Taille. Der polierte Stahlhaken glänzte vor ihrem anthrazitgrauen Kostüm. Er riss sie an sich, noch bevor der andere zusammengebrochen war, umklammerte sie, hob sie hoch, so dass sie den Boden unter den Füßen verlor, und schleppte sie rückwärts gehend mit sich. Das Echo des Schussknalls der Steyr war noch nicht ganz verhallt.

»Wie viele?«, brüllte Reacher.

Sie reagierte so schnell wie Leon in seiner besten Zeit.

»Zwei liegen, einer steht!«, kreischte sie.

Der Kerl mit dem Haken war also der letzte Gegner, aber er riss bereits seine Schrotflinte hoch. Reacher exponierte sich nur ein wenig, als er sich hinter der Theke aufrappelte. Das gab dem Kerl eine winzige Chance, die er sofort nutzte. Er drückte ab, die Pumpgun blitzte und knallte, und die Empfangstheke zersplitterte in tausend Stücke. Reacher zog den Kopf ein, aber nadelspitze Holz- und Metallteile und glühend heiße Schrotkörner trafen eine Seite seines Gesichts wie ein Vorschlaghammer. Gleichzeitig spürte er einen dumpfen Schlag und ein schmerzhaftes Stechen. Es war ihm, als sei er aus einem Fenster gestürzt und auf den Kopf gefallen. Während er sich benommen auf die Seite wälzte, schleppte der Mann Jodie rückwärts durch die Tür und benutzte das Gewicht seiner Waffe, um sie mit einem kurzen Schwung nachzuladen. Reacher lag reglos vor der Theke, und die Mündung der Schrotflinte richtete sich wieder auf ihn. Seine Stirn fühlte sich taub und kalt

an und tat schrecklich weh. Er hob die Steyr. Sie zielte genau auf Jodie. Er versuchte es etwas weiter rechts oder links, aber er hatte immer Jodie im Visier. Der Kerl machte sich hinter ihr klein. Nur seine linke Hand mit der Schrotflinte war zu sehen. Sein Zeigefinger krümmte sich am Abzug. Reacher lag bewegungslos da. Er starrte Jodie an, prägte sich ihr Gesicht ein letztes Mal ein. Dann tauchte hinter ihr plötzlich eine rotblonde Frau auf, die sich verzweifelt mit einer Schulter gegen den Rücken des Mannes warf und ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Er stolperte, warf sich herum und stieß sie mit dem Lauf seiner Waffe zu Boden.

Dann richtete sich die Mündung der Schrotflinte wieder auf ihn. Aber nun begann Jodie, sich gegen den Griff des Kerls zu wehren. Sie strampelte mit den Beinen und trat um sich. Er torkelte mit ihr wieder in den Empfangsbereich hinaus und fiel über die Beine des Toten am Boden. Als er stürzte, ohne dabei Jodie loszulassen, löste sich ein

Schuss, der die Leiche traf. Auf Pulverdampf und den ohrenbetäubenden Knall folgte ein Schauer aus Blut und Gewebeteilchen. Der Kerl rappelte sich kniend auf. Reacher verfolgte ihn dabei mit der Steyr. Der andere ließ die Schrotflinte fallen, griff in seine Jackentasche und zog einen glänzenden Revolver mit kurzem Lauf hervor. Jodie zappelte weiter, während der Arm mit dem Haken ihre Taille umklammerte. Reacher kam einfach nicht zum Schuss. Blut lief ihm ins linke Auge. Seine schmerzhaft pochende Stirn blutete stark. Er kniff das linke Auge zu und zielte weiter mit dem rechten. Der kleine Revolver wurde hochgerissen und in Jodies linke Seite gerammt. Sie holte erschrocken Luft und hörte zu zappeln auf. Das Gesicht des Kerls kam brutal grinsend hinter ihrem Kopf zum Vorschein.

»Weg mit der Waffe, Arschloch!«, keuchte er.

Reacher zielte unbeirrt weiter mit der Steyr auf ihn. Ein Auge offen, das andere



zusammengekniffen, hämmernde Schmerzen im Kopf.

»Ich erschieße sie«, knurrte der Kerl.

»Dann erschieße ich Sie«, gab Reacher zurück.  
»Stirbt sie, sterben Sie.«

Der Kerl starrte ihn an. Dann nickte er.

»Patt«, sagte er.

Reacher nickte ebenfalls. Er schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können. Aber das machte die Schmerzen nur schlimmer. Patt. Selbst wenn er als Erster schoss, würde der Kerl vielleicht noch abdrücken können. Da sein Finger am Abzug lag und er Jodie den Revolver in die Rippen gerammt hatte, würde ein letztes Zucken vor seinem Tod wahrscheinlich genügen. Reacher stand mit der Steyr in der Hand langsam auf, zog sein Hemd aus der Hose und wischte sich das Gesicht ab, während er über den Schalldämpfer hinweg den

Kerl nicht aus den Augen ließ. Der andere stand ebenfalls auf und zog Jodie mit sich hoch. Sie versuchte, sich vom Druck der Revolvermündung zu befreien, aber er hielt sie mit eisernem Griff an sich gepresst. Er drehte den Ellbogen so nach außen, dass der Haken sich drehte und seine Spitze sich in Jodies Taille bohrte.

»Also müssen wir zu einem Deal kommen.«

»Kein Deal«, antwortete Reacher.

Der Kerl bohrte seinen Haken etwas tiefer und drückte den Revolver fester in Jodies Seite. Sie schnappte nach Luft. Die Waffe war ein Smith & Wesson Modell 60. Fünf Zentimeter langer Lauf, rostfreier Stahl, Kaliber 38, fünf Patronen in der Trommel. Etwas, das eine Frau in der Handtasche trägt oder ein Mann an seinem Körper verbirgt. Sie hing in seinem Arm nach vorn, und ihre Augen sahen unverwandt zu Reacher. Es waren die schönsten Augen, die er je gesehen hatte.

»Zu Victor Hobie sagt niemand kein Deal«, knurrte der Kerl.

Reacher hielt die Steyr unbeirrbar auf die Stirn des Mannes gerichtet - genau auf die Stelle, wo das rosa Narbengewebe in graue Haut überging.

»Sie sind nicht Victor Hobie«, sagte er. »Sie sind Carl Allen, und Sie sind ein Scheißkerl.«

Danach herrschte Schweigen. Reacher hatte hämmernde Kopfschmerzen. Jodie starrte ihn mit fragendem Blick an.

»Sie sind nicht Victor Hobie«, wiederholte er. »Sie sind Carl Allen.«

Der Name hing in der Luft, und der Kerl schien davor zurückzuzucken. Er schleifte Jodie rückwärts gehend mit sich, stieg über die Leiche des Stämmigen hinweg, achtete darauf, ihren Körper zwischen sich und Reacher zu halten, und verschwand langsam in dem düsteren Büro.

Reacher folgte ihm vorsichtig, die Steyr fest in der Hand. Im Büro waren noch andere Leute. Reacher sah geschlossene Jalousien und eine Sitzgruppe aus drei Sofas und drei Personen, die sich ängstlich zusammendrängten: die rotblonde Frau in dem Seidenkleid und zwei Männer in Anzügen. Sie starrten ihn an. Seine Pistole und den Schalldämpfer, seine Stirn und das auf sein Hemd rinnende Blut. Dann löste die Gruppe sich auf. Die drei nahmen auf den Sofas Platz und stützten ihre Hände auf die Glasplatte des Couchtischs. Sechs Hände auf dem Tisch, drei Reacher zugewandte Gesichter, auf denen Hoffnung, Angst und Verwunderung stand.

»Sie irren sich«, sagte der Kerl mit dem Haken.

Er schleppte Jodie weiter rückwärts mit sich, bis er hinter dem entferntesten Sofa angelangt war, Reacher folgte ihm und blieb ihm gegenüber stehen. Seine Steyr zielte jetzt über die ängstlich eingezogenen Köpfe der am Couchtisch Sitzenden

hinweg. Das Blut tropfte von seinem Kinn auf die Rückenlehne des Sofas.

»Nein, ich habe Recht«, sagte er. »Sie sind Carl Allen. Am achtzehnten April neunundvierzig in Boston geboren, in einem hübschen Vorort im Süden. Normale kleine Familie, typischer Mittelstand. Sie wurden im Sommer achtundsechzig eingezogen. Einfacher Soldat, weit unterdurchschnittliche Fertigkeiten auf allen Gebieten. Als kleiner GI nach Vietnam geschickt. Der Krieg verändert die Menschen, und aus Ihnen ist ein Verbrecher geworden. Sie haben angefangen, üble Geschäfte zu machen. Ankauf und Verkauf, Handel mit Drogen und Mädchen und allem, was sich so angeboten hat. Dann haben Sie begonnen, Geld zu verleihen. Das hat Ihren Charakter erst richtig verdorben. Sie haben Gefälligkeiten gekauft und verkauft und lange wie ein König gelebt. Aber dann ist Ihnen jemand auf die Schliche gekommen. Hat sie von Ihrem Posten abgelöst und ins Inland versetzt. In den Dschungel.

In den richtigen Krieg. Zu einer kämpfenden Einheit mit einem strengen Offizier, der sie ordentlich rangenommen hat. Da waren Sie natürlich stinksauer. Bei erster Gelegenheit haben Sie den Offizier gesplittert. Und danach seinen Sergeanten. Aber Ihre Kameraden haben Sie angezeigt. Sehr ungewöhnlich. Die haben Sie nicht gemocht, stimmt's? Wahrscheinlich waren sie Ihnen Geld schuldig. Sie haben Sie angezeigt, und zwei Cops namens Gunston und Zabriski sind gekommen, um Sie abzuholen. Wollen Sie das etwa leugnen?«

Der Kerl schwieg. Reacher schluckte. Die Kopfschmerzen wurden immer stärker.

»Die beiden sind mit einer Huey gekommen«, fuhr er fort. »Ein anständiger junger Mann namens Kaplan hat sie hingeflogen. Am nächsten Tag ist er als Kopilot eines Flugassess namens Victor Hobie zurückgekehrt. Gunston und Zabriski haben mit Ihnen auf den Hubschrauber gewartet. Aber Hobies

Maschine wurde beim Start von feindlichem Feuer getroffen und ist vier Meilen weiter in den Dschungel gestürzt. Hobie war sofort tot - genau wie Kaplan, Gunston und Zabriski und die drei Besatzungsmitglieder Bamford, Tardelli und Soper. Aber Sie haben den Absturz überlebt. Sie hatten schwere Brandwunden und die Hand verloren, aber Sie waren am Leben. Und Ihr teuflischer Verstand hat noch funktioniert. Sie haben Ihre Erkennungsmarke gegen die des ersten Mannes, den Sie erreichen konnten, vertauscht. Das war zufällig Victor Hobie. Dann sind sie mit seiner Marke weggekrochen. Ab diesem Augenblick haben Carl Allen und seine kriminelle Vergangenheit zu existieren aufgehört. Sie haben's geschafft, ein amerikanisches Feldlazarett zu erreichen, und sind dort als Victor Hobie behandelt worden. Ihre Krankenakte lautet auf seinen Namen. Dann haben Sie einen Krankenpfleger erschlagen und sind geflüchtet. ›Ich gehe nicht zurück‹, haben Sie gesagt, weil Sie genau wussten, dass es dann nicht lange gedauert hätte, bis jemand darauf

gekommen wäre, dass Sie nicht Hobie sind. Deshalb sind Sie untergetaucht. Ein neuer Name, ein neues Leben. Eine weiße Weste. Wollen Sie irgendetwas davon leugnen?«

Allen umklammerte Jodie noch fester.

»Sie reden lauter Scheiß«, entgegnete er.

Reacher schüttelte den Kopf. Schmerzen zuckten durch seinen Kopf wie feurige Blitze.

»Nein, das stimmt alles«, sagte er. »Nash Newman hat heute Morgen Victor Hobies Skelett identifiziert. Es liegt mit Ihrer Erkennungsmarke um den Hals auf Hawaii in einem Sarg.«

»Lauter Scheiß«, wiederholte Allen.

»Die Zähne haben den Ausschlag gegeben«, erklärte Reacher. »Mr. und Mrs. Hobie haben ihren Jungen regelmäßig zweimal im Jahr zum Zahnarzt geschickt, damit er seine guten Zähne behielt.



Newman sagt, dass sie eine eindeutige Identifizierung ermöglicht haben. Er hat eine Stunde damit verbracht, die Röntgenaufnahmen auszuwerten und die Details in den Computer einzugeben. Dann hat er exakt den gleichen Schädel erkannt, als er an dem Sarg vorbeigegangen ist. Eine hundertprozentige Übereinstimmung.«

Allen schwieg.

»Ihr Täuschungsmanöver hat dreißig Jahre lang geklappt«, sagte Reacher. »Bis Hobies Eltern Druck gemacht haben und irgendjemand begonnen hat, Nachforschungen anzustellen. Und jetzt ist Schluss damit, weil Sie sich vor mir verantworten müssen.«

Allen grinste höhnisch. Das machte die unverbrannte Hälfte seines Gesichts so hässlich wie die andere.

»Warum, zum Teufel, sollte ich mich vor Ihnen

verantworten?«

Reacher starrte ihn unverwandt über seine Waffe hinweg an.

»Aus mehreren Gründen«, antwortete er ruhig. »Ich vertrete hier viele Leute. Zum Beispiel Victor Truman Hobie. Er war ein Held, aber durch Ihre Schuld wurde er als Deserteur und Mörder abgestempelt. Seine Eltern haben dreißig Jahre lang in schrecklicher Ungewissheit gelebt. Ich vertrete auch sie. Und ebenso vertrete ich Gunston und Zabriski. Beide waren MP-Leutnants, beide vierundzwanzig. Auch ich war mit vierundzwanzig Leutnant bei der Militärpolizei. Die beiden sind wegen Ihrer Verbrechen in den Tod geflogen. Deshalb müssen Sie sich vor mir verantworten, Allen. Weil ich sie bin. Schweine wie Sie sind schuld daran, dass Leute wie ich umkommen.«

Allens Blick war ausdruckslos. Er bohrte Jodie den Haken etwas tiefer in die Taille, drückte ihr

den Revolver noch fester in die Rippen. Dann nickte er kaum merklich.

»Okay, ich war Carl Allen«, sagte er. »Ich geb's zu, Klugscheißer. Ich war Carl Allen, und eines Tages war damit Schluss. Danach war ich Victor Hobie. Ich war lange Victor Hobie - viel länger, als ich Carl Allen war -, aber damit scheint jetzt auch Schluss zu sein. Also werde ich in Zukunft Jack Reacher sein.«

»Was?«

»Das ist mein Angebot«, erwiderte Allen. »Das ist der Deal. Das ist unser Tauschgeschäft. Ihr Name gegen das Leben dieser Frau.«

»Was?«, wiederholte Reacher.

»Ich will Ihre Identität«, sagte Allen. »Ich will Ihren Namen.«

Reacher starrte ihn nur an.

»Sie sind ein Vagabund und haben keine Angehörigen«, sagte Allen. »Kein Mensch wird Sie vermissen.«

»Und dann?«

»Dann sterben Sie«, antwortete Allen. »Schließlich dürfen wir nicht zulassen, dass zwei Leute mit demselben Namen herumlaufen, oder? Das ist ein fairer Tausch: Ihr Leben gegen das Leben dieser Frau.«

Jodie starrte Reacher unverwandt an und wartete auf seine Entscheidung.

»Kein Deal«, sagte Reacher.

»Ich erschieße sie«, sagte Allen.

Reacher schüttelte erneut den Kopf. Die Schmerzen waren unerträglich. Sie wurden immer stärker und breiteten sich hinter seinen Augen aus.

»Nein, Sie erschießen sie nicht«, sagte er.  
»Denken Sie darüber nach, Allen. Denken Sie an sich selbst. Sie sind ein egoistischer Scheißkerl. Sie sehen sich immer als die Nummer eins. Erschießen Sie sie, erschieße ich Sie. Sie sind dreieinhalb Meter von mir entfernt. Ich ziele auf Ihren Kopf. Drücken Sie ab, drücke ich ab. Stirbt sie, sind Sie eine Zehntelsekunde später tot. Und auch mich können Sie nicht erschießen, denn sobald Sie auf mich zu zielen versuchen, lege ich Sie um, bevor Sie den Revolver hochkriegen. Denken Sie darüber nach.«

Er starrte Allen trotz seiner Schmerzen weiter unverwandt an. Eine klassische Pattsituation. Aber es gab ein Problem.

Seine Analyse der Situation wies einen entscheidenden Fehler auf. Das erkannte er jetzt. Diese Einsicht jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Allen hatte sie im selben Moment. Auch das wusste Reacher, denn er konnte

die Zufriedenheit in Allens Blick sehen.

»Sie kalkulieren falsch«, sagte Allen. »Sie übersehen etwas.«

Reacher äußerte sich nicht dazu.

»Im Augenblick herrscht ein Patt«, bemerkte Allen. »Und dabei bleibt's, so lange ich hier stehe und Sie dort drüben. Aber wie lange werden Sie dort stehen?«

Reacher schluckte. Die Schmerzen hämmerten auf ihn ein.

»Ich stehe so lange hier wie nötig«, entgegnete er. »Ich habe reichlich Zeit. Wie Sie richtig gesagt haben, bin ich ein Vagabund. Ich habe keine dringenden Termine wahrzunehmen.«

Allen grinste.

»Tapfere Worte«, sagte er. »Aber Sie bluten aus

einer Kopfwunde. Wissen Sie das? In Ihrem Kopf steckt ein Stück Metall. Ich kann es von hier aus sehen.«

Jodie nickte verzweifelt.

»Sehen Sie mal nach, Mr. Curry«, sagte Allen.  
»Sagen Sie's ihm.«

Der Mann, der vor Reacher auf dem Sofa saß, rutschte zur Seite und richtete sich kniend auf. Er achtete darauf, nicht in die Nähe von Reachers Hand mit der Pistole zu kommen, und verrenkte sich den Hals, um zu ihm aufzusehen. Dann machte auch er ein entsetztes Gesicht.

»Das ist ein Nagel«, sagte er. »Ein richtiger Nagel. Sie haben einen Nagel im Kopf!«

»Von der Empfangstheke«, sagte Allen.

Curry nahm wieder seinen Platz ein. Reacher wusste, dass der Mann die Wahrheit gesagt hatte.

Sobald er diese Worte hörte, vervielfachten sich die Schmerzen, um dann förmlich zu explodieren. Er fühlte ein fast unerträglich qualvolles Stechen in der Stirn irgendwo über seinem linken Auge. Das reichlich ausgeschüttete Adrenalin hatte es lange überdeckt.

Doch seine Wirkung ließ langsam nach. Er bot seine ganze Willenskraft auf, um die Schmerzen zu ignorieren, aber sie ließen sich nicht völlig verdrängen. Das Blut hatte sein Hemd bis zur Taille durchtränkt. Er blinzelte und stellte fest, dass er mit dem linken Auge nichts mehr sah. Es war voller Blut. Und Blut lief an seinem Hals und den linken Arm hinunter und tropfte von seiner Hand.

»Mir geht's gut«, sagte er. »Um mich braucht sich niemand Sorgen zu machen.«

»Tapfere Worte«, wiederholte Allen. »Aber Sie haben Schmerzen und verlieren eine Menge Blut.



Sie machen's nicht länger als ich, Reacher. Sie halten sich für einen harten Burschen, aber Sie sind nichts im Vergleich zu mir. Ich bin mit abgetrennter Hand von diesem Hubschrauber weggekrochen. Meine Arterien waren zerfetzt. Ich habe in Flammen gestanden und drei Wochen lang im Dschungel überlebt. Dann bin ich unerkannt heimgekehrt und habe dreißig Jahre lang in Gefahr gelebt. Deshalb bin ich hier der taffe Kerl. Ich bin der taffste Kerl der Welt. Geistig und körperlich. Sie könnten niemals länger durchhalten als ich, auch wenn Sie keinen Nagel in Ihrem verdammten Schädel hätten. Machen Sie sich also nichts vor, okay?«

Jodie starrte ihn an. Ihr Haar leuchtete golden in dem durch die Jalousien einfallenden schwachen Licht. Es fiel ihr ins Gesicht. Trotzdem konnte er ihre Augen sehen. Ihren Mund. Die Kurve ihres Halses. Ihren schlanken Körper, der sich gegen Allens Arm stemmte. Den polierten Haken, der vor ihrem anthrazitgrauen Kostüm glänzte. Die

Schmerzen hämmerten in seinem Kopf. Das von Blut getränkte Hemd klebte kalt auf seiner Haut. Er hatte Blut im Mund. Es schmeckte metallisch. Er spürte ein erstes schwaches Zittern in der Schulter. Die Steyr in seiner Hand schien allmählich schwerer zu werden.

»Und ich bin motiviert«, fuhr Allen fort. »Was ich besitze, habe ich mir schwer erarbeitet. Ich will es behalten. Ich bin ein genialer Überlebenskünstler. Bilden Sie sich nicht ein, Sie könnten mich abknallen. Glauben Sie denn, das hätten vor Ihnen nicht schon andere versucht?«

Reacher wankte vor Schmerzen.

»Wir wollen den Einsatz jetzt etwas erhöhen!«, rief Allen.

Er zwang Jodie, sich höher aufzurichten. Rammte ihr die Mündung seiner Waffe so fest in die Seite, dass sie sich nach vorn, gegen seinen Arm beugte. Er riss sie hoch, dass er hinter ihr unsichtbar war.

Dann begann der Haken sich zu bewegen. Der Arm umklammerte jetzt nicht mehr ihre Taille, sondern den Brustkorb. Der Haken pflügte über ihre Brüste. Sie stöhnte vor Schmerz auf. Der Haken glitt unaufhaltsam weiter nach oben, bis der steil angewinkelte Arm ihren Oberkörper zusammenpresste und der Haken an ihrer linken Gesichtshälfte lag. Dann wurde der Ellbogen etwas nach außen gedreht, und die Stahlspitze grub sich in Jodies Wange.

»Ich könnte sie aufreißen«, sagte Allen. »Ich könnte ihr das Gesicht wegreißen, und Sie wären machtlos dagegen. Stress macht alles noch schlimmer, stimmt's? Die Schmerzen? Sie fühlen sich allmählich schwach, richtig? Sie sind auf der Verliererstraße, Reacher. Sie können sich nicht mehr lange auf den Beinen halten. Und wenn Sie zu Boden gehen, ist das Patt beendet, das können Sie mir glauben.«

Reacher durchlief ein Schauer. Nicht vor

Schmerzen, sondern weil er wusste, dass Allen Recht hatte. Er konnte seine Knie spüren. Sie waren stark. Aber ein Mann, der fit ist, spürt seine Knie nicht. Dass er spürte, wie sie seine hundertzehn Kilo Körpergewicht trugen, bedeutete nur, dass sie dies bald nicht mehr tun würden. Das war eine Frühwarnung.

»Sie stehen nicht mehr lange, Reacher«, rief Allen ihm zu. »Sie zittern, wissen Sie das? Sie machen's nicht mehr lange. In ein paar Minuten komme ich rüber und erledige Sie mit einem Kopfschuss. In aller Ruhe.«

Reacher überkam ein weiterer Schauer, während er seine Lage zu analysieren versuchte. Das Denken fiel ihm schwer. Er war benommen. Er hatte eine offene Kopfwunde. Etwas hatte seine Stirn durchschlagen. Er sah Nash Newman vor sich, der im Hörsaal stand und Knochen hochhielt. Vielleicht würde Nash seinen Fall später einmal so erläutern: Ein spitzer Gegenstand ist in die Stirn

eingedrungen - hier hat die Hirnhaut durchstoßen und eine Blutung verursacht. Seine rechte Hand mit der Steyr zitterte. Dann hörte er Leon knurren: Funktioniert Plan A nicht, muss man schnellstem zu Plan B übergehen.

Dann sah er plötzlich den Cop aus Louisiana vor sich, den Kerl, der ihm vor Jahren in einem anderen Leben von seinen Revolvern Kaliber 38 erzählt hatte: Man kann sich einfach nicht darauf verlassen, dass sie einen Kerl umlegen, nicht wenn er mit Engelstaub vollgepumpt auf einen zustürmt. Reacher erinnerte sich an das unglückliche Gesicht des Mannes. Man kann sich nicht darauf verlassen, dass ein Achtunddreißiger einen Mann umlegt. Und noch dazu ein Revolver Kaliber 38 mit kurzem Lauf. Der machte es schwierig, ein Ziel zu treffen. Und hielt man dabei eine sich wehrende Frau umklammert, war das noch schwieriger. Andererseits konnte die Kugel ausgerechnet dadurch ins Schwarze treffen. Ihm schwirrte der Kopf. Er hatte das Gefühl, ein Riese bearbeite ihn

mit einem Vorschlaghammer. Seine Kraft erlahmte von innen heraus. Sein aufgerissenes rechtes Auge war trocken und brannte wie von tausend Nadeln. Vielleicht noch fünf Minuten, sagte er sich. Dann bin ich erledigt. Er saß auf der Rückfahrt vom Zoo mit Jodie in einem Mietwagen. Er redete mit ihr. Im Auto war es warm. Die Grundlage jedes Schwindels ist, den Leuten zu zeigen, was sie sehen wollen, sagte er gerade. Die Steyr in seiner Hand schwankte, und er dachte: Okay, Leon, jetzt kommt Plan B. Mal sehen, wie er dir gefällt.

Seine Knie gaben nach, und er sackte kurz zusammen. Kam wieder hoch und zielte erneut auf den einzigen schmalen Streifen von Aliens Kopf, den er sah. Die Mündung der Steyr begann einen Kreis zu beschreiben. Zuerst nur einen kleinen, dann einen größeren, als seine überanstrengten Schultermuskeln das Gewicht der Waffe nicht mehr kontrollieren konnten.

Er hustete und beförderte mit der Zunge Blut aus

seinem Mund. Die Steyr sank langsam herab. Er versuchte, die Waffe wieder zu heben, aber sie blieb unten. Er zwang seine Hand höher, aber sie bewegte sich nur seitlich, als werde sie von einer unsichtbaren Kraft gelenkt. Seine Knie gaben wieder nach, und er drückte sie krampfhaft durch. Die Steyr schien meilenweit entfernt zu sein. Sie hing nach rechts unten, zielte auf den Schreibtisch. Sein angewinkelter Ellbogen konnte ihr Gewicht nicht mehr tragen, und sein Arm streckte sich langsam. Aliens Hand bewegte sich. Reacher beobachtete sie mit einem Auge und fragte sich: Ist das, was ich für Jodie empfinde, so gut, wie mit Engelstaub vollgepumpt zu sein? Der Revolverlauf blieb kurz im Stoff von Jodies Kostümjacke hängen, dann war er frei. Ob ich's schaffe? Seine Knie trugen ihn kaum noch, und er begann zu zittern. Warten. Einfach abwarten. Aliens Hand bewegte sich nach vorn. Er sah diese blitzschnelle Bewegung. Er sah die schwarze Mündung des Laufs aus rostfreiem Stahl. Sie zielt nicht mehr auf Jodie. Ihr Kopf schnellte nach unten, und er riss

die Steyr hoch und hatte sein Ziel beinahe erfasst, als Allen abdrückte. Letztlich fehlte nur eine Handbreit. Das war alles. Eine kümmerliche Handbreit. Schnell, dachte er, aber nicht schnell genug. Er sah den Hammer des Revolvers nach vorn schlagen, und dann schoss helles Mündungsfeuer aus dem Lauf. Der Schussknall ging völlig in dem gewaltigen Aufprall unter, mit dem die Kugel seine Brust traf. Wie ein Schlag mit einem gigantischen Hammer. Er dröhnte und polterte und betäubte ihn von innen heraus. Aber Reacher spürte keinen Schmerz. Überhaupt keinen. Nur eine riesige kalte Gefühllosigkeit in der Brust und ein Vakuum völliger Ruhe in seinem Kopf. Er dachte einen Augenblick scharf nach und kämpfte darum, auf den Beinen zu bleiben. Hielt sein rechtes Auge lange genug offen, um sich auf die kleine Rußwolke zu konzentrieren, die aus dem Schalldämpfer der Steyr kam, und zu beobachten, wie Aliens Kopf dreieinhalb Meter von ihm entfernt zerplatzte. In der Luft hing eine Wolke aus Blut, Knochen und Gehirnmasse, die sich wie ein



feiner Nebel nach allen Seiten ausbreitete. Ist er jetzt tot?, fragte er sich, und erst als er sich Bestimmt! antworten hörte, ließ er sich fallen, stürzte rückwärts in eine regungslose, stille Schwärze.

Er wusste, dass er im Sterben lag, weil Gesichter auf ihn zukamen - Gesichter, die er wiedererkannte. Sie kamen in einem endlos langen Strom, einzeln oder paarweise. Er sah keine Fremden zwischen ihnen. Er hatte gehört, dass es so sein würde. Angeblich sah man sein gesamtes Leben blitzschnell an sich vorüberziehen. Das sagten alle. Also lag er im Sterben.

Erschienen irgendwann keine Gesichter mehr, war es vermutlich aus mit ihm. Er fragte sich, welches Gesicht er als Letztes sehen würde. Wer entschied darüber? Er war leicht ungehalten, weil er das nicht selbst bestimmen konnte. Und was würde passieren, wenn das letzte Gesicht verschwunden war?

Aber irgendetwas klappte nicht richtig. Vor ihm tauchte ein Gesicht auf, das er nicht kannte. Dann

wurde ihm klar, dass die Army für diese Parade zuständig war. So musste es sein. Nur die Army würde versehentlich jemanden eingliedern, den er noch nie gesehen hatte. Einen völlig Unbekannten, der zur falschen Zeit am falschen Ort war. Er hatte den größten Teil seines Lebens in der Army verbracht. Da war es durchaus angemessen, dass sie auch die Organisation seines Ablebens übernahm. Und ein Fehler war annehmbar. Für die Army normal, sogar akzeptabel.

Aber dieser Kerl berührte ihn. Packte ihn grob an. Tat ihm weh. Plötzlich wurde ihm klar, dass die Parade vor diesem Kerl geendet hatte. Dieser Kerl gehörte überhaupt nicht zu ihr. Er war erst nach der Parade aufgetaucht. Vielleicht hatte er den Auftrag, ihn zu erledigen. Ja, das war's. So musste es sein. Dieser Typ war hier, um dafür zu sorgen, dass er plangemäß starb. Die Parade war vorbei, und die Army konnte nicht zulassen, dass er sie überlebte. Wozu sollte sie sich all die Mühe machen, sie zu veranstalten, wenn er sie dann überlebte? Das

durfte nicht sein. Das wäre ein grober Verstoß gegen die Vorschriften gewesen. Er versuchte sich daran zu erinnern, wer vor diesem Kerl vorbeigekommen war. Wer war der Vorletzte gewesen, der in Wirklichkeit der Letzte war? Er konnte sich nicht daran erinnern. Er hatte nicht aufgepasst. Er hatte sich davongestohlen und war gestorben, ohne zu wissen, wem das letzte Gesicht in seiner Parade gehört hatte.

Er war tot, aber er dachte noch immer. War das okay? War dies das Leben nach dem Tod. Das wäre ungeheuerlich gewesen. Er hatte fast neununddreißig Jahre geglaubt, es gebe kein Leben nach dem Tod. Manche Leute hatten ihm zugestimmt, andere widersprochen. Aber er hatte stets auf seiner Überzeugung beharrt. Jetzt befand er sich auf einmal mittendrin. Bald würde jemand auftauchen und ihm hämisch grinsend erklären: Siehst du, ich hab's dir gesagt. Das hätte er zumindest getan, wenn der Fall umgekehrt gelegen hätte.

Er sah Jodie Garber. Sie würde es ihm sagen. Nein, das war unmöglich. Sie war nicht tot. Bestimmt konnte einen doch nur eine Tote im Leben nach dem Tod belehren? Das lag auf der Hand. Eine Lebende war nicht im Leben nach dem Tod. Und Jodie Garber gehörte zu den Lebenden. Dafür hatte er gesorgt. Das war der ganze verdammte Zweck der Übung gewesen. Und außerdem wusste er ziemlich sicher, dass er mit Jodie Garber niemals über ein Leben nach dem Tod diskutiert hatte. Oder vielleicht doch? Vielleicht vor vielen Jahren, als sie noch klein gewesen war. Aber das war Jodie Garber. Und sie wollte mit ihm sprechen. Sie saß vor ihm und strich ihr Haar nach hinten. Langes blondes Haar, kleine Ohren.

»Hi, Reacher«, sagte sie.

Ihre Stimme. Ganz ohne Zweifel. Kein Irrtum möglich.

Also war sie wahrscheinlich doch tot. Vielleicht bei einem Verkehrsunfall umgekommen. Das wäre eine grausame Ironie des Schicksals gewesen.

»Hi, Jodie«, sagte er.

Sie lächelte. Es gab Kommunikation. Also war sie tot. Bestimmt konnten sich nur Tote untereinander reden hören. Aber er musste es sicher wissen.

»Wo sind wir?«, fragte er.

»St. Vincent's«, antwortete sie.

St. Petrus kannte er. Das war der Kerl am Himmelstor. Er hatte schon Bilder von ihm gesehen. Nun, keine richtigen Bilder, sondern Cartoons. Er war ein alter Mann mit Bart und langem Gewand, stand an einem Pult und fragte einen, aus welchen Gründen man eingelassen werden wollte. Aber er konnte sich nicht daran erinnern, dass St. Petrus ihm irgendwelche Fragen

gestellt hatte. Vielleicht kam das später. Vielleicht musste man den Himmel wieder verlassen und dann versuchen reinzukommen.

Aber wer war St. Vincent? Vielleicht war er derjenige, der den Ort verwaltete, in dem man wartete, bis man vor St. Petrus geführt wurde. Eine Art Rekrutenlager. Nun, das würde kein Problem sein. Im Rekrutenlager war er mühelos zurechtgekommen. Er würde auch diesmal damit klarkommen. Aber er ärgerte sich darüber. Er war zuletzt Major gewesen, verdammt noch mal - ein Star. Er hatte Orden vorzuweisen. Warum, zum Teufel, sollte er noch mal eine Rekrutenausbildung absolvieren müssen?

Und warum war Jodie hier? Sie sollte am Leben sein. Er spürte, dass seine linke Hand zur Faust geballt und er äußerst ungehalten war. Er hatte ihr das Leben gerettet, weil er sie liebte. Wieso war sie dann tot? Was, verdammt noch mal, wurde hier gespielt? Er versuchte sich aufzusetzen.

Irgendetwas hielt ihn fest. Was war das wieder? Er wollte ein paar Antworten bekommen, sonst würde er's ihnen zeigen.

»Ganz ruhig«, sagte Jodie.

»Ich will St. Vincent sprechen«, erklärte er. »Und zwar sofort! Sag ihm, er soll seinen faulen Arsch binnen fünf Minuten hier reinwuchten, sonst bin ich echt sauer.«

Sie betrachtete ihn forschend, dann nickte sie.

»Okay«, meinte sie.

Dann stand sie auf. Sie verschwand aus seinem Blickfeld, und er ließ sich zurücksinken. Dies war bestimmt kein Rekrutenlager. Viel zu ruhig dafür, und die Kissen zu weich.

Im Nachhinein betrachtet hätte es ein Schock sein müssen. Aber es war keiner. Das Zimmer um ihn herum wurde scharf, und er erkannte die weißen



Möbel und die blitzenden Geräte und dachte: Krankenhaus. Den Wechsel vom Toten zum Lebenden tat er mit dem gleichen innerlichen Schulterzucken ab, mit dem ein viel beschäftigter Mann erkennt, dass er sich im Wochentag geirrt hat.

Das Zimmer war sonnenhell. Er drehte den Kopf zur Seite und sah, dass es ein Fenster besaß. Dort saß Jodie in einem Sessel und las. Er atmete bewusst leise und beobachtete sie. Ihr frisch gewaschenes Haar glänzte. Es fiel ihr bis auf die Schultern herab, und sie spielte mit einer Strähne, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger zwirbelte. Sie trug ein gelbes, ärmelloses Kleid. Ihre Schultern waren sommerlich gebräunt, die Arme lang und schlank. Sie trug zu ihrem Kleid passende beige Slipper.

»Hey, Jodie«, sagte er.

Sie drehte den Kopf zur Seite und sah ihn an.

Forschte in seinem Gesicht nach etwas, und als sie es fand, lächelte sie.

»Selber hey«, erwiderte sie. Dann legte sie ihr Buch beiseite, stand auf, machte drei Schritte, beugte sich über ihn und gab ihm einen sanften Kuss.

»St. Vincent's«, bemerkte er. »Du hast's mir gesagt, aber ich war verwirrt.«

Sie nickte.

»Du warst voller Morphinum«, sagte sie. »Sie haben dich damit vollgepumpt. Was du im Blut hattest, hätte alle Süchtigen von New York glücklich gemacht.«

Er nickte. Sah zum Fenster hinüber. Es schien Nachmittag zu sein.

»Welcher Tag ist heute?«

»Wir haben Juli. Du warst drei Wochen bewusstlos.«

»O Gott, dann müsste ich ausgehungert sein.«

Sie ging ums Fußende des Betts herum und trat an die linke Seite. Legte ihre Hand auf seinen Unterarm. Er sah, dass dünne Plastikschläuche in die Armvenen an seinem Ellbogen führten.

»Man hat dich künstlich ernährt«, erklärte sie. »Ich habe aufgepasst, damit du bekommst, was du am liebsten magst. Du weißt schon, viel Traubenzucker und Vitamine.«

Er nickte.

»Nichts geht über Vitamine«, sagte er.

Sie schwieg.

»Was?«, fragte er.

»Du erinnerst dich?«

Er nickte wieder.

»An alles«, antwortete er.

Sie schluckte.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, flüsterte sie. »Du hast eine Kugel aufgefangen, um mich zu retten.«

»Mein Fehler«, sagte er. »Ich war zu langsam, das war alles. Ich wollte ihn austricksen und als Erster schießen. Aber ich hab's offenbar überlebt. Reden wir also nicht mehr davon. Das ist mein Ernst.«

»Aber ich muss dir danken«, flüsterte sie.

»Vielleicht sollte ich dir danken«, sagte er. »Ein schönes Gefühl, eine Frau zu kennen, die es wert ist, dass man ihretwegen eine Kugel auffängt.«

Sie nickte, aber das hieß nicht, dass sie ihm zustimmte. Es war nur eine willkürliche Bewegung, die verhindern sollte, dass sie in Tränen ausbrach.

»Also, wie geht's mir?«, wollte er wissen.

Sie machte eine lange Pause.

»Ich hol den Arzt«, sagte sie ruhig. »Der kann's dir besser erklären als ich.«

Sie verließ den Raum, und ein Mann im weißen Arztmantel kam herein. Reacher musste lächeln, als er ihn sah. Das war der Kerl, den die Army geschickt hatte, damit er ihn nach dem Ende seiner Parade erledigte. Ein kleiner, breitschultriger, stark behaarter Mann, der sich sein Geld auch als Catcher hätte verdienen können.

»Verstehen Sie etwas von Computern?«, fragte er.

Reacher zuckte mit den Schultern und befürchtete

schon, dies sei eine verschlüsselte Einleitung zu schlechten Nachrichten über seinen Gesundheitszustand.

»Von Computern?«, antwortete er. »Nicht sehr viel.«

»Okay, stellen Sie sich Folgendes vor«, sagte der Arzt. »Stellen Sie sich einen Cray-Supercomputer vor, der zufrieden summend arbeitet. Wir füttern ihn mit allem, was wir über die Physiologie des Menschen und über Schussverletzungen wissen, und fordern ihn dann auf, einen Mann zu kreieren, der am besten dafür geeignet ist, einen Brustschuss aus einem Revolver Kaliber 38 zu überleben. Stellen Sie sich vor, er würde eine Woche lang arbeiten. Was würde er dann wohl ausspucken?«

Reacher zuckte erneut mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Ein Bild von Ihnen, mein Freund«, sagte der Arzt. »Die Kugel ist nicht mal in Ihre Brust

eingedrungen. Ihr Brustmuskel ist so kräftig und fest, dass er sie aufgehalten hat. Wie eine drei Zoll dicke Kevlarweste. Die Kugel hat den Muskel durchschlagen und eine Rippe zertrümmert, aber sie ist nicht tiefer eingedrungen.«

»Wieso war ich dann drei Wochen bewusstlos«, fragte Reacher. »Nicht wegen einer Fleischwunde oder einer gebrochenen Rippe, das steht fest. Ist mein Kopf in Ordnung?«

Der Arzt reagierte höchst merkwürdig. Er boxte mit den Fäusten mehrmals in die Luft. Dann trat er übers ganze Gesicht grinsend näher ans Bett.

»Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht«, sagte er. »Große Sorgen. Ihre Kopfverletzung war wirklich ernst. Ich hätte auf einen Tacker getippt, bis jemand mir sagte, dass Sie bei einem Schrotschuss durch herumfliegende Trümmer verletzt wurden. Der Nagel hat ihre Stirn durchschlagen und ist ungefähr drei Millimeter ins Gehirn eingedrungen. In den

Großhirnlappen, mein Lieber, kein guter Platz für einen Nagel. Aber Ihr Schädel ist dicker als der eines Neandertalers. Bei jedem anderen wäre der Nagel ganz eingedrungen, und das wär's dann gewesen.«

»Mir fehlt also nichts?«, hakte Reacher nach.

»Sie haben uns gerade zehntausend Dollar für Tests gespart«, erwiderte der Arzt zufrieden. »Ich habe Ihnen von Ihrer Brustwunde berichtet, und was haben Sie getan? Analytisch? Sie haben das mit den in Ihrer Datenbank gespeicherten Informationen verglichen und erkannt, dass dies keine sehr schwere Verletzung ist, erkannt, dass sie kein dreiwöchiges Koma bewirkt haben kann, sich an ihre andere Verletzung erinnert, zwei und zwei zusammengezählt und die Frage von vorhin gestellt. Sofort. Ohne Zögern. Schnell, logische Überlegungen, Sammeln einschlägiger Informationen, rasche Verarbeitung und vernünftige Fragen an jemanden, der sie beantworten kann. Mit



Ihrem Kopf ist alles in Ordnung, mein Freund. Auf dieses fachliche Urteil können Sie vertrauen.«

Reacher nickte. »Okay, wann darf ich hier raus?«

Der Arzt nahm ein Klemmbrett mit einem Packen Papier aus dem Fach am Fußende des Betts und blätterte darin. »Nun, Ihr Allgemeinzustand ist ausgezeichnet, aber wir müssen Sie noch etwas länger beobachten. Vielleicht in ein paar Tagen.«

»Auf gar keinen Fall«, widersprach Reacher. »Ich verschwinde heute Abend.«

Der Arzt nickte. »Schön, warten wir ab, wie Sie sich in einer Stunde fühlen.«

Er trat ans Kopfende des Betts und streckte seine Hand nach dem Ventil am unteren Ende eines der Tropfe aus. Verstellte es klickend und schnippte mit dem Zeigefinger gegen den dünnen Schlauch. Beobachtete ihn kurz, nickte und verließ das Zimmer. An der Tür begegnete er Jodie. Sie kam

mit einem Mann in einem Leinensakko herein. Er war ungefähr fünfzig, blass und hatte kurz geschnittenes graues Haar. Reacher dachte: Jede Wette, dass dieser Typ aus dem Pentagon kommt.

»Reacher, das hier ist General Mead«, stellte Jodie den Mann vor.

»Vom Heeresministerium«, sagte Reacher.

Der andere sah ihn überrascht an. »Kennen wir uns?«

Reacher schüttelte den Kopf. »Nein, aber mir war klar, dass jemand von Ihnen vorbeischaun würde, sobald ich wieder auf den Beinen bin.«

Mead lächelte. »Wir haben praktisch draußen auf dem Flur kampiert. Um es im Klartext zu sagen: Wir möchten, dass Sie über die Sache mit Carl Allen schweigen.«

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Reacher.

Mead lächelte wieder und wartete. Als erfahrener Bürokrat wusste er, was als Nächstes kommen würde. Im Leben ist nichts umsonst, hatte Leon oft gesagt.

»Das Ehepaar Hobie«, begann Reacher. »Lassen Sie die beiden erster Klasse nach Washington fliegen, bringen Sie sie in einem Fünfsternehotel unter, zeigen Sie ihnen den Namen ihres Sohns auf dem Denkmal für die in Vietnam Gefallenen, und sorgen Sie dafür, dass sie dabei von einer Horde ständig salutierender Stabsoffiziere begleitet werden. Dann halte ich dich.«

Mead nickte.

»Wird gemacht«, sagte er, stand unaufgefordert auf und verließ den Raum. Jodie setzte sich ans Fußende des Betts.

»Was ist mit der Polizei?«, fragte Reacher. »Muss ich irgendwelche Fragen beantworten?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Allen war ein Polizistenmörder«, antwortete sie. »Bleibst du in New York, bekommst du vom NYPD dein Leben lang keinen Strafzettel mehr. Das war eindeutig Notwehr, das stellt niemand in Frage.«

»Was ist mit meiner Pistole? Die war gestohlen.«

»Nein, sie hat Allen gehört. Du hast sie ihm entrissen. Das hat ein ganzer Raum voller Zeugen beobachtet.«

Er nickte. Sah wieder die Wolke aus Blut, Knochen und Gehirnmasse, in die Aliens Kopf sich auflöste. Ein ziemlich guter Schuss, dachte er. Schlechtes Licht, Stress, ein Nagel im Kopf, eine Kugel Kaliber 38 in der Brust - und trotzdem genau ins Schwarze. Dann sah er wieder den Haken, der an Jodies Gesicht lag: polierter Stahl auf dem Honigbraun ihres Teints.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

»Ja, ich bin okay«, erwiderte sie.

»Bestimmt? Keine Albträume?«

»Keine. Ich bin schon ein großes Mädchen.«

Er nickte wieder. erinnerte sich an seine erste Nacht mit Jodie. Ein großes Mädchen. Das schien Millionen Jahre her zu sein.

»Aber ist mit dir alles in Ordnung?«, wollte sie wissen.

»Nach Ansicht des Arztes schon. Er hat mich einen Neandertaler genannt.«

»Tatsächlich?«

»Wie sehe ich aus?«

»Warte, ich zeig's dir.«

Sie verschwand in der Toilette und kam mit dem Wandspiegel zurück; rund mit weißem Kunststoffrahmen. Sie stellte ihn auf Reachers Beine. Er hielt ihn mit der rechten Hand fest und betrachtete sich darin. Er war noch immer braun gebrannt. Blaue Augen. Weiße Zähne. Auf seinem kahl geschorenen Schädel war das Haar schon wieder ein wenig nachgewachsen. Die linke Hälfte seines Gesichts war mit Narben übersät. Das Loch in seiner Stirn fiel deshalb kaum auf. Es sah nur röter aus als die anderen Verletzungen, war aber nicht größer als die zwei Zentimeter davon entfernte Narbe, wo sein Bruder Joe ihn bei einem längst vergessenen Kinderstreit mit einer Glasscherbe aufgeritzt hatte. Als er den Spiegel leicht kippte, stellte er fest, dass seine Brust dick mit weißen Binden bandagiert war. Er hatte schätzungsweise zehn bis zwölf Kilo abgenommen und war jetzt wieder bei seinem Normalgewicht von hundert Kilogramm. Er gab Jodie den Spiegel, wollte sich aufsetzen und fühlte sich plötzlich schwindlig.

»Ich will hier raus«, sagte er.

»Bist du sicher?«, fragte sie.

Reacher nickte. Er war sich sicher, doch er fühlte sich sehr müde. Er ließ den Kopf aufs Kissen sinken. Ihm war warm, und das Kissen war weich. Sein Kopf wog plötzlich eine Tonne, und die Nackenmuskeln konnten ihn nicht mehr bewegen. Um ihn herum wurde es dunkel. Er verdrehte die Augen und sah unerreichbar hoch über sich die Tropfe hängen. Das Ventil, das der Arzt verstellt hatte. Er hörte es wieder klicken. Dieses leise Geräusch hatte er deutlich vernommen. Der Klarsichtbeutel des Tropfs war mit einem grünen Wort beschriftet. Es stand auf dem Kopf. Er kniff die Augen zusammen, um es lesen zu können. Konzentrierte sich ganz darauf. Es lautete Morphium.

»Scheiße«, flüsterte er, und der Raum versank in Dunkelheit.

Als er seine Augen wieder öffnete, war es früher am Tag. Vormittag, nicht Nachmittag. Jodie saß in dem Sessel am Fenster und las. Dasselbe Buch. Ihr Kleid war blau, nicht gelb.

»Es ist morgen«, sagte er.

Sie klappte ihr Buch zu, stand auf, trat ans Bett, beugte sich über ihn und küsste ihn. Er erwiderte ihren Kuss, dann biss er die Zähne zusammen, zog die IV-Nadeln aus seinem Arm und ließ sie über die Bettkante fallen. Aus den dünnen Schläuchen tropfte es auf den Fußboden. Er setzte sich auf und fuhr sich mit einer Hand über seinen stacheligen Kopf.

»Wie fühlst du dich?«, fragte sie.

Er saß reglos im Bett und konzentrierte sich auf eine gründliche Inspektion seines Körpers, die mit den Zehen begann und an der Schädeldecke



aufhörte.

»Gut«, antwortete er.

»Du hast Besuch«, sagte Jodie. »Sie haben gehört, dass du wieder bei Bewusstsein bist.«

Er nickte, dann streckte er sich. Er konnte die Brustwunde spüren. Sie saß links. Dort war eine gewisse Schwäche fühlbar. Er griff mit der linken Hand nach oben zum Ständer mit den Tropfen. Der senkrechte Stab aus rostfreiem Stahl war am oberen Ende zu einer runden Spirale gebogen, die als Halterung für die Klarsichtbeutel diente. Er legte die Hand über die Spirale und drückte kräftig zu. Er spürte kleine Blutergüsse im Ellbogen, wo die IV-Nadeln gesteckt hatten, und ein Ziehen in der Brust, wo die Kugel eingedrungen war. Aber trotzdem verformte sich die Stahlspirale unter seinen Fingern zu einem Oval. Er lächelte.

»Okay, schick sie rein«, sagte er.

Er wusste, wer die Besucher waren, noch bevor sie sein Zimmer betraten. Das verriet ihm das Geräusch. Die Räder des Wägelchens mit der Sauerstoffflasche quietschten. Die alte Mrs. Hobie trat zur Seite und ließ ihren Mann zuerst eintreten. Sie trug ein hübsches neues Kleid, er seinen alten Sergeanzug. Er schob das Wägelchen an ihr vorbei und blieb stehen, umklammerte den Griff mit der linken Hand und hob seine zitternde Rechte, um militärisch zu grüßen. Reacher erwiderte den Gruß auf gleiche Weise. Als er ihn zackig beendet hatte, schob der alte Mann sein Wägelchen langsam zum Bett, während seine Frau hinter ihm hertrippelte.

Die Hobies waren wie verwandelt. Immer noch alt und gebrechlich, aber von heiterer Ruhe erfüllt. Er dachte an Newmans fensterloses Labor auf Hawaii und erinnerte sich an Allens Sarg mit Victor Hobies Skelett. Victor Hobies alte Knochen. Er hatte sie noch deutlich vor Augen. Sie waren unverwechselbar. Die hohe, breite Stirn, der gut geformte Schädel. Die gleichmäßigen weißen

Zähne. Die langen Gliedmaßen. Ein edles Skelett.

»Er war ein Held, wissen Sie.«

Der alte Mann nickte.

»Er hat seine Pflicht getan.«

»Viel mehr als das«, sagte Reacher. »Ich habe seine Akte gelesen und mit General DeWitt gesprochen. Er war ein mutiger Flieger, der mehr als nur seine Pflicht erfüllt hat. Durch seine Tapferkeit hat er vielen Kameraden das Leben gerettet. Wäre er nicht gefallen, besäße er jetzt drei Sterne. Er wäre entweder General Victor Truman Hobie mit einem bedeutenden Posten in der Army oder einem wichtigen Job im Pentagon.«

Die alte Dame legte ihre magere, blasse Hand in die ihres Mannes, und beide hatten feuchte Augen. Sie stellten sich vor, was alles hätte sein können.

»Jetzt kann ich glücklich sterben«, sagte er.

Reacher schüttelte den Kopf.

»Nein, das können Sie noch nicht«, meinte er.  
»Sie müssen das Denkmal für die Gefallenen des Vietnamkriegs besichtigen und seinen Namen darauf lesen. Ich möchte, dass Sie mir ein Foto davon mitbringen.«

Der alte Mann nickte, und seine Frau lächelte.

»Miss Garber hat uns erzählt, dass Sie vielleicht nach Garrison ziehen«, bemerkte sie. »Dann wären wir praktisch Nachbarn.«

Reacher nickte.

»Vielleicht«, sagte er.

»Miss Garber ist eine feine junge Frau.«

»Ja, Ma'am, das stimmt.«

»Hör auf mit dem Unsinn«, ermahnte ihr Mann

sie. Dann erklärten sie Reacher, dass sie nicht länger bleiben könnten, weil ihre Nachbarin, die sie hergebracht hatte, nach Brighton zurück müsse. Er sah ihnen nach, als sie langsam auf den Korridor hinausgingen. Sobald sie verschwunden waren, kam Jodie herein. Sie lächelte.

»Der Arzt sagt, du darfst nach Hause!«

»Könntest du mich fahren? Hast du schon einen neuen Wagen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nur einen Mietwagen. Keine Zeit, ein Auto zu kaufen. Hertz hat mir einen Mercury mit Satellitennavigation zur Verfügung gestellt.«

Er reckte die Arme in die Luft und ließ seine Schultermuskeln spielen. Sie fühlten sich erstaunlich gut an. Auch die Rippen waren in Ordnung. Keine Schmerzen.

»Ich brauche Klamotten«, sagte er. »Meine alten

Sachen sind hinüber, denke ich.«

Sie nickte. »Die Krankenschwestern haben sie dir vom Leib geschnitten.«

»Du warst dabei?«

»Ich bin die ganze Zeit hier gewesen«, erwiderte sie. »Ich wohne in einem Zimmer am Ende des Korridors.«

»Was ist mit deiner Arbeit?«

»Unbezahlter Urlaub«, antwortete sie. »Ich habe ihnen gesagt, dass ich kündige, wenn ich keinen bekomme.«

Sie nahm einen Stapel Kleidungsstücke aus einem Fach des Wandschranks. Neue Jeans, neues Hemd, neues Sakko, neue Socken und neue Boxershorts, alles ordentlich zusammengelegt. Seine alten Schuhe obendrauf. Wie in der Army

»Die Sachen sind nichts Besonderes«, sagte sie entschuldigend. »Ich wollte nicht zu lange wegbleiben und bei dir sein, wenn du aufwachst.«

»Du hast drei Wochen hier herumgesessen?«

»Die sind mir wie drei Jahre vorgekommen«, sagte sie. »Du warst überhaupt nicht ansprechbar und hast schrecklich ausgesehen. Wirklich schlimm!«

»Dieses Satellitending«, sagte er. »Findet das auch nach Garrison?«

»Du willst dorthin?«

»Ich denke schon. Zum Erholen, stimmt's? Vielleicht tut Landluft mir gut.«

Dann wandte er den Blick von ihr ab.

»Vielleicht könntest du eine Weile bei mir bleiben und mir helfen, mich zu erholen.«

Er schlug die Bettdecke zurück und stand auf. Langsam und unsicher. Fing an, sich anzuziehen, während Jodie ihn stützte, damit er nicht umkippte.

ENDE